Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neueſten Entdeckungen.

Ein Leſebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Sechster Theil.

Die Landenge Darien, Gujana, Peru, Paraguay und Tucuman.

Stuttgart,
bei Auguſt Friedrich Macklot. 1820.

Inhalt.

Seite

Die Landenge Darien 1
Sonderbare Bildung des Iſthmus . . . . —
Wichtigkeit für den Welthandel, einen Kanal durch ſie zu führen . . . . —
Fruchtbares Clima und ungeheure Menge Kröten . 2
Portobello als einer der wichtigſten Handelsplätze . —
Perlen-Fiſcherei von Panama . . . . . 4 — 5
Die Nigua, der gefährliche Floh 6
Gift des Manchinellen-Baumes und Verſuche damit nach 150 Jahren 7
Lerchen vergiften in Nymwegen eine ganze Geſellſchaft 8
Die Einwohner Dariens 9
Große Anzahl von Albinos . . . . —
Schreckliche Strafe der Unzucht 12
Sonderbare Art zur Ader zu laſſen 13

Gujana 15
Seine Entdeckung . . . . —
Mährchen von der goldenen Stadt Manoa oder El Dorado —
Große Ungeſundheit des Clima 17
Reichthum an trefflichen Holzarten 18
Das elaſtiſche Harz, der Baum davon beſchrieben . —
Verdienſte der Merian um die dortige Naturgeſchichte, nebſt einer kurzen Biographie von ihr . . . 19
Sonderbarer Inſtinkt der dortigen Bienen . . . 21
Die Rieſenſchlange Aboma 22
Die gehörnte Kröte und die Pipa mit der Brut auf dem Rücken 23
Der Trompetenvogel und deſſen hohe Zähmung . . 25
Der Lamentin (Meerochſe) und deſſen Jagd . . —
Die Galibis, ihre Sitten, Wohnungen, Religion, Sclaven-Handel u. ſ. w. 27
Paramaribo, Hauptſtadt von Surinam 34
Lebensweiſe der dortigen Pflanzer und Grauſamkeit gegen die Neger 36
Der Neger Quacy, der Entdecker der Quaſſia . . 37
Werth der holländiſchen Colonien 39
Das franzöſiſche Gujana . . . . —
Cayenne, beſchrieben 40

	Seite
Peru	43 u. f.
Vielfache Abſtufungen des dortigen Clima . .	43
Allgemeine Anſicht des Landes	44 — 47
Gebirge. Die Andes der Cordilleren	47
Ungeheure Schluchten von merkwürdiger Bildung .	—
Noch kein Sterblicher hat die oberſte Region der höchſten Gebirgsſpitzen betreten	48
Einziges Phänomen des Sonnen-Aufgangs auf dieſen Höhen	49
Vulkane	49 u. f.
Bei ihren Exploſionen werfen ſie Fiſche aus . .	50
Erdbeben	51 — 52
Reiche Metallminen	52 u. f.
Von edeln Steinen beſonders Smaragde . . .	52
Das Silber-Bergwerk Potoſi	55 — 57
Große Mängel des dortigen Bergbaues . . .	57
Die Queckſilberminen von Huancavelica . . .	58
Metallſchätze des Gebirges von Lauricocha und anderer	59 — 61
Einige Bewohner der Andes. Das Llacma . . .	62 — 63
Die Vicunna	64 — 66
Der Condor	66
Bewäſſerung Peru's	67 u. f.
Der Ukayale und der Maranon oder Amazonen-Fluß, mit ihren weiten Stromgebieten	67 u. f.
Die herrliche Ebene Pampa del Sacramento . .	68
Condamine's Fahrt auf dem Maranon	70 — 71
Das Land der Maynas-Indier	72
Fiſcherei und Schildkrötenfang der Maynas . .	73 — 74
Der Anta oder Tapir, und das Waſſer-Schwein (Capibara)	75
Sage von den Amazonen Amerika's	80 — 82
Der Rio Negro oder ſchwarze Fluß	82
Clima von Peru	85 — 86
Das Thal von Tumbes kennt den Regen nicht .	86
Der Menſch. Der Original-Bewohner, der Amerikaner	87 u. f.
Lebensart und Denkweiſe ſind bei ihm nach den vielfachen Abſtufungen des Clima ſehr verſchieden .	87 — 88
Fühlloſigkeit ein Hauptzug im Charakter des Süd-Amerikaners	89
Sprachen faſt ohne Ausnahme dürftig und rauh .	90
Körperliche Bildung des Peruaners	91 — 92
Wohnungen, Lebensart, Trunkliebe	92 — 93
Die Bewohner der öſtlichen Flußgebiete; die Purimaguas und andere	94 u. f.
Die Xeberos und Xibaros	97
Die Maynas	97 — 104
Miſſionen unter dieſen Volksſtämmen	97
Der Zitteraal und der Zitterrochen	98 — 99
Jagd mittelſt Blasröhren und künſtlich vergifteter Pfeile	102
Verdienſte der Miſſionäre, beſonders der Jeſuiten .	104
Die Omaguas oder Plattköpfe	105 — 106
Schwache Bevölkerung bei allen dieſen indianiſchen Stämmen	107

Seite

Der Fremde, der in Peru Angeſiedelte . . . 107 u. f.
Liebe für die Wiſſenſchaften unter den dortigen Creolen 112
Hauptſtadt Lima. Lobenswerthe öffentliche Anſtalten 114
Kirchen, Proceſſionen, Ergötzlichkeiten, Promenaden 115 — 117
Luxus. Frauenzimmer . . . . 117 — 119
Die Stadt Quito 119
Neger in Peru . . . . 119 — 121
Cuſco (Stadt) 122
Sonnentempel . . . . —
Guajaquil (Stadt) . . . . 123 — 124
Treffliche Landſchaften. Das Thal Vitoc . . 127
Das Thal Tarija 129
Die ſogenannte wüthende Tollheit, ein dieſem Landſtriche eigenes Uebel 130
Die Cinchona oder der Fieberrinden-Baum . . 131
Schönes Gewebe einer Seidenraupe der Gegend um Guamalies 133
Die Cocapflanze, das Betel der Amerikaner . . 134
Ausſichten für den Handel von Peru . . . 136

Paraguay und Tucuman . . . . 136 u. f.
Verſchiedenheit des Bodens 137
Flüſſe. Der Rio de la Plata und ſeine ungeheure Mündung 138
Clima . . . . 140 — 143
Der amerikaniſche Strauß . . . . . 140 — 141
Heiße Nordwinde 142
Naturprodukte. Mineralien 143
Die Algarova oder der Johannisbrod-Baum . . 144
Der Thee von Paraguay (Caamiri-Thee) . . 145 u. f.
Der Quabyra-miri-Baum und ſein Ameiſenwachs 146 — 147
Die treffliche Frucht Quembe 148
Der Copaiva-Balſam-Baum und einige andere Baumgattungen . . . . 149 — 150
Erſtaunliche Vermehrung der europäiſchen großen Hausthiere 150
Das dortige Hornvieh und ſeine Wichtigkeit für den Handel . . . . 150 — 152
Pferde . . . . 152 — 153
Maulthiere, Wollenvieh, Hunde . . . . . 153 — 154
Eingeborne wilde Quadrupeden 155
Das dortige Reh iſt einer ſeltenen Zähmung fähig . —
Verwüſtungen durch Ratten 156
Menge der Kröten . . . . —
Unzählige Blutigel und andere Inſekten . . . —
Schädliche Ameiſen 157
Der Menſch. Der Original-Bewohner, der Amerikaner . . . . 157 u. f.
Vielfache Volksſtämme 158
Sprachen . . . . —
Eintheilung in berittene und unberittene Nationen . —
Die Payaquas, eines der wildeſten Raubvölker . 159
Die Nation der Guaranier 160
Die Chiriguaner 161

	Seite
Die Guanas, Guajacuras und Chiquiten . .	161
Die Abiponer	162 u. f.
Ihr Aeußeres	162 — 163
Große Gewandtheit und Abhärtung	163 — 165
Wohnungen, Fahrzeuge, Kleidung, Hausrath .	167 — 168
Ihre Hunde	168 — 169
Abnahme der Volkszahl und Urſachen davon . .	169 — 170
Haß gegen die Spanier	170
Fähigkeiten; Rednertalente	—
Die indianiſchen Nationen dieſer Länder beſitzen viel Nachahmungs-Talent; Genie und tiefe Denkkraft aber ſind ihnen nicht eigen	172
Religionsbegriffe. Aberglauben	173 — 174
Seltſame Gebräuche	175 — 176
Oberhäupter, Waffen, Kriegszüge	176 — 178
Begräbniſſe	178 — 179
Der Fremde, der dort Angeſiedelte .	179 — 186
Die Jeſuiten in Paraguay	179
Durch ihre Einwirkung ſind die Indianer unſtreitig beſſere Menſchen geworden	180
Verfaſſung der Miſſionen und Behandlung der bekehrten Indianer	180 — 181
Welches ſind die den Jeſuiten in Paraguay angeſchuldigten Verbrechen, und war es gerecht, ſie aus dieſen Ländern zu vertreiben?	182 — 183
Die wichtigſten Städte von Paraguay und Tucuman. Buenos-Ayres	183 — 185
Rückblick. Auch dieſe öden Regionen wären durch Beförderung der Kultur der herrlichſten Benutzung fähig	185 — 186

Die Landenge Darien.

Höchſt merkwürdig bleibt ſtets die Landenge der Provinzen Veragua, Panama und Darien. Die über ſie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortſetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen Trotz boten, und hierdurch das völlige Zerreiſſen der beiden Theile der neuen Welt verhinderten.

Wie wenig fehlt ſonſt daran, daß der Ocean nicht auch dieſe dünne Erdzunge zerſtückelt hätte! Man ſehe nur, wie tief das Meer an verſchiedenen Orten bereits hineingedrungen und das Land aufgelöſet oder ausgehöhlt hat. Kann z. B. wohl ein geringerer Zuſammenhang des feſten Landes noch übrig ſeyn, als der beim See Nicaragua in der Papageien-Bay über dem 11. Breitengrad? — Von den nicht zu berechnenden Vortheilen, welche die Anlegung eines Kanals durch das hier nur wenige Meilen breite Land darbieten müßte, haben wir bereits im vorigen Bändchen ausführlicher geſprochen.

Dieſe Landzunge begreift jetzt drei wichtige Provinzen, Veragua, Panama und Darien. Die in der Mitte gelegene Provinz Panama enthält nicht nur die Stadt gleiches Namens als Hauptſtadt der drei Provinzen, welche zuſammen genommen auch das Königreich Terra firma genannt werden; ſondern ihr gehört gleichfalls auch der berühmte See- und Handelshafen Portobello.

Traurig iſt es, daß dieſe Länder bis jetzt zu ſehr wegen ihres bösartigen Clima bekannt ſind. Das Clima iſt an einigen Orten, z. B. beſonders das von Portobello, vorzüglich dem Ausländer ſo ſehr zuwider, daß in etwas früheren Zeiten keine Frau es wagen durfte, dort ihre Niederkunft zu halten; man brachte ſie deßhalb ſchon im 4ten oder 5ten Monate der Schwangerſchaft nach Panama. Die muthvolle Frau eines angeſehenen Beamten machte dieſer übertriebenen Furcht endlich ein Ende. Sie hielt ruhig in Portobello ihr Wochenbett, und zwar ſehr glücklich. Seit dem ſind mehrere ihrem Beiſpiele gefolgt. Indeſſen iſt es unläugbar, daß dieſe Gegend

dem Europäer äußerſt gefährlich und nicht ohne Urſache der Kirchhof der Spanier heißt; Ulloa dehnt dieß mit Recht weiter aus, er nennt ſie den Kirchhof aller fremden Nationen.

Man rechnet nämlich, daß, wenn die Schiffe ſich hierſelbſt einige Zeit aufhalten, entweder die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel der Mannſchaft, aller angewandten Fürſorge ungeachtet, begraben wird.

Die Haupturſache dieſer Schädlichkeit des Clima liegt in der mit ſehr großer Hitze verbundenen Feuchtigkeit.

Bei einer ungeheuern Hitze ſtrömt das Waſſer in den Monaten December bis im Mai durch faſt ununterbrochene Gewitterſchauer aus den Wolken herab. Das ſtäte Krachen des Donners, das aus den Gebirgen, welche die Stadt umgeben, wiederhallet, ſo wie das Geſchrei, welches ſodann die Waldthiere, vornehmlich die Tiegerarten und Affen, erheben, dieß zuſammen macht einen furchtbaren Eindruck auf den Fremdling. Dabei hindern die dicken Waldungen den zum Austrocknen nothwendigen Grad von Ausdünſtung. In einem ſolchen Clima gedeihen denn alle organiſche Körper, vorzüglich diejenigen, welche der Feuchtigkeit bedürfen, auf eine in Europa durchaus unerhörte Weiſe.

Die Anzahl der Schlangen, Hundertfüße, Scorpionen und Mosquiten auf dieſer ganzen Küſte überſteigt allen Glauben. Wenn es in der Nacht geregnet hat, ſagt Ulloa, dann ſcheinen die Gaſſen und offenen Plätze gleichſam gepflaſtert mit 6 Zoll langen Kröten; man kann keinen Fuß niederſetzen, ohne einige davon zu zertreten.

Unſtreitig könnte auch hier die Fürſorge des thätigen Menſchen durch Umhauen überflüſſiger Waldungen, Austrocknen der Moräſte und Urbarmachen des herrlichſten, jetzt ungenutzten Bodens Wunder bewirken, und viel Tauſend dürftige Einwohner in glückliche Menſchen verwandeln; allein Spanien hatte ſtets zu große Beſitzungen und zu große Fahrläſſigkeit gegen alles, was nicht im erſten Augenblicke entweder ſelbſt Gold einbringt, oder ſich doch ſofort darein verwandeln läßt.

So viel Widriges aber auch Portobello in Rückſicht des Clima haben mag, ſo iſt und muß es dennoch, faſt auf eben die Art als Vera Cruz, ſtets einer der wichtigſten Plätze der Erde ſeyn. Ihr guter Hafen an dem Atlantiſchen Meere auf dem ſchmalſten Theile der Erdzunge, und ihr geringer Abſtand von Panama, haben hierher die großen Meſſen gelegt, welche die Handlung von Peru und Spanien mit einander verbinden.

Die Galleonen, auf welchen die edlen Metalle von Peru nach Spanien geführt werden, gehen von dort zuerſt nach Carthagena. Hier warten ſie bis zur Ankunft der Peruaniſchen Flotte in Panama. So bald ſie von der Ankunft derſelben

Nachricht erhalten haben, ſegeln ſie nach Portobello. Dann wird dieſer ſonſt unbedeutende Ort, deſſen Population bis dahin auf Neger, Mulatten und eine geringe Garniſon beſchränkt iſt, plötzlich in einen der lebhafteſten Handelsorte umgeſchaffen. Auch heißt die Zeit vor der Ankunft der Galleonen dort die todte Zeit. Die Preiſe der Wohnungen ſteigen ſodann ſo ungeheuer, daß ein mittelmäßiges Zimmer nebſt einer Kammer für die 40 Tage der Meſſe oft über 1000 Peſos einbringt.

Die Metalle und übrigen Waaren aus Peru werden von Panama aus, woſelbſt ſie von Peru und Chili zu Schiffe kommen, auf Maulthieren eingeführt. Mehrere Züge von Maulthieren, jeder von 100 Thieren, tragen die Kiſten mit Silber und Gold. Dann ſind die Häuſer mit Menſchen, der Markt mit Gold und Silber, theils gearbeitet, mehr aber in Stangen, angefüllt. Die übrigen Waaren von Peru, z. B. die China-Rinde, Cacao, Vigogne-Wolle, Bezoar u. a. kommen auf dem kleinen Fluſſe Chagre, der unweit des Dorfes Cruces, 5 Meilen von Panama entſpringt, zum Hafen von Portobello herab; denn dieſer Fluß, eigentlich Rio de Lagartos genannt, läuft in das Atlantiſche Meer. So bald die Austauſchung dieſer Waaren und zum Theil der Metalle gegen Europäiſche Güter Statt gehabt hat, kehren die Galleonen wieder nach Carthagena zurück, und ſie gehen von dort nach der Havanna. Hier vereinigen ſie ſich mit der Flotte, welche zugleich die großen Reichthümer aus Vera Cruz an ſich gezogen hat, und ſo ſegelt dieſes ganze Geſchwader, durch mehrere Spaniſche Kriegsſchiffe geſchützt, in ſein gemeinſchaftliches Vaterland. Die Reiſe der Galleonen von Spanien begreift bis zu ihrer Rückkehr nach Cadix gewöhnlich zwei Jahre.

Bei jener reichen Meſſe von Portobello iſt aber nichts mehr zu bewundern, als die einfache Art des Handels und das unbeſchränkte Vertrauen, welches bei dem Umſatze von ſo vielen Millionen herrſcht. Es wird kein mit reichen Gütern angefüllter Ballen einmal geöffnet, keine Kiſte Gold oder Silber unterſucht. Dennoch erinnert man ſich nur ſeit der langen Dauer dieſes Handels eines einzigen Falles, wo im Jahre 1654 alles von Peru gebrachte gemünzte Silber verfälſcht war. Die ſpaniſchen Kaufleute erſetzten auf die rechtſchaffenſte Weiſe den Fremden den Schaden. Der Betrug ward entdeckt, und der Urheber, der Schatzmeiſter von Peru, ward gehangen.

Aus obigen Angaben ergibt ſich nun hinreichend der Werth dieſer beiden, obgleich höchſt ungeſunden Häfen, Carthagena und Portobello.

Die Natur ſelbſt iſt aber in dieſen Gegenden mit einem unermeßlichen Reichthume organiſcher Körper ausgeſtattet.

Der Total-Anblick des Iſthmus, den uns Niemand beſſer gezeichnet hat, als der engliſche Wundarzt Lionel Wafer,

mag dem Detail vorangehen. Er zieht für die Gränzen eine Linie von der Mündung des Chagre am atlantiſchen Meere bis zu dem Fluſſe Chepe oder Cheapo, der ſich in das Südmeer ergießt. Auf der einen Seite ſind die Küſten dieſes ſchmalen Erdſtriches mit den Inſeln Baſtimentos, unweit Portobello, beſetzt, auf der entgegen liegenden, nämlich in der Bay von Panama mit den Königsinſeln (Isl. del Rey), auch Perleninſeln genannt. Der Boden dieſer Krümmung bietet faſt durchgehends eine ungleiche Fläche dar. Es gibt hier Gebirge und Thäler von großem Umfange, welche durch Flüſſe und Bäche bewäſſert werden. Die meiſten nehmen ihren Urſprung aus der Fortſetzung der Cordilleren. Waſer nennt ſie die hohen Gipfel. Dieſe ſind nicht in gleicher Breite auf der Landenge. Sie halten aber ihre Richtungen und Windungen wie der Iſthmus ſelbſt. Von dieſen Höhen zeigt ſich dem Auge das reizendſte Schauſpiel. Hiervon gibt Ulloa folgende Nachricht. „Alle Gebirge und Waldungen ſind auf der Meerenge mit Thieren angefüllt, und beide Reiche der belebten Natur übertreffen ſelbſt Neu-Spanien. Bei ſeiner Reiſe von Portobello nach Panama quer durch die Erdzunge, ſagt der Akademiker: das am beſten ausgeſonnene Gemählde iſt nicht vermögend, eine Ausſicht zu entwerfen, die dieſer gleich käme. Die dicken grünen Gebüſche der Ebenen erſtrecken ihre Gipfel bis an den Fluß Chagre. Die Hügel mit den mannigfaltigſten Arten von Bäumen bedeckt, und durch eine erſtaunliche Menge von Thieren belebt, gewähren eine Ausſicht, zu deren Beſchreibung es an Worten mangelt. In großen Haufen ſpringen die Affen von vielen Gattungen von einem Baume zum andern, indem ſich 6 oder 8 an einander hängen und auch mit ihren Jungen auf dem Rücken über das Waſſer ſetzen. Daneben ſieht man eine noch weit größere Fülle und Mannigfaltigkeit der Vögel, worunter ſich Berg- und Königshühner, Faſanen, Turteltauben, Reiher und eine große Menge der ſchönſten Papageien finden.“

Die genauere Anzeige einiger merkwürdiger Thierarten des Iſthmus verſparen wir, da ſie ihm mit der eigentlichen Terra firma gemein ſind, bis zu der Beſchreibung dieſes Landes. Nur führen wir hier noch zwei Producte des Thierreiches auf, das eine wegen ſeines Nutzens, das andere wegen ſeiner Schädlichkeit.

Das erſte iſt die beſonders um Panama ſo häufig ſich findende Perlmuſchel (Mytilus margaritiferus). Sie bringt dort eine große Thätigkeit und einen beträchtlichen Gewinn durch die berühmte Perlfiſcherei hervor.

Die Gegend, in welcher ſich die Perlen hauptſächlich finden, ſind die Gewäſſer um die Inſeln Tabago und El Rey (Königsinſeln) in der Bay von Panama ſelbſt. Derjenige

Spanier, welchem man die erſte Kenntniß des großen Oceans (des Südmeers) verdankt, Nunnez Balboa, war es, der gleichfalls die köſtlichen Perlen von Panama bekannt machte. Er erhielt mehrere derſelben von dem Caziken der Inſel Tabago zum Geſchenke. Ulloa rechnet 43 dortiger Inſeln, bei denen man Perlen fiſchet.

Faſt alle vermögende Leute von Panama halten eigene Neger zu dieſer Fiſcherei; dieſe müſſen dann gute Schwimmer ſeyn und den Athem lange an ſich halten können. Zehn bis zwanzig ſolcher Neger ſendet man nebſt einem eigenen Aufſeher in beſonderen Böten, Landes genannt, an die Orte der Bay, welche wegen der daſelbſt ſich findenden Perlmuſcheln berühmt ſind. Das Waſſer iſt daſelbſt nicht über 10 bis 12 Klafter tief. Sind ſie dort angekommen, ſo machen ſie das Fahrzeug feſt, binden ſich ein Seil um den Leib und laſſen ſich nebſt einem kleinen Gewichte, um ſchneller hinab zu ſinken, in das Meer. Die erſte Perlmuſchel, welche ſie vom Grunde losmachen, nehmen ſie unter den linken Arm, die zweite in die linke Hand, die dritte behalten ſie in der rechten, und wenn es thunlich iſt, nehmen ſie eine vierte in den Mund. Hiermit fahren ſie ſofort in die Höhe, um Athem zu ſchöpfen, und ſtecken alle vier Muſcheln in ein Säckchen, welches jeder zuvor deßhalb an ſich befeſtigt hat. Auf gleiche Weiſe fahren ſie mit dieſer Arbeit fort, bis daß ihr Tagewerk vollendet iſt; denn jeder Neger muß ſeinem Herrn eine beſtimmte Anzahl von Perlen liefern, gleichviel gute oder ſchlechte. Die Muſcheln werden ſodann geöffnet und die Perlen herausgenommen. Finden ſich mehr Perlen als jene zu liefernde Anzahl, ſo ſind ſie das Eigenthum des Negers, der ſie aber gewöhnlich zu einem der verſchiedenen Güte der Perlen angemeſſenen, aber billigen Preiſe ſeinem Herrn verkauft; iſt die Anzahl nicht hinreichend, ſo ſetzen ſie ihre Arbeit noch länger fort.

Dieſe Fiſcherei iſt, wie bereits zuvor bemerkt worden, wegen der Rochen, Manta, ſehr gefährlich, und dieſe Gefahr wird ſowohl durch die ſehr großen Kuttel- oder Dintenfiſche (Sepia Linn.), als vorzüglich durch die mehreren Arten von Hayen oder Meerwölfen (Squalus Linn.) vermehrt. Beide Thierarten erhaſchen, aller angewandten Vorſicht ungeachtet, nur zu oft die fiſchenden Neger; auch ſieht man dieſe unglücklichen Menſchen mehrmalen nur mit einem Arme oder einem Beine wieder aus dem Waſſer hervorkommen.

Die Perlen von Panama ſind wegen ihres ſchönen Waſſers berühmt. Die größte Summe derſelben wird nach Peru verkauft; denn dort treibt das Frauenzimmer den Luxus ſo weit, daß ſie ſelbſt ihre Gürtel und Strumpfbänder damit beſetzen. Die übrigen, die kleinſten, werden nach Spanien zum Handel gebracht.

Das andere Thier, deſſen hier noch ſchicklich gedacht werden kann, iſt die Nigua (Pulex penetrans Linn.), oder, wie man ſie auch benennt, die Chike. Dieſer höchſt ſchädliche Floh bewohnt dort, ſo wie in mehreren Theilen der nahe liegenden Länder, das ſandige und ſtaubige Erdreich. Er kriecht an die Füße der Menſchen, dringt unvermerkt in die Haut und gräbt ſich ohne bedeutenden Schmerz darin ein. Man fühlt indeß dabei ein Jucken, und wenn man ſodann einen ſchwarzen Punct in der Haut bemerkt, ſo iſt es Zeit, ſofort darauf bedacht zu ſeyn, ihn durch einen Indianer geſchickt herausziehen zu laſſen.

Beſonders niſtelt ſich dieſes Inſect entweder unter die Fußſohle, oder noch häufiger zwiſchen dem Nagel der Zehen und dem Fleiſche ein. Hier bildet es ſeinen Eierbalg, der mit der Summe der Eier zunimmt. Sodann beginnt der Schmerz; er bringt heftige Entzündung hervor, die, wenn man nicht bald Hülfe ſucht, ſogar in Brand übergehet, und zuweilen den Verluſt des Gliedes nach ſich zieht. Es gehört die äußerſte Vorſicht dazu, den Eierſack, der einer kleinen Perle gleicht, mit einer Nadelſpitze aus dem Fleiſche ganz unbeſchädigt herauszulöſen; denn ſobald etwas davon zurückbleibt, läuft der Patient von neuem Gefahr. Eben ſo iſt es äußerſt gefährlich, mit der Operation lange anzuſtehen. Fermin erzählt uns, ein Capuciner, der von Weſt-Indien nach Frankreich zurückkehrte, habe mit Vorſatz, um dieſes merkwürdige Inſect und deſſen Wirkung in ſeinem Vaterlande zu zeigen, einen ſolchen Eierſack deßhalb an ſeinem Fuße aufgeſpart. Bei der Ankunft in Frankreich hatte ſich aber ein ſo großes bösartiges Geſchwür daraus erzeugt, daß er kaum durch Abnehmung des Beines vom Tode gerettet werden konnte. Uebrigens iſt die Nigua aber wohl zu unterſcheiden von dem Guinea-Wurme; denn dieß ſcheint wohl der in dieſen Ländern ſogenannte Makake-Wurm zu ſeyn, der ſich unter der Haut und dem Fleiſche, beſonders an den Schenkeln zeigt, und ſich durch ein kleines Geſchwür Oeffnung verſchafft. Man windet ihn vorſichtig aus der Wunde.

Daß die Flora dieſer heißen und feuchten Länder ſelbſt dem kundigſten Botaniker unüberſeblich iſt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wild trifft man hier die Ananas von ganz vorzüglichem Geſchmacke und Geruche. Ebenfalls gedeihet das Zuckerrohr ohne alle Wartung. Ferner finden ſich noch unter hundert andern nutzbaren Vegetabilien die Baumwolle und der Mahot-Baum; ſeine Rinde löſet ſich ſehr leicht in Fäden auf, die nicht bloß zu Stricken, ſondern ſelbſt zu Strümpfen und Bändern dient, die den ſeidenen nahe kommen. Endlich kommen hier zwei Arten von Pfeffer und viele Gummi- und Balſamarten, ſo wie die trefflichſten Arzneikräuter vor.

Freilich iſt hier gleichfalls das Vaterland des höchſt ſchäd-

lichen Mancanillen- oder Manchinellen-Baumes (Hippomane foliis ovatis serratis. Monoecia Linn.), deſſen ſchönes, hartes, gelbgeadertes Holz den tödtlichen Saft enthält, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften. Es iſt ein ſehr ſtarker Baum, der Geſtalt nach unſerm Apfelbaume ähnlich. Die Blätter ſind eirund, ſägeartig gezähnt und an ihrer Wurzel mit einer Saftdrüſe verſehen. Inwendig enthalten ſie gleichfalls einen milchichten höchſt giftigen Saft.

Die ſchönen rothen Blumen wachſen ährenweiſe; die Frucht kommt aber dem Apfel, beſonders dem Goldpepping, ſo nahe, daß der Unkundige ſehr leicht dadurch betrogen werden kann. Sie umſchließt eine große, ſiebeneckige Nuß von eben ſo vielen Abtheilungen oder Fächern, wovon jedes einen Kern enthält.

Alle Theile des Manchinellen-Baumes enthalten einen ſo bösartigen ätzenden Saft, daß wenn nur ein Tropfen dieſer Milch die Haut des Menſchen (die der innern Hand höchſtens ausgenommen) berührt, ſo erzeugt ſie ſofort, wie Feuer, Blaſen. Es iſt mithin faſt unmöglich, daß ein Menſch die Frucht wirklich genießen könnte, da der erſte Biß bereits den Mund und die Kehle auf das ſchmerzhafteſte in die heftigſte Entzündung ſetzt.

Man behauptet, daß ſogar die von dem Baume auf die Haut fallenden Regentropfen Blaſen ziehen; Wafer gedenkt eines Franzoſen, der auf die Weiſe ſchwer zu heilende Narben, wie von den Kinderblattern, behielt.

Wenn die Caraiben und andere dortige Völker ihre Pfeile mit dem Safte vergiften wollen, dann machen ſie mehrere Einſchnitte in dem Baume ſelbſt. Aus Vorſicht wenden ſie hierbei das Geſicht hinweg, und fangen den heraustriefenden Saft in dazu hingeſetzten Muſchelſchalen auf. Hat ſich dieſe Milch etwas verdickt, dann tauchen ſie die Spitze ihrer Pfeile darein. Ein ſolcher Pfeil behält auf anderthalb Jahrhunderte ſeine tödtliche Kraft. Hiervon ſah der franzöſiſche Naturhiſtoriker Bomare ſelbſt ein Beiſpiel. In dem Zeughauſe von Brüſſel hatte man ſeit 140 Jahren einen ſolchen Pfeil aufbewahrt. Hiermit ward ein Hund nur am Schenkel verwundet. Das Thier ſtarb ſofort nach der Verwundung, ob man es gleich durch mehrere Gegengifte zu retten ſuchte. Dennoch iſt von einigen behauptet worden, Salz, wie auch Meerwaſſer, diene dieſem fürchterlichen Safte zum Gegengifte.

Auch Thiere, die ſonſt ſehr eßbar ſind, ſollen, wenn ſie von den Früchten des Manchinellen-Baumes genoſſen haben, den Menſchen ſchädlich werden. Dieß iſt der Fall bei den ſonſt häufig genoſſenen weſtindiſchen Krabben, ſobald ſie die herabgefallenen Manchinellen-Aepfel gefreſſen haben.

Zur Warnung ſey es erlaubt, bei dieſer Gelegenheit einen ähnlichen, vielleicht wenig bekannten Fall anzuführen, der ſich

im Jahre 1777 in einem ſehr nahe an Deutſchland gelegenen Lande ereignet hat, und der durch die gültigſten Zeugniſſe bewährt iſt.

In Nymwegen hatte eine Geſellſchaft gebratene Lerchen gegeſſen. Bald darauf befanden ſich mehrere der Gäſte ſehr übel, und ſie ſtarben, aller angewandten Mittel ungeachtet, unter den deutlichſten Sympromen der Vergiftung. Es wurden ſogleich, ſo weit es nur noch möglich war, alle Speiſen genau unterſucht, und da fand man in den Mägen mehrerer dieſer Lerchen Schierling (Cicuta). Hier war alſo den Lerchen der Schierling das, was dort die Manichellen-Aepfel den Krabben und durch ſie dem Menſchen ſind. Der Lerche ſchadet der Schierling eben ſo wenig, als jene Aepfel der Krabbe. Der Arzt, welcher in Nymwegen dieſe Unterſuchung angeſtellt hat, der Dr. Man, hat darüber (1778) in holländiſcher Sprache eine eigene Abhandlung bekannt gemacht.

Auf dem Iſthmus von Darien und den zunächſt gelegenen Ländern des heißen Amerika hat die Natur außer jenem gefährlichen Baume vielartige Gifte entſtehen laſſen. Hier gibt es nicht nur mehrere ſehr ſchädliche Vegetabilien, ſondern auch mehrere Arten ſehr giftiger Schlangen und Inſecten.

Dagegen hat ſie, wenigſtens für letztere, die dortigen Einwohner durch ein bedeutendes Gegengift in Schutz genommen. Dieß iſt, dem Ulloa zu Folge, die ſogenannte kleine Bohne von Carthagena (Habilla de Cartagena). Sie iſt die Frucht einer Art von Bindeweide (Bejucos); ihre Länge beträgt 1 Zoll und ihre Breite 9 Linien; von Geſtalt iſt ſie herzförmig und platt. Die äußere harte Schale iſt weißlich, der Kern mandelartig und bitter. Er iſt, ſo viel man durch lange Erfahrung weiß, das kräftigſte Gegenmittel gegen den Biß der giftigſten Schlangen. Alle Arbeiter auf dem Gebirge oder im Felde, ſo wie die Jäger, genießen, bevor ſie ihre Geſchäfte anfangen, etwas von dieſer Bohne, und halten ſich ſodann vor den Folgen des Biſſes der giftigſten Thierarten geſchützt. Auch hemmt ihr Genuß ſofort die Wirkung des Giftes. Da aber dieſe Mandel ſelbſt von ſehr erhitzender Natur iſt, ſo muß man ſich ſehr in Acht nehmen, bald darauf irgend ein erhitzendes, geiſtiges Getränk zu ſich zu nehmen.

Von den Merkwürdigkeiten der Landenge braucht hier nicht ausführlicher geredet zu werden, da mehrere ihrer Naturproducte bei den gleich folgenden Ländern gleichfalls vorkommen.

Wir gehen nun zu dem Bewohner des Iſthmus ſelbſt. Auch hierüber erhalten wir wohl durch den Hrn. von Humbold noch mehrere Aufſchlüſſe. Bis dahin mögen uns die älteren Reiſenden, vorzüglich der anſpruchloſe engliſche Wundarzt Lionel Wafer, hauptſächlich zu Führern dienen.

Die Bevölkerung der Landenge iſt nur geringe, und wenn

Wafer 50 Oberhäupter anführt, die damals (1679) auf einem Hügel als Vaſallen des Fürſten Lacenta wohnten, ſo müſſen jene wohl nur die Väter bedeutender Familien geweſen ſeyn, weil ſich ſonſt eine Art von Widerſpruch in beiden Angaben fände.

Dieſe Menſchenrace iſt gerade und gut gebauet. Wafer, der viele Monate unter ihnen lebte, und anſehnliche Reiſen im Lande machte, fand nie einen Mißgeſtalteten. Sie ſind zwiſchen 5 bis 6 Fuß hoch, haben ein gut gebildetes Bein, eine breite Bruſt und ſtarke Knochen. Die Weiber ſind klein und corpulent. Nur im Alter erſchlafft ihr Buſen und ihr Unterleib.

Beide Geſchlechter haben ein rundes Geſicht, große, lebhafte, aber graue Augen, eine hohe Stirn, einen kleinen Mund, dünne Lefzen und ſchöne, wohlgeordnete Zähne. Im Ganzen ſind indeß die Männer ſchöner, als die Frauen.

Die Farbe der Darier iſt dunkel, faſt rothgelb, etwa wie trockene Orangen. Das lange ſchwarze Haupthaar wird durch eingeriebenes Oel glänzend. Sie kämmen es fleißig mit einem vielfach getheilten Holze. Sowohl den Bart, als alles übrige Haar des Leibes reißen ſie aus. Dieſe Operation verrichten die Weiber vermittelſt zweier kleinen Stäbe, die ihnen ſtatt der Haarzangen dienen.

Wafer gibt eine umſtändlichere Nachricht, als je ein Reiſender vor ihm, von den hier in Darien vorkommenden Albinos oder ſogenannten Kakerlaken. Wir haben ihrer bereits bei Weſt=Indien im 2ten Theile dieſes Leſebuchs im Vorbeigehen gedacht, und ſetzen daher nur noch Folgendes von dieſer fehlerhaften Ausartung des Menſchengeſchlechts hinzu.

Man thäte Unrecht, dieſe hier auf dem Iſthmus erzeugten Schwächlinge weiße Neger, wie die ihnen ähnlichen Menſchen in Afrika, zu nennen, da dieſe hier von den kupferfarbigen Amerikanern, jene Afrikaner aber von wirklichen Negern erzeugt ſind. Ihre Haut hat, wie bei den weißen Negern, die todte kalte Farbe des weißen Papiers; allein die Kakerlaken von Darien zeigen dennoch den Unterſchied ihres Urſprungs durch das Haupthaar; dieſes iſt nämlich bei den weißen Negern ganz kurz und wollicht; bei den Albinos des Iſthmus hingegen zwar gleichfalls, wie die Augenbraunen, weiß, aber bis auf 8 Zoll lang, ſchön. und nur halb kraus. Dabei iſt ihr ganzer Körper mit daunenähnlichen weißen Härchen zart bedeckt, ſo daß die Haut deutlich durchſcheint.

Dieſe Albinos, ſagt Wafer, ſind kleiner und viel ſchwächlicher, als ihre braungelben Aeltern; ihre Augenbraunen ſind lang und ſichelförmig gebogen; das Auge ſelbſt aber iſt ſo ſchwach, daß ſie das Tageslicht nur bei ſehr bedecktem Himmel ertragen. Hingegen kommen ſie des Nachts hervor, und zeigen, beſonders beim Mondenlichte, völlige Sehkraft und große Lebhaftigkeit.

Unter ihren Landsleuten ſind dieſe kränklichen Menſchen wenig geachtet. Auch ſehen ihnen ihre Kinder, wenn ſie zuweilen welche erzeugen, nicht ähnlich, ſondern ſie beweiſen durch ihr braunrothes, den übrigen Dariern eigenthümliches Colorit abermals ihren wahren Urſtamm. Mithin machen auch hier die Albinos, ſo wie bei den Negern, keine eigene, ſich fortpflanzende Race aus. Eben ſo wenig entſtehen ſie aber durch Vermiſchung des Europäers und des Dariers; denn dadurch kommen ähnliche Nüancen hervor, ſo wie auch durch Vermiſchung mit dem Darier und dem Neger, die in ſehr vielen Abſtufungen fortgehen, wie wir bereits bei den Mulatten und Meſtizen ſahen *). Allein ſie ſind oder waren wenigſtens zu Wafers Zeiten hier ziemlich häufig. Wafer rechnet auf 2 bis 300 Indianer von natürlicher dunkeler Farbe einen Albinos. Nähme man auch nur das letztere Verhältniß an, ſo gäbe dieſes doch bereits von 30,000 Menſchen hundert Albinos, und es könnte nicht ſehr ſchwer ſeyn, mehrere dieſer kränklichen Individuen zuſammen zu ſuchen. Hingegen waren dergleichen Menſchen ſowohl in Afrika, als auch in dem heißeſten Oſt-Indien, z. B. in Java, höchſt ſelten, wie le Brüyer bezeuget. Auch dieſe größere Zahl ſolcher Schwächlinge ſcheint den geringeren phyſiſchen Werth der neuen Welt mit zu beweiſen.

Auch die Darier ſuchen ſich, ſo wie faſt alle rohe unbekleidete Völker, durch Anfärben der Haut zu ſchmücken. Man ſieht blaue, rothe und gelbe Vögel und andere Thiere auf ihren Körpern. Sie bedienen ſich zum Zeichnen eigener Hölzer, wovon das eine Ende zerkauet iſt, ſo daß die Faſern den Pinſel bilden. Die Farben werden, um dauerhafter zu ſeyn, mit Oel abgerieben, und da ſie dennoch mit der Zeit verlöſchen, ſo erneuert man ſie.

Diejenigen, welche aber dem Putze mehr ergeben ſind, gehen hierbei noch vorſichtiger und raffinirter zu Werke. Sie zeichnen nämlich die Umriſſe der ihnen beliebigen Figuren zuerſt mit Farben auf den Körper vor; ſodann ritzen ſie mit eigenen Dornen die Haut bis aufs Blut auf, und reiben mit der Hand die Farben ein. Ein ſo tatowirtes Gemählde iſt unauslöſchlich. Vorzüglich verſtehen ſich die Weiber auf dieſen Putz der Haut. Die Männer gehen übrigens, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, völlig nackt; nur ein ſtarkes koniſch gebogenes Blatt verbirgt bei ihnen ein einziges Glied; und ſie tragen die äußerſte Sorgfalt, dieſes niemals entblößt zu zeigen. Das andere Geſchlecht trägt hingegen eine Art baumwollener Schürzen, die bis zum Knie, ja bis zum Knöchel herab hängen.

Beide Geſchlechter zeigen überhaupt einen vorzüglichen Grad der Schamhaftigkeit.

---

*) M. ſ. das 2te Bändchen.

Die Feierkleider der Männer beſtehen aus einem hemdeähnlichen Ueberzuge, einem Fuhrmannskittel ähnlich, den ſie beim Anziehen über den Kopf werfen und der aus Baumwolle gewebt iſt. Er iſt entweder weiß oder ſchwarz, und wird nur bei ihren Rathsverſammlungen, beim Erwählen des Oberhauptes oder bei Hochzeiten u. dgl. angelegt; zuweilen gehen ſie hiermit bekleidet in Proceſſion um ihre Ortſchaft.

So ſah Wafer den Lacenta, eines der größten damaligen Oberhäupter, oder Caziken, von 300 Männern begleitet; diejenigen, welche ſchwarze Oberkleider trugen, gingen vor ihm her, und die mit weißen Kleidern folgten ihm; dabei trug ein jeder einen Speer, der ebenfalls die Farbe ſeines Kleides hatte.

Als Zierath tragen die Männer ein goldenes mondförmiges Blech an der Naſe, wovon die beiden Enden gerade nur ſo weit aus einander ſtehen, daß ſie den Naſenknorpel zum Feſthalten kneipen. Bei den Weibern iſt hingegen der Knorpel ſelbſt durchbohrt, und darin hängt ein goldener oder ſilberner Ring. Beide legen dieſes Geſchmeide beim Eſſen ab.

Ueberdieß zieren ſie ſich noch mit Hals- und Armbändern von Glaskorallen und von Thierzähnen oder Muſchelſchalen.

Ihre Häuſer, Cabanen, errichten ſie gewöhnlich ohne eine beſondere Ordnung längs den Ufern der Flüſſe. Sie veränderten ihre Wohnungen zu Wafers Zeiten ſehr oft, um den Spaniern, welche ſie als ſtäte Feinde anſahen, unbekannt zu bleiben; vielleicht mag ſich dieſes ſeitdem geändert haben. Ein ſolches Wandern koſtet aber nicht viel Mühe, da die Grundlage ihrer Hütten nur aus ſtarken Pfählen beſteht, die ſie in die Erde ſchlagen. Die Wände dazwiſchen flechten ſie aus Stäben und Buſchwerk, welches alsdenn durch dazwiſchen geworfene Erde oder Thon verbunden wird. Das Dach beſteht aus gut geordnetem Sparrwerk, und ſchützt vermittelſt darüber gedeckter Baumblätter gegen den Regen. Eine darin gelaſſene Oeffnung dient als Schornſtein zum Abziehen des Rauches.

Da das Haus weder Abtheilungen noch Stockwerke hat, ſo wohnt die ganze Familie in einem einzigen Zimmer; dennoch hat ein jedes Individuum darin ſeinen eigenen Hamak oder eine Hangematte zum Schlafen.

Das Getreide wird ſtets um die Wohnungen geſäet; man bauet aber, wenn der Fleck, woſelbſt man ſich anbauet, noch Waldung enthält, nur die Bäume ab, ohne die Wurzeln auszuſtocken, und ſteckt die Maiskörner oder die Bohnen einzeln da umher; das Pflanzen geſchieht im April, und die Ernte fällt im September oder October.

Zur Sicherheit der ganzen Ortſchaft wird ein Fort, ein allgemeiner Verſchlag, errichtet; das Gemäuer davon hat 10 Fuß Höhe, bei 130 Fuß Länge und 25 Fuß Breite. Alle Seitenwände haben eine Menge kleiner Oeffnungen ohne beſondere

Ordnung; hierdurch ſchießen ſie ihre Pfeile auf den Feind ab. Jede Seite hat einen Eingang, der aber im Nothfalle ſtark verrammelt wird. Dieſe großen, einiger Maßen befeſtigten Hallen, dienen gleichfalls zu einem allgemeinen Vorrathshauſe.

Außer jenen Feldfrüchten nähren ſich die Darier noch von Caſſave, Yamen, Erdäpfeln; ihr Gewürz iſt der Pimentpfeffer.

Geiſtige Getränke verfertigen ſie aus Maismehl, welches dazu viele Tage eingeweicht wird, ferner aus dem Safte friſch geſammelter Platanen. Das erſte nennen ſie Chicacopah, das letzte Wisla. Es iſt merkwürdig, daß zu dem Chicacopah die Maiskörner zuvor von alten Frauen gekauet werden, da ſie dann ſo vermiſcht mit Speichel ſtärker gähren. Man erinnert ſich hierbei leicht an die Kawa der Südſee-Inſeln.

Die Beſchäftigungen der Weiber ſind zwar auch hier, wie bei den meiſten uncultivirten Nationen, ſehr ſchwer; denn ſie pflanzen den Mais, bereiten das Getränk, und tragen ſogar auf Reiſen das Gepäck; dennoch ſind die Männer ihrer Seits nicht träge. Sie übernehmen die mühſamſten Arbeiten, hauen die Bäume um, reinigen die Pflanzungen und treiben die Jagd. Hierbei leiſten ihnen ihre Hunde ganz vorzügliche Dienſte. Sie beſitzen, ſagt Waſer, den beſondern Inſtinct, die von ihnen aufgeſpürten Wildſchweine (Pecari) ſo lange eingeſchloſſen zu halten, bis die Jäger dazu kommen und ſie tödten.

In den müßigen Stunden flechten ſie auch Körbe und Netze. Dabei begegnen ſie den Frauen mit vieler Achtung und Liebe.

Auch iſt hier, wenn gleich die Polygamie Statt hat, der Ehebruch äußerſt ſelten und wird mit dem Tode geahndet. Die Strafe desjenigen, der einer Jungfrau Gewalt anthut, iſt aber faſt noch ſchrecklicher. Man zerfleiſcht ihm den ſchuldigen Theil, indem ein ſtachlichter Stab darin umgedrehet wird, und hierauf erfolgt gewöhnlich, aller angewandten Fürſorge zur Heilung ungeachtet, ein höchſt ſchmerzhafter Tod.

Ihre Hochzeiten dauern mehrere Tage. Die Väter übergeben einander die beiden Brautleute mit feierlichen Reden und Tanzen. Hierzu blaſen ſie theils auf einer Flöte mit Seitenlöchern, theils auf Pan-Flöten von mehreren Röhren verſchiedener Länge neben einander geſtellt. So bald jene Uebergabe geſchehen iſt, bringen die Hochzeitgäſte den jungen Leuten Geſchenke, hauen ſodann die Bäume nieder, bepflanzen den Platz mit Mais, und errichten für das neue Paar ein Wohnhaus. Hierauf fängt man an Chicacopah zu trinken, nachdem zuvor alle gefährliche Inſtrumente, z. B. Aexte, Meſſer u. dergl., bei Seite geſchafft ſind.

Was ihre Religion anbetrifft, ſo behauptet Coreal, daß ſie die Sonne anbeten. Ulloa geſteht ihnen, ſehr allgemein geſagt, die Religion barbariſcher ungeſitteter Völker (?) zu. Waſer ſchweigt gänzlich davon, ſagt indeſſen, daß ſie Prieſter oder

vielmehr Zauberer halten. Er führt ein ſonderbares Ereigniß als authentiſch an, da dieſe Leute die Ankunft zweier Schiffe viele Tage zuvor, ehe man ſie ſehen konnte, richtig prophezeiten.

Nur vor wenigen Jahren behauptete ein Franzoſe, deſſen Name mit einem B. anfing, er beſitze ein ähnliches Talent, und dieſes laſſe ſich aus phyſikaliſchen und optiſchen Gründen herleiten.

Jene Prieſter ſind dann wohl zugleich die Aerzte. Sie beſitzen auch allerdings einige nützliche Kenntniſſe. Wafer hatte das Unglück, durch Schießpulver, welches ſein Landsmann aus Unvorſichtigkeit auffliegen ließ, am Knie ſchwer verwundet zu werden. Obgleich ſelbſt Wundarzt, fand er ſich dennoch ohne Arzneien; denn ſein Neger war entlaufen, und hatte ſowohl ſeine Kleider, als die Reiſe-Apotheke entwendet. In dieſer traurigen Lage ſuchten die Indianer ihnen bekannte Arzneikräuter, verwandelten ſie durch Käuen in einen Brei, ſchlugen dieſen um das verwundete Knie vermittelſt eines Platanen-Blattes, und brachten die Kur dadurch zu Stande.

Sie verſtehen ſich gleichfalls auf das Aderlaſſen, und wenden es bei Fiebern und andern Krankheiten an. Hierbei ſind aber ihr Benehmen und das Inſtrument zum Aderlaſſen äußerſt merkwürdig. Der Kranke ſetzt ſich völlig entkleidet auf einen Stein; der Wundarzt bedient ſich dann eines kleinen Bogens zum Abſchießen kleiner Pfeile, welche unweit ihrer Spitze einige in die Runde geſetzte Federn haben, wodurch ſie zurückgehalten werden, tief in die Haut einzudringen. Jetzt werden dieſe Pfeile gegen den Arm oder den Fuß abgeſchoſſen, und bringen jedes Mal nur einige Tropfen Blut hervor. Die Operation dauert daher ſehr lange, um eine nur einigermaßen zweckmäßige Quantität Blut zu laſſen. Zwiſchen jedem Abſchießen der kleinen Pfeile ſpringen und geſticuliren die Aerzte nebſt den Umſtehenden über die ſo glücklich hervorbringenden Blutstropfen, und vermindern vielleicht hierdurch die unnöthige Qual des Patienten.

Als der engliſche Wundarzt Wafer dieſe kindiſche und ſchmerzhafte Methode ſah, erbot er ſich, da eine der Frauen des Lacenta wegen eines Fiebers gleichfalls hierzu verdammt ward, ihr eine hinreichende Quantität Blut auf eine weit bequemere Art zu laſſen.

Lacenta nahm den Antrag an. Als aber Wafer mit der Lancette eine Ader öffnete, und der Cazike nun den hellen Strom hervorſpringen ſah, gerieth er eben ſo ſehr in Erſtaunen als in Furcht, und ſchwur bei ſeinen Zähnen (dieſes iſt ihr unverbrüchlicher Eid), er werde Wafern mit dem Spieße durchbohren, wenn ſeine Frau dadurch in Lebensgefahr kommen ſollte. Das Glück war auf des Engländers Seite. Die Frau genas bald nach dem Aderlaſſe und Lacenta nebſt allen Dariern ſahen

von jeßt den Wundarzt für ein außerordentliches Weſen an. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, und trugen ihn auf allen Reiſen in einem Hamak fort; auch erhielt er bald darauf ſeine Freiheit von dem Cazikén, und kam hierdurch nach vielen Gefahren glücklich wieder zu den Engländern.

Die Geiſtesfähigkeiten dieſer Indianer ſind übrigens nicht geringer, als die der zuvor erwähnten Völker. Sie verſtehen es, ſich auf Reiſen ſehr gut zu orientiren. Sie bedienen ſich beim Zählen der Decadik, und zählen ſelbſt bis auf 100. Wenn ſie 10 (bei ihnen Anivego) nennen, ſo ſchlagen ſie beide Hände offen ein Mal zuſammen, bei 20 zwei Mal, bei 30 drei Mal u. ſ. w. In ihrer Sprache endigen die Namen der Zahlen alle auf a oder o; dieſes iſt faſt durchaus der Fall bei den übrigen Worten, welche Wafer uns aufbehalten hat. Die Sprache iſt auch überhaupt weit leichter, als die der Mexicaner, worin oft mehrere Conſonanten auf einander folgen.

Ihr Charakter hat viel Gutmüthigkeit; nur gereizt und gemißhandelt zeigen ſie Rachſucht. Einige Autoren behaupten dennoch, ſie hätten ehemals Menſchen geopfert, ja ſie wären Antropophagen geweſen. Wafer ſagt hiervon durchaus nichts; er lobt vielmehr ihre Willfährigkeit gegen Fremde; nur die Spanier waren ihnen äußerſt verhaßt wegen der harten Behandlung, die ſie von ihnen erlitten hatten.

Dieſer Druck hat die Darier denn auch genöthiget, ſich theils durch Gewalt, theils durch Flucht, ſelbſt bis auf uns nahe liegende Zeiten dem ſpaniſchen Joche zu entziehen. Ulloa bezeugt, noch ſelbſt im Jahre 1735, daß die meiſten Einwohner dieſes Theiles von Terra firma von dem ſpaniſchen Joche befreiet, wild und unſtät umherziehen.

Von denen unter ihnen durch die Spanier errichteten Rancherien, Miſſionen und anderen Ortſchaften, welche zur Gerichtsbarkeit von Panama gehören, wovon 20 Jahre früher noch eine ſehr bedeutende Anzahl vorhanden war, gibt Ulloa nur noch 20 an.

Dieſes Abſchütteln der ſpaniſchen Oberherrſchaft iſt auch eine der Haupturſachen, weßhalb die ſchätzbaren Goldbergwerke des Binnenlandes von Darien größtentheils verloren gegangen, oder wenigſtens in ihrer Bearbeitung unterbrochen ſind. Nur die gegen die Gränzen des Südmeeres hin, in den Provinzen Veragua und Panama, ſind noch ergiebig.

Hiermit mögen die Nachrichten über die Landenge Darien und über die ihr angränzenden Länder von Terra firma, die da vielmehr ſchon zu Neu-Granada gehören, endigen. Es ſcheint nämlich zweckmäßiger, die inneren Provinzen und die weiter hinab liegenden ſpaniſchen Beſitzungen von Süd-Amerika nicht von einander zu trennen. Eben daher verſparen wir auch für ſie das eigentliche ſpaniſche Gujana, und eilen

zu denen hauptſächlich längs dieſer Küſte gelegenen Etabliſſements der Holländer und der Franzoſen.

Gujana.

Die Landſchaft, welche unter dieſer Benennung jetzt als reiche Beſitzung der Holländer und Franzoſen bekannt iſt, ſollte ihrer Lage nach noch zu dem nördlichen Amerika gerechnet werden. Denn ſelbſt das franzöſiſche Gujana reicht kaum bis zu dem Aequator hinab.

Als ein Gebiet des heißen Erdſtriches, über 20,000 Quadratmeilen groß, in Oſten vom Ocean, in Norden, Süden und Weſten von drei der größten Ströme der neuen Welt, dem Oronoko, dem Amazonen-Fluſſe und dem Rio Negro eingefaßt, bildet Gujana gleichſam eine Inſel, welche an innerer Productionskraft mit den fruchtbarſten Theilen der Erde wetteifert. Von vielen Strömen durchſchnitten, die zu Ausführungskanälen zu benutzen ſtehen, bietet ſie die reichſte Ausſicht für den Speculationsgeiſt des Pflanzers und des Kaufmannes dar.

Ihr erſtes Bekanntwerden ſteigt faſt bis zu den Jahren der Entdeckung von Amerika ſelbſt hinauf. Ojedo, ein kühner Menſch, den der Biſchof von Bajadoz, Vorſteher der indiſchen Angelegenheiten, aus perſönlichem Haſſe gegen Columbus, auserſehen hatte, dieſen großen Mann durch neue wichtige Entdeckungen herabzuſetzen, vereinigte ſich 1498 mit Americus Veſpucci, und dem geſchickten Seemanne de la Coſa, rüſtete vier Schiffe aus, und entdeckte glücklich das feſte Land unweit der Mündung des Oronoko. Ojedo ſchmälerte indeſſen nicht die Größe des erſten Entdeckers von Amerika; aber Veſpucci entriß ihm auf eine ſchändliche Weiſe die Ehre der Benennung. Fünf Jahre nachher ſoll Nunnez Balboa die Länder zwiſchen dem Oronoko und Amazonen-Fluſſe etwas genauer unterſucht haben. Vielleicht waren es einige unbedeutende Goldplatten, Schmuck der Oberhäupter oder Caziken dieſer Gegend, welche zuerſt zu der ſonderbaren Erzählung, oder vielmehr zu dem Mährchen, Anlaß gaben, daß ſich im Innern dieſes unbekannten Landes eine Stadt befände, die einen Palaſt enthielte, worin ſelbſt das Hausgeräth und die größten Statüen aus lauterm Golde beſtänden. Ein Spanier, Namens Martinez, der der Gefangenſchaft in Peru entlaufen, ſoll dieſe Stadt entdeckt und vieles darüber ſchriftlich niedergelegt haben. Bei den Indianern heißt ſie Manoa, bei den Spaniern aber El Dorado; vielen Leſern iſt ſie ſicher aus Voltaire's Candide umſtändlicher bekannt.

Dieſe Grille faßte beſonders der berühmte Sir Walter Raleigh auf *), um 1595 in Gujana tiefer einzudringen, und, wie er ſelbſt geſteht, größere Schätze aus El Dorado zu holen, als die Spanier aus ganz Peru. Es ward wenigſtens durch dieſe an ſich ſelbſt unglückliche Unternehmung Gujana beſſer als je zuvor bekannt; denn der ſpaniſche General, welchen Raleigh dort gefangen nahm, geſtand, er ſey nie in dieſem Lande ſo weit vorgedrungen, als die Engländer.

Indeſſen iſt man ſelbſt in unſern Zeiten von Seiten der Holländer ſo wenig als der Franzoſen tief in das Binnenland hineingegangen. Faſt alle Beſitzungen ſind, ſo zu ſagen, Küſtenländer; man kennt vielleicht von keinem einzigen dortigen Fluſſe bis jetzt die Quelle.

Um ſich hiervon zu überzeugen, ſehe man nur die beſten Karten der drei, oder nach Andern der vier holländiſchen Etabliſſements, Eſſequebo und Demerary, Berbice und Surinam **).

Das franzöſiſche Gujana, wozu bekanntlich auch die Inſel Cayenne gehört, hat zwar durch den letzten Frieden mit Portugal die Gränzen in Süden bis an die Flüſſe Ariwari und Rio branco erweitert; allein die Revolution hat es wohl bis dahin noch nicht erlaubt, genauere Unterſuchungen des Binnenlandes anzuſtellen.

Dennoch haben ſowohl die Holländer als die Franzoſen Gujana ſchon weit über ein Jahrhundert im Beſitze gehabt, ja die Franzoſen beſchifften dieſe Küſten lange vor Raleigh, und ſeit 1624 ließen ſie ſich ſchon am Fluſſe Sinamary unweit des 10ten Grades, 1635 aber auf Cayenne nieder.

Die Hauptſchwierigkeiten, welche ſich der Kenntniß des Binnenlandes entgegenſetzen, ſind nicht bloß das Clima, vielmehr machen hier die erſtaunlichen dichten Waldungen, welche ein durch die vielen Flüſſe und Bäche ſtets getränkter, oft überſchwemmter moraſtiger Boden hervorwachſen läßt, die größten Hinderniſſe.

Die Etabliſſements der Holländer und Franzoſen in Gujana zuſammengenommen, fangen unter 8 ½ Grad n. Br. an und gehen bis gegen 1 ½ Grad nach Süden hinab; ſie erſtrecken ſich mithin etwa durch 7 Breitengrade. Temperatur, Natur ihres Bodens und daher ihrer Producte weichen ſo wenig von einander ab, daß dieſe Colonien als ein Geſammtland hier behandelt werden können.

Das ſo eben verfloſſene Jahrhundert hat das Meiſte zur Aufklärung dieſer Länder und ihrer mannigfaltigen Producte beigetragen.

---

*) M. ſ. ſeine Biographie im 4ten Bändchen.

**) Die drei erſtern ſind im Pariſer Frieden 1815 an England abgetreten worden.

Unter den Franzoſen haben beſonders des Marchais, Barrere, Condamine, Aublet und jetzt Pitou; unter den Spaniern Ulloa und Caulin; von dem holländiſchen Gujana aber Hartſink, Bankroft, Fermin und Stedmann bedeutende Aufſchlüſſe gegeben.

In Gujana herrſchen nur zwei Jahreszeiten, ſo wie dieſes bereits von Weſt-Indien *) vorgekommen iſt; nämlich die trockene und die naſſe. Dieſe theilt man indeſſen in vier: in zwei naſſe und zwei trockene Zeiten. Auf die kleinen Regen folgt nämlich eine trockene oder vielmehr heiße Jahreszeit. Hierauf treten die großen Regen vom März bis zum Junius ein; dieſe Zeit iſt dort unter dem Namen des Winters bekannt. Sodann folgt die kürzere trockene aber heiße Jahreszeit. Indeſſen herrſcht doch die Feuchtigkeit, und die Uebergänge von einer Veränderung zur andern geſchehen ſtets durch fürchterliche, wochenlange Donnerwetter, die häufig Menſchen und Thiere tödten.

Einem ſo ungeſunden Clima widerſtehen kaum die Urbewohner; nach ihnen noch am beſten die unter dem heißen Himmel gebornen Neger. Aber die Europäer leiden erſtaunlich. Beſonders iſt die geringere arbeitende Claſſe der Fremdlinge, z. B. die Matroſen, den ſchrecklichſten Folgen der großen Regen, wenn die Sonne faſt lothrecht Gujana trifft, ausgeſetzt. Fermin ſah im Jahre 1756 oftmals an einem einzigen Tage acht Begräbniſſe dieſer Schlachtopfer des Clima. Freilich trug ihre rohe Lebensart hierzu gleichfalls das ihrige bei; denn die ſtets von ihnen zum Abkühlen genoſſenen Orangen und Citronen nebſt dem Zuckerbranntweine und dem Waſſer erzeugen hier fürchterliche, unheilbare Koliken und Blutflüſſe.

Wie ſehr könnte aber die ſachkundige Thätigkeit des Menſchen dieſe Uebel mindern! Ausrotten der Waldungen, Austrocknen und Urbarmachen der Moräſte, Reinigen und Zuſammenleiten der Flüſſe verwandelten dieſe fruchtbare Erde in ein geſundes und nahrhaftes El Dorado.

Denn der Boden ſelbſt zeigt das trefflichſte Erdreich nebſt den ſchönſten Wieſen (Savanne) ꝛc., und im tiefen Weſten zeigen ſich große Gebirge, die Mütter ſo vieler jetzt ſchädlicher, dann höchſt einträglicher Gewäſſer.

Aber auch ſelbſt bei dieſer Vernachläſſigung erzielt der Europäer große Reichthümer aus den mannigfaltigen koſtbaren Naturproducten von Gujana.

Jene Stapelwaaren Weſt-Indiens **), Zucker, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Indigo, Caſſave, Roucou und jetzt mehrere dorthin geführte Gewürze Oſt-Indiens, als der

*) M. ſ. das 2te Bändchen.

**) M. ſ. das 2te Bändchen.

Zimmet und die Nelke, geben hier alle den reichlichſten Ertrag, viele bringen ſelbſt doppelte Ernten; die ſchönſten Früchte, Orangen, Citronen, Limonen, Cocos, Ananas, Piſang, Papayen, ſelbſt der Wein gedeihen trefflich, nur unſer Kernobſt bekommt dort nicht.

Unüberſehbar iſt die ganze Flora von Gujana; Niemand lehrte dieß beſtimmter als der Botaniſt Aublet. Hierunter finden ſich die vorzüglichſten Arzneikräuter und Hölzer zum Färben, zum Bauen und Auslegen für den Ebeniſten; auch gibt es mehrere Gummi-Arten. So führt Aublet ſowohl das Campecheholz als den Färbebaum (Sunira tinctoria) auf, durch deſſen Rinde man Seide und Baumwolle hochroth färbt.

Hier findet ſich das Eiſenholz (Robinia Panacoco); die Pekea butinosa, ſehr vorzüglich zum Schiffbau; das Letternholz (Piratinera gujanensis); das ſchöne Atlaßholz (Satin wood; Ferolia gujanensis).

Unter den Bäumen, die da Harz oder Gummi liefern, verdient derjenige beſonders genannt zu werden, wovon wir das elaſtiſche Harz, Caoutchou, erhalten. Dieſer Baum (Hevea gujanensis) iſt ſehr hoch, hat aber nur eine kleine Krone und an ſeinem Stamme ſelbſt keine weiteren Zweige. Das leichte, zähe, aber biegſame Holz kann zu kleinen Maſten genutzt werden. Seine Blätter ſind denen des Manioc *) ähnlich. Seine Frucht iſt dreieckig, und enthält drei Samenkörner, Mandeln, welche eßbar ſind und ein als Butter brauchbares Oel geben.

Die Nation der Omaguas hat die Portugieſen hauptſächlich die Art der wichtigſten Benutzung des Baumes gelehrt.

Man macht viele Einſchnitte in den Baum, und überſtreicht mit der daraus fließenden Milch zuvor bereitete beliebige Formen. Iſt die Flüſſigkeit erhärtet, dann erweicht man die Form in Waſſer, oder man zerſchlägt ſie. Auf dieſe Weiſe erhält man dadurch nicht nur Flaſchen, ſondern ſelbſt Stiefeln, welche dem Waſſer undurchdringlich ſind. Die erſtaunliche Elaſticität dieſes Harzes liefert elaſtiſche Arm- und Halsbänder; vorzüglich aber gute Spritzen; hierzu dienen Flaſchen von Caoutchou mit einem langen, engen Halſe. Daher kommt der Name Bois de Seringue, Spritzenholz. Die Chirurgie benutzt dieſes Harz als Sonden und elaſtiſche Ringe.

Auch gibt fein damit überzogener Zeug, Leinwand oder Seide ein dem Waſſer undurchdringliches Wachstuch. In neueſten Zeiten haben wir es in Aether und in verſchiedenen Oelen wieder aufgelöſet und die aeroſtatiſchen Bälle damit überzogen.

Den Indianern leiſtet dieſes Harz noch einen andern bedeutenden Nutzen. Sie brennen es länglich geformt ſtatt der Lichter und Fackeln. Es leuchtet gut, und gibt daneben einen

---

*) M. ſ. das 2te Bändchen.

Wohlgeruch; eine einzige Fackel dauert gegen 12 Stunden. Dieſen letztern Nutzen gewährt aber dort noch ein anderer Baum, die Virola sebifera. Aus ſeinen Früchten erhält man ein Oel, welches durch die Kälte gerinnt und allgemein zu Lichtern gebraucht wird.

Zu den vielen vegetabiliſchen Merkwürdigkeiten gehört noch beſonders der Coumier de la Gujane. Er liefert ein Harz, das von Anſehen und Geruch, wie auch in übrigen Eigenſchaften dem Ambra gleich kommt; hierdurch ſind einige Naturforſcher bewogen, den Ambra vegetabiliſchen Urſprunges anzunehmen.

In einem Lande, wo man ſich nur auf wenige Stunden von den Küſten entfernen darf, um ſofort unter der unerträglichſten Hitze in Moräſten zu waten, wo der abgehärtete Krieger nicht ohne Lebensgefahr auf der Erde ruhet, ſondern, um der Näſſe und den Sumpfthieren zu entgehen, nur in erhöheten Hangematten unweit des Feuers ſchläft, da muß die Natur eine unermeßliche Menge Ungeziefer hervorwachſen laſſen, denen der Moraſt und der feuchte Schatten ihr wahres Vaterland ſind, und die ſich von ihnen ähnlichen Thieren, Gewürmen, Inſecten, Amphibien oder von wäſſerichten Pflanzen ernähren.

Niemand hat auf eine ſo ehrenvolle, heroiſche, einzige Art unſere naturhiſtoriſchen Kenntniſſe über dieſe Gegenſtände trefflicher erweitert, als eine Deutſche! die berühmte Sibilla Merian aus Frankfurt a. M. Dieſe Frau macht für die Zeit, in welcher ſie lebte, für den damaligen Stand der Wiſſenſchaften und beſonders für den der Naturgeſchichte, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, Epoche.

Waren ihr, als Tochter des berühmten Kupferſtechers und Topographen Merians, und als Gattin eines Mahlers *), die zeichnenden Künſte gleichſam väterliches Erbtheil, ſo mußte ſie dennoch wahrlich vom höchſten Enthuſiasmus für die Naturkunde beſeelet ſeyn. Ein ſchwaches Frauenzimmer, verläßt ſie Verwandte und Vaterland, vertrauet ſich dem weiten Meere, und trotzt einem Clima, das für das tödtlichſte der neuen Welt anerkannt iſt! Und dieſes alles nur allein um die reiche üppige Natur von Surinam ſelbſt zu erforſchen! Zu Anfange des letzten Jahrhunderts (1701) ging ſie dorthin ab. Unter gefährlichen Krankheiten ertrug ſie die ganze Gewalt des lothrechten Strahles und der mephitiſchen Feuchtigkeiten. Mit eiſerner Beharrlichkeit durchzog ſie die dumpfigen Waldungen und die naſſen Savannen, ſammelte Inſecten, Amphibien und Gewürm, beobachtete ihre Natur, ihre ganze Lebensart, ſtellte ſie in den trefflichſten Zeichnungen mit lebendigen Farben dar,

*) Sie hatte ſich an den Mahler Gräfe in Nürnberg verheirathet, trennte ſich aber von ihm wegen ſeines ſchlechten Betrages und nannte ſich nach ihrem Vater.

und arbeitete unerläßlich, bis ihr Körper dem Clima erlag, und ſie ſich nur durch die Rückkehr nach Europa dem Tode entriß.

Vier Jahre nach ihrer Rückkunft trat dann das Meiſterwerk über die Surinamſchen Inſecten an's Licht.

Dieſes prächtige, außerordentliche Werk (Histoire des Insectes d'Europe et de Surinam und beſonders Metamorphosis Insectorum surinamensium; Amstel. 1705, fol.) hat uns für dieſen Theil der Naturgeſchichte und für viele andere dortige Thierarten und Pflanzen gleichſam eine neue Welt eröffnet.

Dennoch war ihr raſtloſer Forſchungsgeiſt hierdurch nicht geſättigt. Ihre Tochter verheirathete ſie nach Surinam, und dieſe, gleichfalls eine Forſcherin und Künſtlerin, ſandte der Mutter von dort aus alles, was ſie in der Naturgeſchichte Neues entdeckte. Indeß hatte die große Reiſe, jenes böſe Clima, die vielen Anſtrengungen der ſeltenen Frau vielfache Krankheiten und Leiden zugezogen. Sie erlebte nicht das Glück, ihre trefflichen Werke völlig bekannt gemacht zu ſehen. Sie ſtarb 1717 im 70ſten Jahre; aber ihre jüngſte Tochter beſchenkte die Welt mit dem dritten und letzten Theile der Arbeit der außerordentlichen Mutter.

Bei Eröffnung der Werke der Merian bleibt man mit Recht im Zweifel, ob man mehr über den Reichthum der dortigen Natur oder über ihre Schönheit und Pracht ſelbſt in den am mindeſten geachteten Geſchöpfen erſtaunen ſoll.

Schmetterlinge, oft von der Größe mittelmäßiger Vögel, glänzen durch den blendendſten Laſur (Papil. Menelaus, Teucer, Idomeneus u. a.), durch Spiegel, die das Auge täuſchen (les Portes miroirs, Papil. Clio Psidii u. a.), durch Perlmutter und Gold (Papil. Leilus, Helena, Venillae, Cupido) und alle übrige der herrlichſten Farben in wunderbarer Miſchung zuſammengeſtellt.

Selbſt die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellet, durch ein eigenes Geſchlecht geflügelter Inſecten, deſſen großer phosphoreſcirender, hellleuchtender Kopf den Menſchen im Dunkeln wie eine Fackel leuchtet, da am Tage die ſchönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen (Fulgora laternaria L.), der große Laternenträger.

Dagegen erzeuget ſich denn aber in dem dortigen Clima eine ungeheure Menge widriger Inſecten, die den Einwohner tauſendfachen Leiden bei Tage und bei Nacht ausſetzen. Spinnen von der Größe einer Mannshand, die ſelbſt kleine Vögel verzehren (Aranea avicularia L.) *) ſind durch ihre Biſſe

*) Dieſes widrige Thier hegt doch große Mutterliebe. Es trägt ſeine Eier im Eierſacke mit ſich ſtets umher.

noch gefährlicher als die vielen Scorpionen und Scolopendren.

Die Zancuden, Mapeien, Maringoings und Muſkiten (Culex haemorrhoidalis? L. pipiens) ſind die nächtlichen Blutſauger, während daß am Tage vielartige Bremſen, Stechfliegen (Tabanus cayennensis, mexicanus, occidentalis, ruficornis L.), Weſpen und Bienen (Vespa Lanio, striata, cyanea; Sphex caerulea, ruficornis, argillacea; Apis Surinamensis, argillosa, versicolor u. a.) den Menſchen mit ihren Stacheln ängſtigen. Zugleich verheeren oft große Züge von Heuſchrecken und Ameiſen die Pflanzungen, die Termiten aber ganze Gebäude.

Von den wilden Bienen auf Surinam verdient hier ein ſonderbarer Charakterzug auf Stedmanns Zeugniß einen Platz.

In der hölzernen, temporairen Wohnung, welche Stedmann auf ſeinem Zuge gegen die Maron-Neger errichten ließ, hatte ſich zugleich ein Schwarm wilder Bienen an der obern Wand angebauet. Hier wohnten ſie mit ihrem Hausherrn und ſeinem treuen Neger Quaco in größter Harmonie, als Stedmann eines Tages den Beſuch eines Fremden erhielt. Ueber dieſen fielen die Bienen mit Ungeſtüm her, und zwangen ihn unter fürchterlichen Schmerzen das Haus ſchnell zu verlaſſen. Aus gerechter Furcht, von ihnen gleichfalls zerſtochen zu werden, gab Stedmann ſogleich Befehl, das Bienenneſt durch Feuer hinwegzuſchaffen; aber ein alter Neger hielt ihn zurück. „Herr,“ ſagte er, „ſie hätten Euch längſt geſtochen, wenn Ihr ihnen fremd wäret. Ihr und Eure Leute dürfet dreiſt, ſogar bis zu ihrem Neſte hinauf gehen, und ſie werden als Miethlinge die Hausgeſellſchaft unverſehrt laſſen.“

Jetzt ward der Neger Quaco zur Probe beordert, nackt zu dem Neſte hinauf zu ſteigen; die Bienen ließen ihn ruhig. Stedmann ſelbſt machte den Verſuch; er ſchüttelte ſogar ihr Neſt. Sie ſummten ihm zwar um den Kopf, aber keine einzige Biene ſuchte ihn zu verletzen.

Eben dieſer alte Neger betheuerte auf das gewiſſenhafteſte die Wahrheit von folgender noch merkwürdigern Thatſache. Auf der Plantage ſeines Herrn ſtehe ein alter Baum. Darin habe ſich ſeit langen Jahren eine Geſellſchaft von Bienen und von Vögeln eingeniſtet, und lebten mit einander in vollkommenſter Eintracht. Nahe ſich aber ein anderer fremder Vogel dem Baue der Bienen, ſo werde er ſogleich von jenen befiederten Mitgenoſſen gemeinſchaftlich vertrieben; dagegen vertrieben die Bienen alle fremde Bienen, die ſich den Neſtern der Vögel näherten. Wegen dieſer Merkwürdigkeit hege der Herr der Pflanzung und deſſen ganze Familie eine ſolche Achtung für den Baum, daß ihn, als ein Heiligthum, nur allein die Zeit zerſtören ſolle.

Die Summe der Amphibien iſt in Gujana gleichfalls eben ſo zahlreich, als außerordentlich. Unter den Schlangen, wovon mehrere zu den giftigſten gehören, verdient hier die Waſſermutter (Aboma oder Boiguacu) einer beſondern Erwähnung. Sie iſt von der Rieſenſchlange (Boa constrictor L.) ſowohl durch die Größe, noch mehr aber durch zwei Krallen, wie der Sporn eines Hahnes, welche ſich, wie Stedmann bezeugt, gegen das Ende des Leibes befinden, verſchieden. Ihre Farbe iſt auf dem Rücken grünlichſchwarz, die Seiten ſind gelbbraun, und beides iſt mit regelmäßigen weißen Ringen ſchön gefleckt. Sie iſt auf 30 Fuß lang und hat die Dicke eines Menſchen; übrigens völlig ohne Gift. Ihr Kopf iſt breit und platt, aber im Verhältniſſe zu ihrem Körper klein; der große Rachen hat eine gedoppelte Reihe Zähne; die hervorſtehenden Augen ſind glänzend, und der ganze Körper iſt mit Schildern oder großen Schuppen beſetzt.

Als Stedmann dieſes Ungeheuer auf ſeinem Marſche in den waldigen Moräſten von Surinam entdeckte, lag ſie aufgerollt unter dem abgefallenen Laube und Geſträuche, ſchoß die gabelförmige Zunge hin und her, und ſchien gleichſam Feuer aus den Augen zu ſprühen. Zweimal ward ihr Körper mit Kugeln durchbohrt, aber ſie ſchlug nur deſto wüthender um ſich, und alles Geſträuch mähete ſie in ihrer Nähe wie mit einer Sichel ab. Nur erſt durch den dritten Schuß, der den Kopf traf, ward ſie erlegt. Dennoch machte die noch im Körper zurückgebliebene Lebenskraft es Anfangs gefährlich, ſich ihrer zu bemächtigen. Ein Neger warf ihr die Schlinge eines ſtarken Taues um den Hals, zog hiermit den Körper aus dem ſumpfigen Lager hervor, und erſtieg mit dem Taue einen Baum. Er warf das Tau über einen ſtarken gabelförmigen Zweig, ein Paar andere Neger zogen nun dadurch das Thier in die Höhe. In dieſer Stellung beſtieg der erſte Neger, ein ſtarkes Meſſer zwiſchen den Zähnen, den Baum, von ihm aber die Schlange ſelbſt, klammerte ſich mit den Beinen daran feſt, und weidete das Thier nun aus.

Außer der ſchönen Haut zum Ausſtopfen erhielt man vier Gallonen (gegen 40 Pfund) Fett, und wohl eben ſo viel war verloren gegangen. Dieſes Oel iſt ſehr ſchätzbar bei Quetſchungen und Verwundungen, und wie der Arzt Fermin verſichert, iſt es ein treffliches Mittel gegen den Rheumatismus.

Selbſt nach der Ausweidung und dem Enthäuten äußerte der Körper noch Spuren des Lebens.

Die Aboma oder Boiguacu nährt ſich von großen Thieren, die ſie, aufgerollt und unter verfaulten Baumſtämmen, Mooſe und Laube verborgen, durch Ueberfall erreichen kann; denn zum Verfolgen iſt ſie zu unbehülflich. Sie zerbricht großen Thieren die Knochen durch ihr eigenes Gewicht und durch's

Umſchlingen; ſodann begeifert ſie ihre Beute im Rachen, bevor ſie ſie verſchlingt. Sie begnüget ſich indeß auch mit kleineren Thieren. Fermin fand in der Boiguacu, welche ihm vier Neger noch lebend zuſchleppten, ein Faulthier, einen Ameiſenfreſſer (Tamandua) und ein Legouana (Lacerta Iguana L.). Der Menſch hat nur im Falle des Hungers von ihr zu fürchten; auch machen die Neger Jagd auf dieſes mächtige Thier, da das weiße Fleiſch von ihnen gegeſſen wird.

Außer der Aboma zählt Fermin noch 20 verſchiedene Arten von Schlangen auf Surinam, und außer dem Alligator, der Legouana und dem Chamäleon noch 9 Arten Eidechſen.

Das Geſchlecht der Fröſche enthält aber in Gujana die ſonderbarſten Amphibien.

Nicht leicht hat die Natur ſcheußlichere und zugleich merkwürdigere Geſchöpfe hervorgebracht, als zwei Arten Surinamſcher Kröten. Die erſte iſt die gehörnte Kröte (Rana cornuta palpebris conicis L.). Der übermäßige Kopf dieſes großen Thieres wird ſchon durch den weiten Rachen gräßlich, noch weit mehr aber durch die Augenlieder. Dieſe erheben ſich tutenförmig über das große wilde Auge und bilden darüber beträchtliche hornförmige Spitzen. Der breite, warzige, ſtachlige Körper iſt dabei mit breiten braunen Linien überlaufen, und vermehrt das äußerſt widrige Anſehen des ganzen Thieres. Der engliſche Naturforſcher Shaw und hiernach die Herausgeber des Muſeum des Wunderbaren haben eine gute Zeichnung davon geliefert.

Die gehörnte Kröte iſt ſelbſt in Gujana ſeltener, als die noch weit merkwürdigere Pipa.

Bei dieſer Kröte (Rana Pipa, digitis anticis muticis quadridentatis posticis unguiculatis L.) darf man mit Recht ausrufen: Unbegreiflich iſt die Natur, ſelbſt in ihren mindeſten Werken! Unerreichbar unſerm Geiſte und unſern Sinnen! Durch die verachtetſten Geſchöpfe demüthiget ſie plötzlich unſer geſammtes Wiſſen, unſere vermeinte Weisheit!

Als die genaueſten Forſcher der Natur, ein Löwenhoek, Swammerdam und Röſel, die Erzeugung der Fröſche durch ein jahrelanges Beobachten zu ergründen bemühet geweſen waren, glaubte man, alles ſey erſchöpft über die Zeugung dieſer Amphibien. Mit Bewunderung ſah man in Röſels unſterblichem Werke über die Fröſche, wie das Männchen von unſerer europäiſchen Kröte den Hebammenmeiſter bei ſeinem Weibchen macht. Aber wie ſtaunte man nicht über eine Kröte, die Pipa, welche ihre Eier und ihre Jungen auf dem Rücken ausbrütet. Dieß ſchien auf einmal unſere durch vieljährige Beobachtungen entdeckten Geheimniſſe der Zeugung dieſer Thierarten zu vernichten. Schon mußte die Natur bei der Pipa gerade allen ihren bekannten Geſetzen entgegenwirken. Im Rücken

ſollte ſich bei ihr die Gebärmutter endigen; von innen hinaus ſollten die Jungen dadurch an die Luft treten.

Endlich ſchwanden durch die fleiſſige Forſchung Fermins im Vaterlande des wunderbaren Thieres ſelbſt alle dieſe Unnatürlichkeiten. Die Anatomie fand die inneren Zeugungstheile der Pipa gerade wie die der übrigen Froſcharten; auch traf die Fortpflanzung ſelbſt hiermit zu. Nur die eigentliche Entwickelung der Eier oder des Leiches zeigte ein durchaus ungeahndetes Phänomen. Wenn die weibliche Pipa die Eier von ſich gelaſſen hat, faßt das Männchen den Leich, und ſtreicht ihn auf den Rücken des Weibchens, legt ſich, wie Fermin ſah, Rücken gegen Rücken darauf, und druckt, indem es ſich darauf wälzt, die Eier in die ſchleimige Haut des Weibchens feſt. Hierauf nimmt es die umgekehrte Lage an und befruchtet, wie die übrigen Fröſche, dieſe dort feſtgehefteten Eier.

Dieſes alles beobachtete Fermin an einem Paare dieſer Kröten, die er während vieler Monate in einer mit Waſſer gefüllten Grube ſeines Gartens erhalten hatte.

Die Eier verwachſen ſodann mit der warzigen Rückenhaut der Mutter, und nach einigen 80 Tagen entwickeln ſich daraus die jungen Kröten, völlig wie unſere Fröſche, nämlich als Kaulquappen mit kleinen Schwänzen. Von letzteren iſt man durch die hierin entſcheidende Blumenbachſche Zeichnung jetzt völlig überführt *).

Wenn alſo die Mutter hier die Brut auf ſich trägt und auf ſich ausbrütet, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß den Eiern, ſelbſt unter jenem heißen Himmel, ein höherer Grad von Wärme, die Wärme des Leibes der Mutter, zu ihrer Entwickelung nöthig ſey.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß die Pipa gezähmt werden kann. Stedmann ſah auf Surinam einige dieſer Kröten, die da als Hausthiere mehrere Jahre lebten.

Unter der kaum aufzuzählenden Menge des Gefieders, wodurch die Wälder Gujanas belebt werden, gibt es ganze Geſchlechter, die dieſen und den umliegenden Ländern vorzugsweiſe eigen zu ſeyn ſcheinen.

Ohne das große Heer der Papageien anzuführen, gehört hierher von den minder bekanntern das Geſchlecht der Pipra. Man kennt bereits über 25 Arten; die meiſten finden ſich in Gujana. Zwar ſind dieß nur kleine, unſern Meiſen ähnliche Vögel, aber ſie prangen mit den ſchönſten Farben (z. B. Manacus superbus), und verſchiedene Arten derſelben, z. B. der gold- und rothköpfige Monakin finden ſich dort in ſehr großen Scharen.

---

*) M. ſ. Blumenbachs Abbildungen, 4tes Heft, N. 36.

Ein anderes Geſchlecht der Vögel von Gujana iſt wegen ſeiner Fähigkeiten merkwürdig.

Die Pſophia, ein dem Kraniche nahe ſtehendes Thier, zeichnet ſich durch ſeine Stimme, noch mehr aber durch den Grad ſeiner Zähmung und Anhänglichkeit an den Menſchen von den meiſten uns bekannten Vögeln aus. Der Trompetenvogel (Psophia crepidans L.) iſt größer und beſonders ſtärker gebauet als der Brachvogel (Numenius arquata L.), hat einen kürzern Schnabel als der Kranich, faſt wie der des Trappen. Die vierzehigen ſtarken Füße haben nur kurze Nägel.

Den Körper trägt er, wie die Kraniche, aufrecht, läßt ihn auch häufig nur auf einem Beine ruhen.

Gewöhnlich iſt die Hauptfarbe ſchwarz, bei andern ſpielt ſie ins Grünliche.

Das Sonderbare beſteht in dem trompetenähnlichen Tone ſeiner Stimme, die gleichſam aus dem Bauche hervorzukommen ſcheint. Dennoch fand Pallas durch die Anatomie hierzu keine beſondere Einrichtung der Kehle; nur war der Luftſack ſehr weit und zellicht gebauet.

Dieſe Vögel äußern eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an den Menſchen. Sie gehen nicht nur dreiſt in den Häuſern umher, ſie ſchmeicheln ihrem Herrn und geben ſogar bei ſeinem Wiederſehen ein Freudengeſchrei von ſich. Sie folgen ihm ſogar über die Straße, verweilen vor dem Hauſe, in welches er hineingegangen iſt, und warten bei Tiſche hinter oder neben ſeinem Stuhle, um von ihm Brot, Fleiſch oder Fiſche zu erhalten.

Viele Merkwürdigkeiten der Ornithologie dieſer Länder wären hier noch zu erwähnen, z. B. des ſchönen Sonnenreihers (Ardea Helias, Oiseau du Soleil, Fermin), der wegen ſeines trefflichen Gefieders, wegen des Bildes der Sonne, ſo ſich im Innern der ausgebreiteten Flügel zeigt, und endlich wegen der ſtäten Bewegung ſeines Körpers gleich auffallend iſt.

Mögen jetzt Gujanens übrige Thierarten, welche gleichfalls Braſilien und Peru gemein ſind, bis zu den Nachrichten über dieſe Länder verſpart bleiben; nur eines ſey uns erlaubt, hier noch der Geſchichte des dortigen Menſchen vorangehen zu laſſen, da es in den Haushalt und die Beſchäftigungen der Einwohner beſonders eingreift. Dieſes iſt nämlich der

Manati oder Lamentin.

Dieſes Thier (Trichechus Manatus dentibus laniariis inclusis L.) iſt auch deßwegen dem Naturhiſtoriker wichtig, weil es die Quadrupeden mit den Wallfiſchen verbindet. Es ſteht ihnen bereits näher als die Seehunde (Phoca). Bei dieſen ſind nämlich die Hinterbeine, obgleich nur kurz und im Leibe verſteckt, dennoch wirklich vorhanden, die Vorderbeine nebſt ihren Zehen aber deutlich wie an den übrigen Quadrupeden. Beim

Lamentin findet ſich zwar das Vorderbein nebſt ſeinen vier Zehen und Nägeln, allein das Ganze iſt von einer eigenen Haut beutelförmig umgeben, gleicht dadurch einigermaßen einer kurzen breiten Schaufel, und dient trefflich als Ruder; von dem Hinterbeine hingegen iſt auch keine Spur. Der Schwanz iſt ziemlich breit, aber kurz, und, wie Daubenton ſagt, biberähnlich. Der ſtarke Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeiſſers, beſonders durch die herabhangenden Oberlefzen. Die Augen ſind klein; die äußern Ohren fehlen gänzlich, es iſt nur eine Gehöröffnung vorhanden; dennoch hört das Thier ſcharf. Ebenfalls fehlen oben und unten alle Vorderzähne; nur allein mit Backenzähnen weidet der Manati Seegewächſe, ſeine einzige Nahrung, ab; aber er ſäuft ſüßes Waſſer, daher man ihn beſonders an den Mündungen der Flüſſe findet. Die breite, platte Schnautze hat weite Naſenlöcher, und iſt mit ſtarken Borſten beſetzt. Sein Laut kommt dem eines Ochſen ähnlich. Der tonnenförmige Leib hat gleichfalls die Dicke eines Ochſen. Die ganze Länge des Thiers beträgt oftmals auf 16 Fuß, und ſein Gewicht 500 bis 800 Pfund.

Der Manati iſt ein Thier von ſanftem Naturell; ja er ſoll keines unbeträchtlichen Grades der Zähmung fähig ſeyn, ſelbſt ſeinen Namen kennen und ſich rufen laſſen. Aus dem Waſſer aber gleich den Phoken herauszugehen, dieſes erlaubt ihm ſeine Bildung nicht. Das Thier lebt ſowohl bei den Antillen als am Senegal, in Congo, wo es unter dem Namen der Meerjungfer bekannt iſt. Aber in weit größerer Anzahl findet es ſich an den Küſten von Darien und an den Mündungen der Flüſſe von Gujana. Im Amazonen-Fluſſe ſteigt es bis zu den Waſſerfällen hinauf.

Dieſes große Thier ſäugt ſeine beiden Jungen wie der Wallfiſch, und ſoll monogam ſeyn.

Es ſchläft oftmals, indem es den Kopf über dem Waſſer emporhält. Dieſes bietet den Einwohnern von Gujana eine ſehr bequeme Gelegenheit dar, es zu entdecken und ſich ihm zu nähern.

Es iſt aber die Jagd des Lamentins oder Meerochſen, wie man ihn hier nennt, für ſie ein ſehr wichtiges Geſchäft, das beſonders im Julius und Auguſt auf folgende Art von ihnen unternommen wird.

Drei bis vier Indianer, oft gebraucht man auch hierzu Neger, rudern, ſo bald ſie den Meerochſen entdeckt haben, in einem Kahne in möglichſter Stille auf ihn zu, und ſchießen, wenn ſie nahe genug ſind, mehrere Wurfpfeile, eigentlich Harpune auf ihn ab; dieſe ſind an einer ſehr ſtarken Linie von 30 bis 40 Klafter befeſtiget. Die Linie des Wurfpfeiles laſſen ſie dem ſodann ſchnell fliehenden Thiere nachſchießen; da die Linie zugleich mit flachen Hölzern verbunden iſt, ſo entdecken ſie durch

dieſe ſtets obenauf ſchwimmenden Hölzer den Weg des angeſchoſſenen Thieres; ſie ſuchen ihm ſodann noch mehrere Wurfpfeile beizubringen, wodurch der Lamentin ſich verblutet, worauf er entweder in den Kahn gezogen wird, oder, im Falle der Körper zu groß iſt, durch eine Linie, die ſie ihm um den Hals werfen, durch den Kahn fortbuxirt wird.

Das Fleiſch des Lamentins iſt trefflich; es kommt dem beſten Schweinfleiſche ſehr nahe. Selbſt die Haut, wenn ſie gekocht wird, iſt eßbar, und hat viel Aehnliches mit gekochten Ochſenfüßen. Sonſt kann man auch ein dichtes Leder daraus bereiten. Das Fleiſch wird in Stücke zu zwei bis drei Pfund geſchnitten und zweimal geſalzen, hierauf von den europäiſchen Kaufleuten in Fäſſern verſandt. Die Indianer, denen es an Salz fehlt, dörren es wie andere Fiſche.

Die Bewohner von Gujana.

Auch in dieſem Theile der neuen Welt müſſen wir genau den urſprünglichen Menſchen von den dort eingewanderten und den durch dieſen eingeführten unterſcheiden. Der Eingewanderte, oder Europäer, iſt freilich dort jetzt der Herr, oder vielmehr, wie überall, wo dieſes hochcultivirte Geſchöpf ſich nur ſehen läßt, allgewaltiger Tyrann; allein die Natur rächt ſich dafür an ihm. Das Clima ſtraft ihn, verändert ihn, und dieſe Veränderung verdient daher bemerkt zu werden. Der Original-Bewohner, als der hier am weiteſten verbreitete Menſch, behauptet indeſſen bis jetzt noch die erſte Stelle.

Sowohl das holländiſche als das franzöſiſche Gujana war und iſt noch jetzt faſt von einer größern Anzahl indiſcher Nationen bevölkert, als Nord-Amerika. Wahrſcheinlich ſind ſie nicht alle von ein und demſelben Stamme. Nur allein in dem franzöſiſchen Gujana nennt Barrere gegen 50 verſchiedene Völkerſchaften. Uebrigens theilt eben dieſer Reiſende dieſe Völker überhaupt in Indianer der Küſte und Indianer des Binnenlandes oder der Waldungen.

Eins der hauptſächlichſten Völker von Gujana haben wir bereits umſtändlich kennen gelernt, nämlich die Caraiben *). Denn dieſe hatten ſich von dort auf den Antillen niedergelaſſen.

Eine zweite Haupt-Nation heißt die Galibis. Sie kommt den Caraiben ziemlich nahe, und mehrere Schriftſteller nehmen jene gar für Abkömmlinge der letzteren an. Wir werden indeſſen die Galibis hier genauer anzeigen.

Nach ihnen gibt Barrere den Cuſſaniern und Maraonen den zweiten Rang. Stedmann rühmt aber beſonders wegen ihrer körperlichen Schönheit und Geſchicklichkeit die Arrowaukas.

---

*) M. ſ. das 2te Bändchen.

Einige dieſer Völkerſchaften zeichnen ſich durch höchſt ſonderbare Gewohnheiten aus. So halten die Nationen, welche um die Mündung des Amazonen-Fluſſes wohnen, eine platte Stirn und einen flachen Hinterkopf für eine große Schönheit; ſie preſſen daher ihren Kindern die Köpfe vermittelſt zweier Breter in dieſer Richtung zuſammen.

Die Akoguouas ſetzen ihren Schmuck darein, Papageienfedern in der Backe zu tragen; hierzu durchbohren ſie die Wangen.

Dagegen graben die Palicurs ſchwarze Zirkel-Linien, die von einem Ohre über das Kinn zum andern gehen, auf ihr Geſicht, und tragen zugleich Ringe in der Naſe.

In vielen Stücken kommen indeſſen dieſe Nationen mit einander überein, und wir dürfen deßhalb hier nur beſonders auf einige der Haupt-Nationen Rückſicht nehmen.

Die Indianer von Gujana ſind nicht ſehr groß, von Farbe röthlichbraun, kommen aber weiß zur Welt. Sie haben einen ſtarken Unterleib und langes, ſtraffes, ſchwarzes Haar; aber nur wenig Bart; und auch dieſen reiſſen ſie aus, ſo wie alles Haar am Leibe ſelbſt.

Die Weiber ſind zart gebauet, haben kleine Augen (Fermin ſchreibt ihnen größere Augen zu), von Farbe und Haaren den Männern gleich; zeigen aber eine angenehme Freundlichkeit, und ſind überhaupt nichts weniger als häßlich. Ihre ganze Bedeckung beſteht gewöhnlich nur in einer Camiza, einem kleinen Schurzfelle, um dasjenige zu bedecken, was die Sittlichkeit befiehlt. Aber dieſer Schurz ſchützet auch wider die Inſecten, und dient als Suspenſorium für die dort häufigen Brüche. Die Weiber beſetzen dieſe Schürze unten mit Korallen; die Männer laſſen die Streifen oft lang herab gehen.

Alle Indianer färben ſich ſtark mit Roucou, das mit Cajaput-Oel (Ol. Ricina) abgerieben wird; einige laſſen ſich, wenn ſie in den Krieg gehen, ſchwarze Streifen auf den Körper, mit einem ſehr dauerhaft färbenden Pflanzenſafte, zeichnen.

Von Jugend auf zu allen körperlichen Uebungen gewöhnt, ſind ſie treffliche Schwimmer, Fiſcher und Jäger. Dieſes Volk, ſagt Pitou, hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füße eines Hirſches und die Gelehrigkeit eines Hundes.

Sie ſind gaſtfrei und als Freunde gutmüthig; aber träge, argwöhniſch und gereizt, glühen ſie von unverſöhnlicher Rache. Dieſe zu befriedigen iſt ihnen jede Methode gleich: der Pfeil, die Keule oder das Gift. Von letzterm haben ſie ganz beſondere Kenntniſſe, dabei verſtehen ſie es, ſich deſſen mit tiefſter Verſtellung bei dem heiterſten Freundſchaftsmahle zu bedienen.

Sie lieben die Völlerei, und in dieſer Lage ſind ſie aller Laſter fähig. Nüchtern haben ſie aber große Enthaltſamkeit. Selten zanken ſie, und betragen ſich, der Nacktheit beider

Geſchlechter ungeachtet, ſehr anſtändig gegen die Weiber. Sie leben in Polygamie; dennoch iſt der Ehebruch ſelten, wird auch in Rückſicht der Frau, ja oftmals des Verführers, mit dem Tode beſtraft. Pitou erzählt davon ein merkwürdiges Beiſpiel, welches zugleich in Rückſicht ihrer Sitten überhaupt hier ſchon einen Platz verdient.

Um dieſe Stelle gehörig zu verſtehen, muß man wiſſen, daß ein Knabe ſeinem Vater Hyroua von dem, was zwiſchen der Mutter Lisbe und ihrem Liebhaber Makayabo, einem Freunde des Vaters, vor der Zuhauſekunft des letztern vorgegangen war, Nachricht gegeben hatte, und daß letzterer einen großen Schmaus gab, bei welchem ſich gleichfalls der Liebhaber unter den Gäſten befand.

Nachdem die ganze Geſellſchaft beiſammen war, wandte ſich der Vater zu dem vermeinten Liebhaber der Frau und ſagte: „Du haſt meine Frau erwartet; ihr ſeyd mit einander einverſtanden. Wir müſſen deßhalb aufs Reine kommen. Du verſtehſt mich.“ Bei dieſen Worten ergriff er ſein Boutou *), und der Kampf begann. Füße, Fäuſte und Zähne wurden dabei benutzt. Der Boutou fliegt auf die Seite; ſie drehen ſich um, packen einander, würgen, heben und werfen ſich auf die Erde, von Blut und Schweiße triefend. So kämpften dieſe beiden rüſtigen Männer, an Kräften ziemlich gleich, zu dreien Malen, als endlich der Liebhaber, der gewandter war, dem Manne einen ſo harten Schlag verſetzte, daß dieſer zu Boden ſtürzte und zum weitern Kampfe unfähig ward. Jetzt ging aber die Frau auf den Sieger los, hieb ihn in den Arm, und ſpaltete ihm gleich darauf den Kopf, daß er todt vor ihr niederfiel. Die Verſammlung bezeugte durch ein großes Geſchrei und Händeklatſchen ihren Beifall, und in demſelben Augenblicke nahmen alle Männer, als hätten ſie es verabredet, mit einander ihren Boutou zur Hand und prügelten ihre Weiber. Dieſe vertheidigten ſich nur ſchwach, ſie ertrugen es ſichtlich gern. Denn als der Franzoſe aus Unwillen über dieſe Grauſamkeit, die eine Frau, welcher ihr Mann den Kopf blutig geſchlagen, dieſem Wütheriche entriß, ging ſie ein Paar Schritte fort, ergriff den Bogen des Mannes und ſchoß ihn empfindlich auf die Schulter. Sie ſchäumte vor Wuth, daß er ſie den Schlägen des Mannes entzogen hatte, und rief: „wenn er mich ſchlägt, ſo thut er es, weil er mich liebt.“ Pitou mußte ſich entfernen, denn alle Weiber nahmen Partei gegen ihn. Wie ſehr erſtaunte er aber, als eben dieſe Frau ihn bald darauf wieder aufſuchte,

*) Eine Keule aus ſehr feſtem Holze, etwa 2 Fuß lang und 1 Zoll dick, in der Mitte ſchmal, an beiden Seiten gegen 4 Zoll breit. Die Franzoſen nennen ſie von dem Gebrauche, den die Wilden im Kampfe und im Kriege davon machen, Casse tête.

während daß ihr Mann und die Gäſte den Rauſch ausſchliefen. Sie bat ihn dringend, zurückzukommen. „Sey unbeſorgt," redete ſie ihn an, „Niemand wird dir etwas ſagen, ſobald du uns nur nicht in unſern Liebkoſungen, noch in unſern Schlägen ſtöreſt."

Indeß war der Ausgang dieſer Geſchichte noch weit trauriger. Nachdem Hyroua nebſt der Geſellſchaft den Rauſch ausgeſchlafen hatte, führte er den Franzoſen in den Suwa oder den großen Verſammlungsſaal des Dorfes; hier lag die Leiche des erſchlagenen Liebhabers, eines nahen Verwandten des großen Zauberers. Der Indianer blies in ein großes Ochſenhorn; auf dieſes Zeichen kam das ganze Dorf nebſt dem Könige in dem Suwa zuſammen.

Und nun hob eine förmliche Anklage, ein Todtengericht, gegen den von der Frau erſchlagenen Liebhaber Makayabo an. Hyroua trat auf und ſprach zum Könige: „Mein Weib, mein Canot, meine Pfeile und mein Boutou ſind mein einziges Eigenthum. Makayabo hat mir meine Gefährtin nehmen wollen; mein kleiner Ywam hat es mir hinterbracht; ich ſchwöre es beim Tamouzy (dem guten Gott) und beim furchtbaren Hyruka (dem böſen Gott, dem Teufel). Ich habe ihn nur für dieſen Frevel beſtraft. Ich will einſchlafen und unter Hyrukas Macht gegeben werden, wenn ich Dich, o König! betriege."

Zur Vertheidigung des Getödteten nahm nun deſſen Bruder das Wort. Er ſagte, indem er den Leichnam hielt:

„Ich kam von der Jagd; Lisbe begegnete mir. Ich half ihr durch den benachbarten Strom, und ſie ging früher, als ich, zu ihrer Hütte; dieſes iſt mein ganzes Verbrechen."

Jetzt ſtand der König auf und entſchied auf folgende Weiſe:

„Ich weiß genug. Makayabo hat Lisbe überfallen. Tamouzy wird ihn richten, und er ſoll nicht unter uns ſchlafen dürfen; ſein Canot und ſeine Pfeile gehören ſeinem Bruder."

Hierauf ward der Leichnam in den Wald geſchleppt und den Courmons (der Beſchreibung nach wahrſcheinlich der Aasgeier, Vultur Aura) zum Futter hingeworfen.

Bald nach dieſer Begebenheit überfiel die Nation der wilden Androyos dieſes Dorf, gerade bei einem feſtlichen Tanze. Die meiſten wurden von den an Mannſchaft weit ſtärkeren Androyos erſchlagen; hierunter auch der König und Hyroua. Die Sieger zeigten ſich völlig als Anthropophagen. Sie wühlten, ſagt Pitou, wie wüthende Thiere mit dem Kopfe in den Leibern der Sterbenden.

Das Dorf ward zerſtört; die Uebergebliebenen errichteten aber ein neues, und wählten den Sohn des umgekommenen Königs zum neuen Könige. Dieſer ſprach nebſt ſeinem Bruder um die Hand der Tochter der Lisbe an, und die Hochzeit ſollte

gefeiert werden, ſo bald der große Zauberer hierzu würde die Vorkehrungen getroffen haben.

Der große Zauberer war aber der Gemahl von Barka, der Schweſter des erſchlagenen Makayabo. Auf dem Hochzeitsfeſte kamen daher die beiden größten und zugleich bedeutenden Feinde, Lisbe und Barka, nothwendig zuſammen.

Die Bräute waren kurz zuvor für mannbar erklärt worden, und hatten deßhalb, den Sitten der Wilden zu Folge, lange Faſten und andere ſehr harte körperliche Proben *) beſtehen müſſen.

Der große Zauberer ordnete ſodann die Hochzeitsfeier an, wozu die ſtarken Getränke in großer Menge bereitet waren. Barka ſchmeichelte hierbei der Lisbe außerordentlich, und Pitou hielt dieſes für ein ſicheres Zeichen der völligen Verſöhnung. Sie hatte die Coujons (große Gefäße für die Getränke) für die Prinzen, für Lisbe, ihre Töchter und den Franzoſen ſelbſt bereiten und füllen laſſen. Dieſem bot ſie die Schale zuerſt an; glücklich genug für ihn, daß er ſich mit ſeinem Uebelbefinden entſchuldigte. Aber die Uebrigen tranken, und bald darauf ergriff ſie der ſchrecklichſte, brennendſte Schmerz. Es war der Todesſchmerz; denn Barka hatte ſie mit einander vergiftet. Der König und ſein Bruder bekamen früh genug von einem andern Zauberer oder Pyaye wirkſames Gegengift; ſie entgingen daher, nach einem lethargiſchen Schlafe, dem Tode. Allein Lisbe und ihre Töchter wurden Opfer der Rachſucht. Barka ward hierauf der Vergiftung überführt, und trotz den Verwünſchungen des großen Zauberers, der die Richter mit Tamouzy und Hyrouka bedrohete, zum Tode geführt.

Der große Zauberer war nebſt ſeinem Sohne entflohen in ſeinem Canot; allein die Rache des Himmels ſchlief nicht. Man fand ihre Leichen bald darauf nebſt dem von den Wellen zerſchmetterten Canot an dem Fuße eines Felſen.

So endiget dieſe romanähnliche, aber in Rückſicht der Sitten der Wilden von Gujana lehrreiche Geſchichte.

Die Regierungsform dieſer Indianer iſt monarchiſch; ſie ſtehen unter einem Könige und kleinere Ortſchaften unter einem Caziken; und ſie wußten die Monarchie gegen die Einwürfe des franzöſiſchen Republikaners (denn Pitou war einer der nach Cayenne von ſeiner Gegenpartei im Directorium Verbannten) ſehr geſchickt zu vertheidigen.

Mehreres von ihrer Religion, von ihren Ehen und ihren

---

*) M. ſ. das 2te Bändchen dieſes Leſebuchs. Die Proben, welche die Mädchen beſtehen müſſen, um mannbar erklärt zu werden, ſind faſt eben ſo hart, als die dort beſchriebenen. Sie werden auch den großen Ameiſen ausgeſetzt, die ſie auf das ſchrecklichſte martern.

Gebräuchen iſt bereits in jener Erzählung des Pitou vorgekommen.

Ihre Wohnungen ſind zweierlei Art, niedrige und hohe Häuſer. Die erſteren ſind niedrige Hütten mit Palmblättern gedeckt, und die hohen Häuſer die benannten Suwa's. Letztere ſtehen auf langen Pfoſten hoch über der Erde, ſo daß man unter dem Boden des Hauſes durchgeht. Man ſteigt auf einer ſehr ſchlechten Leiter, nicht ohne Gefahr zu fallen, hinauf. Vielleicht hat dieſe Wohnung zu dem Gerüchte oder zu der Fabel Anlaß gegeben, als wenn man im Innern von Gujana Völker anträfe, welche, um ſich vor den Tiegern und vor ihren Feinden zu ſchützen, auf Bäumen wohnten. Im de Bry ſieht man noch eine Zeichnung, da die Spanier einen ſolchen von den Indiern bewohnten Baum niederhauen, während daß jene mit Pfeilen auf ſie herabſchießen.

Sir Walter Raleigh half dieſe wunderbaren Nachrichten verbreiten, die, dem Barrere zu Folge, gänzlich ohne Grund ſind. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß dieſe Bewohner eines ſo ſtark und oft plötzlich überſchwemmten Landes ſich könnten gezwungen geſehen haben, auf ſolche Weiſe ihr Leben zu friſten. Erkletterte doch Wafer die Höhlung eines Baumes in dem benachbarten Darien, und wohnte viele Stunden darin, um nicht durch eine Ueberſchwemmung umzukommen.

Der Ackerbau dieſer Indianer iſt ſehr verſchwenderiſch eingerichtet. Sie bebauen nämlich niemals einen Fleck Landes zweimal, ſie ſchlagen vielmehr ihre Wohnungen ſtets an andern Orten auf. Vor der Bekanntſchaft mit den Europäern wurden ihnen alle dieſe Beſchäftigungen viel ſchwerer, da ſie weder Aexte noch andere eiſerne Geräthſchaft beſaßen.

Die Jagd und die Fiſcherei iſt nebſt dem Kriege ſtets das Hauptgeſchäft der Männer. Außer dem Bogen bedienen ſie ſich auch des Blaſerohres, das Wild zu ſchießen, und ſie betäuben auch die Fiſche durch narkotiſche Pflanzen. Eine Hauptnahrung ſind bei ihnen gleichfalls die Krabben und die Schildkröten.

Ihre Pirogen oder Fahrzeuge ſind nicht ſchlecht gebauet. Sie beſtehen freilich nur aus einzelnen, durch's Feuer ausgehöhlten großen Bäumen; dennoch haben ſie eine Art Ruder, und oftmals ein Segel von dünn geſchnittenen Latten, die mit Lianen über einander gefügt ſind. Uebrigens ſind die Männer ſehr träge; ſie bringen den größten Theil ihres Lebens im Hamak zu. Die Weiber dienen nämlich auch bei dieſen Wilden ſtatt der Arbeitsthiere, die nicht bloß alles tragen und herbeiſchleppen müſſen, ſondern auch die Speiſen, den Roucou zubereiten, die Früchte und Wurzeln einſammeln, ja ſelbſt den Acker bepflanzen, den die Männer von Bäumen gereinigt haben.

Die Indianer beſitzen große Geſchicklichkeit in Verfertigung von Körben und Töpfen. Fermin behauptet, ihre feinſten

Körbe übertreffen alles, was man in Europa von ſolcher Arbeit liefert. Sie machen aber auch große ſtarke Schließkörbe, deren man ſich durch Vorlegeſchlöſſer ſehr bequem auf Reiſen ſtatt der Koffer bedienen kann.

Ihre irdenen Gefäße beſtehen aus fein geſiebter Aſche und gutem Thone. Sie laſſen ſie vor dem Brennen im Ofen trocknen, und wiſſen ihnen einen ſchönen Glanz zu geben. Um das Trinkwaſſer lange aufzubewahren, verfertigen ſie thönerne Gefäße von ſo erſtaunlicher Größe, daß einige 4 bis 5 Anker faſſen.

Zum Putze ſchmücken ſie ſich mit Aufſätzen von den ſchönſten Vogelfedern; auch verſtehen ſie den harten grünen Stein, den Jade oder Nephrit, länglich zu ſchneiden und zu durchbohren. Dieſe Steine, welche ſie als Putz tragen, ſtehen bei ihnen in größerm Werthe als das Gold. Man findet ſie bei ihnen, ungeachtet ihrer Härte, bereits bearbeitet. Sie ſind aber jetzt ſelbſt dort ſelten, und ſollen von einer tief landeinwärts wohnenden Nation unweit des Amazonen-Fluſſes nach Gujana kommen; daher ſie auch Pierre des Amazones von Einigen genannt werden. Die Naturgeſchichte des Jade iſt noch nicht hinreichend aufgeklärt; es kommen offenbar Steine von ſehr unter einander abweichender Zuſammenſetzung unter dieſem Namen vor, deren einige ſich der Härte des Kieſels weit mehr nähern, als die andern, die da einige Aehnlichkeit mit dem Steatit zeigen. Dieſe Gujaniſchen Jades ſpielen ins Hellgrüne; andere hingegen ſind olivenfarbig, noch andere gar weißlich.

Vormals war der Verkehr dieſer Völker mit den europäiſchen Coloniſten nicht unbedeutend. Die franzöſiſchen Kaufleute erhandelten von ihnen Sclaven beiderlei Geſchlechts. Dieſes waren keine Neger, ſondern faſt lediglich Kriegsgefangene, die dieſe indianiſchen Nationen von ihren dortigen Feinden durch Ueberfälle, worin gewöhnlich ihre Kriege beſtehen, gemacht haben. Ein erwachſener männlicher Sclave galt etwa 100 Thaler an Werth in europäiſchen Waaren, nämlich Spiegeln, Angeln, Kämmen, Beilen und Aexten, eiſernen Platten, Meſſern, Glaskorallen u. dergl.

Eine Indianerin galt nur gegen 250 Liv. Solche Sclaven wurden dann mit mehr als 200 pr. Ct. nach den weſtindiſchen Inſeln verkauft. Allein ſchon zu Barrerens Zeit (1740) wurden dieſe Sclaven ſelten, und ihr Einkaufspreis hat ſich aufs Doppelte erhöhet; jetzt ſoll dieſer Handel noch ſchwieriger ſeyn. Die Indianer bringen aber überdieß Körbe, Matten, irdene Gefäße und andere Sachen von ihrer Arbeit zum Verkaufe gegen europäiſche Fabricate; in früheren Zeiten brachten ſie zuweilen Goldkörner, welche aus dem dortigen Flußſande gewaſchen waren.

Doch genug von Völkern, die, obgleich dort einheimiſch, jetzt nur eine ſehr untergeordnete Rolle gegen die angeſiedelten

Europäer ſpielen; denn ihre Population iſt ſo tief herabgeſunken, daß man ſchwerlich 12 bis 15,000 Menſchen zuſammenbringen würde.

Die Europäer haben jetzt Gujana in gewinnreiche Colonien oder vielmehr Plantagen umgeſchaffen. Die Stapelwaaren derſelben treffen gänzlich mit denen des eigentlichen Weſt-Indiens zu; man kennt dieſe und ihren Bau hinreichend aus dem 2ten Bändchen. In den letztern Zeiten haben aber beſonders die Franzoſen noch den Zimmt und die Gewürznelken hinzugeſetzt, welche freilich in dieſem Clima ſchon bekommen können.

Hier alſo nur von den Colonien ſelbſt, von ihrem Ertrage und von der Lebensart der Coloniſten.

Die Etabliſſements der Holländer, deren Benennung bereits vorhin vorgekommen iſt, haben zu ihrem Hauptplatze Paramaribo auf Surinam. Er iſt am rechten Ufer des Fluſſes Surinam gelegen, deſſen Eingang durch die beiden ſchräg einander gegenüber liegenden Schanzen Leyden und Purmerent, und höher hinauf durch das Fort Amſterdam geſchützt wird; Paramaribo bildet ein längliches Viereck; ſeine geraden Straßen ſind zugleich die ſchönſten Alleen von ſtets Blüthe- und Früchte tragenden Citronen-, Orangen-, Pompelmuß- und Tamarinden-Bäumen. Dabei macht der kieſige Boden mit Muſchelſchalen überworfen das Gehen ſo angenehm, wie in den ſchönſten Gartenwegen Englands.

Die Wohnungen ſind auf einem Grunde von Mauerſteinen, von Holz, zwei bis drei Etagen hoch aufgeführt, haben aber wegen der Hitze keine Fenſter noch Kamine; der Rauch des Küchenfeuers zieht durch eine Oeffnung in dem Schindeldache hinaus.

Da es an Quellwaſſer mangelt, hat man aller Orten Ciſternen, oft zugleich Filtrirſteine.

Das Hausgeräth iſt prächtig, und ſtatt der Tapeten ſind die Zimmer mit Cedern- oder Mahagonyholz trefflich getäfelt.

Faſt durchgängig ſchläft man wegen des Clima in baumwollenen Hangematten (Hamaks), wovon einige bis auf 120 Rthlr. koſten. Man ſchützt ſich gegen die Musquitos durch Netze von Gaze.

Die Anzahl der Häuſer beträgt 1400, und die Summe aller weißen Einwohner auf 5000, dagegen die der Neger oder Sclaven über 75,000.

Die Straßen von Paramaribo ſind ſehr lebhaft. Man ſieht hier faſt beſtändig alle vier Welttheile neben einander, nicht nur an Menſchen, ſondern auch an Producten, und das unaufhörliche Hin- und Herfahren der Barken, Canote und Schiffe, oftmals mit Muſik begleitet, die vielen Wimpel und Flaggen, die Gruppen ſich badender Knaben und Mädchen, dieſes alles bringt ein höchſt angenehmes und intereſſantes Schauſpiel hervor.

Sonderbar iſt es aber, daß in einem ſo reichen Orte die edlen Metalle als Münze höchſt ſelten ſind. Faſt aller Handel geſchieht in Papiernoten von 5 engl. Schilling an bis zu 50 Pf. Sterling.

Das Papier verlor 1782 gegen baares Geld über 10 pr. Ct. Es iſt hier eine kleine Danziger Münze, Bit genannt, zwiſchen 3 und 4 ggr. an Werth, in Umlauf. Die Neger, da ſie nicht leſen können, nehmen nie Papier.

Paramaribo iſt ein äußerſt theurer Ort. Ein Paar Stuben koſten ohne Meublen monatlich 3 bis 4 Pf. Sterling; ein ſehr mittelmäßiges Haus jährlich 100 Guineen. Ein Pfund Fleiſch von zahmem Vieh 1 engl. Schilling (7 — 8 ggr.), ein Pfund Butter 2 Schilling, ein Paar Enten 3 bis 4 Schilling, und ein Puter oftmals 1 ½ Guineen. Der Wein 3 Schilling die Bouteille; nur Fiſche ſind wohlfeil. Orangen und Ananas koſten das Dutzend 4 ggr., Citronen und Tamarinden lieſet man umſonſt unter den Bäumen auf.

Um 6 Uhr Morgens und Abends feuert das commandirende Schiff auf der Rhede die Kanonen ab. Bei dieſem Abendſignal ſinken alle Flaggen der Schiffe, ihre Glöckchen fangen an zu läuten, und in der Stadt geht der Zapfenſtreich. Um dieſe Zeit tritt die Bürgerwache an, und kein Neger oder Negerin darf ohne Paß von ſeinem Herrn ſich mehr auf der Straße finden laſſen.

Um 10 Uhr ſchlagen ſchwarze Trommelſchläger einen zweiten Zapfenſtreich. Um dieſe Zeit erſcheinen die Damen zu ihren tête à tête im Mondenlichte. Sie bewirthen dabei mit Wein, Sherbet, oder Sangari (eine Miſchung von Madera-Wein, Waſſer, Muscatnuß und Zucker). Außer der freieſten Unterhaltung mit ihren Liebhabern, betrifft ihr Geſpräch die Eigenſchaften ihrer Ehegatten und ihrer Sclavinnen, die ſie ihren guten Freunden für einen gewiſſen Preis wöchentlich anbieten. Indeß gibt es allerdings mehrere Ausnahmen hiervon, und Stedmann kannte mehrere Damen von größter Sittlichkeit.

Die gewöhnlichen Vergnügungen ſind: Geſellſchaft, Spiel, Bälle, Reiten; auch hat man ein Liebhaber-Theater.

Die Kleidung, beſonders des Frauenzimmers, iſt ſehr elegant, vorzüglich iſt ihre feine Wäſche von der blendendſten Weiße. Ja ſogar die Fußböden ihrer Zimmer zeigen die höchſte Reinlichkeit; die Negerinnen müſſen ſie mit ſauern Orangen ſcheuern; dieß verbreitet zugleich einen ſehr angenehmen Geruch.

Ueberhaupt herrſcht dort großer Luxus und eine Eitelkeit, die zuweilen völlig ins Lächerliche ausartet. So geriethen zwei Pflanzer über das Eigenthum eines aus Europa verſchriebenen ſehr ſchönen koſtbaren Wagens in einen Proceß. So lange dieſer dauerte, blieb der Wagen auf der Straße der heißen

und regnichten Witterung bloßgeſtellt; er fiel daher ganz aus einander noch vor Beendigung des Proceſſes.

Die Lebensart des Pflanzers, wenn er ſich auf ſeiner Plantage ſelbſt aufhält, iſt noch weit üppiger. Hat er ſich um 6 Uhr Morgens aus den Armen einer ſeiner geliebteſten ſchwarzen Favoritinnen erhoben, ſo zieht ihm ein Neger die ſeidenen Strümpfe und langen feinen Beinkleider an; ein anderer reicht ihm ein Morgenkleid von koſtbarem indiſchen Zeuge, und über einer Mütze, ſo fein wie Spinnengewebe, wird ein ungeheurer weißer Caſtorhut geſetzt, der das magere Geſicht von Mahagonyfarbe ſchützt. So wiegt der ganze, vom Clima und Ausſchweifung ausgemergelte Kerl etwa 80 bis höchſtens 100 Pfund. Sodann trägt ein halb Dutzend der ſchönſten Sclaven und Sclavinnen Kaffee und Tabak unter den bedeckten Vorplatz des Hauſes auf. Gleich darauf erſcheint in tiefſter Unterthänigkeit der Aufſeher der Plantage. Er berichtet den Zuſtand der Neger, ob welche geſtorben oder geboren, ob ſie fleißig oder faul geweſen, ſich gut oder ſchlecht betragen haben. Dieſe letzteren führt er mit ſich, und ſie werden ſofort, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu dürfen, an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforce-Peitſchen zerhauen. Sie müſſen nach erduldeter Züchtigung Dankee Massera! (Ich danke Euch, Herr!) rufen, um hierauf ſogleich mit den zerfleiſchten Gliedern zur Arbeit geſandt zu werden. Während dieſes empörenden Auftrittes und lauten Angſtgeſchreies geht der gnädige Herr mit der ruhigſten Zufriedenheit nebſt dem Aufſeher hin und her ſpazieren.

Gleich darauf erſcheint der Arzt der Plantage, um über den Geſundheitszuſtand der Neger zu berichten; wehe ihm, wenn mehrere krank ſind, oder ſich nicht beſſern!

Nun macht die Gouvernante mit den ihr untergebenen Negerkindern die Aufwartung. Sie ſind zuvor gewaſchen und gebadet, und erhalten darauf ihr Frühſtück, das in Reis und Plantins beſteht.

Nun beſucht der Pflanzer entweder in ſeinem Bote, das von dem Aufſeher mit den beſten Früchten, Wein, Waſſer und Tabak gehörig verſehen iſt, ſeine Plantage; oder er geht um 10 Uhr zum Frühſtück, welches in Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, ſüßem geröſteten Caſſavar, Brot, Butter und Käſe, nebſt Madera, Rheinwein und ſtarkem Bier beſteht.

Nach dieſem nimmt er ein Buch, oder ſpielt Billard oder Schach, unterhält ſich mit Muſik, bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt. Er wiegt ſich dann in ſeiner Hangematte ohne Bett und Decke in den Schlaf, und ein Paar Neger fächeln ihm Kühlung zu, und wehren die Musquitos ab.

Um 3 Uhr ſteht er auf, um zur Tafel zu gehen. Alles,

was der herrliche Boden dort an Wildpret, Fiſchen, Gemüſen und an trefflichen Früchten hervorbringt, findet ſich hier nebſt den ausgeſuchteſten Weinen. Das Mahl wird mit einer ſtarken Taſſe Kaffee und mit einem Glaſe Liqueur geſchloſſen.

Um 6 Uhr erſcheint von neuem der Aufſeher der Plantage, um Bericht abzuſtatten, und die unglücklichen Neger nach ſeiner Anklage geißeln zu laſſen. Sobald die Execution beendigt und die Geſellſchaft entlaſſen iſt, ſetzt ſich der gnädige Herr zur Karte, wobei ſchwacher Punſch oder Sangaree genoſſen wird.

Iſt das Spiel beendigt, ſo eilt er in die Arme ſeiner ſchönſten Sultanin und des Schlafes.

Auch dem Frauenzimmer ſchreibt Stedmann, als gültiger Augenzeuge, eine gleich üppige Lebensart auf den Plantagen zu. Sie überlaſſen ſich, ſagt er, den unbändigſten Leidenſchaften, beſonders der unbarmherzigſten Grauſamkeit. Es ſind bereits mehrere Beiſpiele von wüthender Eiferſucht und Rachgier der holländiſchen Frauenzimmer gegen die unglücklichen Sclaven im 2ten Theile dieſes Leſebuchs vorgekommen. Wir verſchonen daher den Leſer hier mit den Unthaten dieſer weiblichen Ungeheuer, und wünſchen, daß endlich die Regierung ſolche Frevlerinnen durch öffentliche harte körperliche Strafen und öffentliche Entehrungen von ihren Infamien zurückhalten, und die Herren für die Handlungen der Aufſeher ihrer Sclaven verantwortlich machen möge. Allein ſo lange freilich der Pfennig alles gilt, ſo ſchweigen Vernunft und Geſetz.

Dieſe ſchreienden Unbarmherzigkeiten der Pflanzer gegen ihre ſchwarzen Mitmenſchen ſind denn eine der Haupturſachen, weßhalb die Colonien bis jetzt ſo beträchtlich herabgeſunken ſind.

Dieſe Grauſamkeiten haben nämlich die Neger gezwungen, ihren Herren zu entlaufen. Zwanzigtauſend Schwarze bilden jetzt eigene freie Neger-Republiken im Innern des Landes. Schon im 2ten Bändchen ſind die drei dort entſtandenen Staaten dieſer ſo furchtbaren Schwarzen hinreichend erwähnt worden, und es iſt zu hoffen, daß die Coloniſten endlich, klug gemacht durch dieſe Beiſpiele, ein beſſeres Betragen gegen ihre Sclaven annehmen, das der Menſchheit mehr Ehre, ihnen ſelbſt aber mehr Vortheil bringt.

Bei Gelegenheit dieſer ſchwarzen Sclaven wäre es unverzeihlich, als einen Zuſatz zu dem, was vormals von dem Werth der Neger beigebracht iſt, des berühmten Quacy auf Surinam zu vergeſſen.

Quacy, oder, wie er nachmals hieß, der große Quacy, Gramman Quacy (Great man Quaey), war auf der Küſte von Guinea geboren. Seit vielen Jahren ſtand er unter ſeinen Mitbrüdern in dem Rufe eines großen Zauberers. Er benutzte dieſes vermeinte Talent ſowohl zu ſeinem eigenen, als zu dem Vortheile der Colonie. Er theilte nämlich ſeinen Landsleuten

Amulete aus, wodurch ſie vor Krankheiten, ja vor dem Tode im Kriege geſchützt werden ſollten. Faſt alle Neger wurden ihm dadurch zinsbar, die Colonie erhielt aber tapfere Soldaten; denn jeder Neger, der gegen die Maron-Neger zu Felde zog, kaufte zu ſeiner Sicherheit ein ſolches Amulet, und focht tapfer im feſten Glauben der Unüberwindlichkeit. Dieſe Amulete koſteten Quacy nichts; ſie beſtanden nämlich nur aus kleinen Steinen, Muſcheln, Haaren, Fiſchgräthen u. dergl. Hierdurch gewann dieſer ſchwarze Zauberer bereits ein ſehr beträchtliches Geld. Ein weſentlicheres Verdienſt um die Menſchheit erwarb er ſich aber durch die Entdeckung der berühmten bittern Wurzel, der Quaſſia, welche nach ihm benannt wurde. Man fand ſie magenſtärkend und dort unter dem heißen Himmel that ſie bedeutende Wirkung gegen das Fieber. Linné ſelbſt ſchrieb eine eigene Abhandlung darüber. Steht ſie aber auch in Europa jetzt nicht mehr ſo ſehr in Anſehen als Anfangs, ſo bleibt ſie ſtets ein kräftiges Mittel. Gramman Quacy ward auch dafür belohnt. Er hatte ſich ſchon zuvor die Freiheit erkauft; er ging nach Holland, erhielt anſehnliche Geſchenke und ehrenvolle Auszeichnung von dem Erbſtatthalter, und dieſer edeldenkende Fürſt ließ durch ihn der Colonie das wohlthätige Geſetz überbringen, vermöge deſſen alle Sclaven 6 Monate nach ihrer Landung in Holland frei ſeyn ſollten.

Dieſer merkwürdige Neger muß ein hohes Alter erreicht haben; er diente bereits 1712 als Trommelſchläger bei einer feindlichen Landung der Franzoſen auf Surinam, und lebte noch im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts.

Nun ſummariſch über den Werth dieſer Colonien.

Die holländiſchen Beſitzungen auf Gujana waren ſeit vielen Jahren von großer Wichtigkeit für die Republik. Nichts deſto weniger war der innere Zuſtand der weſtindiſchen Compagnie faſt niemals ſehr blühend. Der heutige ſchwankende und ſchwächliche Zuſtand Hollands hat den Werth dieſer Colonien jetzt noch beträchtlich vermindert. Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß bei einem künftigen dauerhaften Frieden, bei mehrerem Urbarmachen des Innern des Landes, bei vernünftigerem Behandeln der dortigen Sclaven und bei zweckmäßigerem innern Haushalte der weſtindiſchen Compagnie der Gewinn dieſer Niederlaſſungen mit jedem Jahre zunehmen wird.

Hier ſind einige Angaben nach Lüzac (von H. H. Lueder bearbeitet), die zur Probe dienen können, was ſich unter eben angeführten Bedingungen von dort hoffen ließe.

Surinam lieferte im Jahre 1775 von ſeinen 430 Plantagen:

20,144,244	Pf. Kaffee zu 5 ½ Stüv.	5,539,665	holl. Guld.
20,255	Faß Zucker	2,025,500	— —
733,338	Pfund Cacao zu 8 St.	293,335	— —
144,428	Pf. Baumwolle zu 8 St.	57,771	— —
		7,916,271	holl. Guld.

Hier ſind die geringeren Artikel, z. B. Färbeholz, Tamarinden, Vanille u. ſ. w., nicht in Anſchlag gebracht.

Raynal gibt dieſen Werth noch höher an. Zu dem Handel ſollen in dieſem Jahre 54 Schiffe von Surinam nach Holland, dagegen aber 63 von dort nach Surinam gegangen ſeyn, und der Gewinn der Fracht über 1 Million 400,000 betragen haben.

Von Berbice haben die öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten nur diejenigen Producte angegeben, welche Amſterdam von dort erhalten; freilich iſt dieß bei weitem der größte Theil des Ganzen.

Im Durchſchnitte für die drei Jahre 1777 bis 1779 betrug dieß:

An Kaffee auf .	.	1,300,000 Pfund.
= Zucker .	.	400 Fäſſer.
= Baumwolle	.	180,000 Pfund.
= Cacao .	.	45,000 Pfund.

Von Eſſequebo und Demerary hat Ricard (Traité général de Commerce) uns gleichfalls nur mit dem bekannt gemacht, was nach Amſterdam in eben dieſen Jahren verſchifft worden iſt. Dieß betrug im Durchſchnitte in runden Zahlen gegen 1800 Fäſſer Zucker, 1,700,000 Pf. Kaffee und 193,000 Pf. Baumwolle, ohne den Tabak zu rechnen, der ein Paar hundert Fäſſer ausmachte.

Die Anzahl der Pflanzungen dieſer Colonie ſoll nach Raynal am Fluſſe Demerary ſchon 1769 auf 130 geſtiegen ſeyn und nachmals zugenommen haben.

Neuere Schriftſteller ſetzen den Werth der Producte, welche Holland aus ſeinen amerikaniſchen Etabliſſements zieht, auf 14 Millionen holl. Gulden. Hierzu bedürfe es 150 Schiffe und 4000 Matroſen.

Das franzöſiſche Gujana ſieht in ſeinem Innern dem holländiſchen ähnlich. Es beſteht noch jetzt (1798), ſagt Pitou, aus undurchdringlichen Waldungen, Savannen, Abgründen, unabſehbaren Teichen, die durch Schwärme von Inſecten, ungeheuern Schlangen, Tiegern und Caymans belebt ſind. Hier iſt treffliches Land; allein der Boden gibt tödtliche Dünſte, welche den vergiften, der ihn zu bearbeiten verſucht. Man athmet eine zwiſchen den hohen Wäldern zuſammengepreßte Luft, die den Ankömmling durch ihren Hauch tödtet.

Obgleich von mehreren Flüſſen durchſchnitten, entſpringen doch nur zwei derſelben, der Maroni und Oyapoc, aus der großen Gebirgskette, welche eine Fortſetzung der Cordilleren ausmacht.

Die ſchon ſeit 1604 von den Franzoſen hier unternommenen Etabliſſements ſanken, wenn gleich oftmals erneuert, durch das Clima und durch die geringen und beſonders durch die übeln Anordnungen derjenigen, denen die Unterſtützungen der Colonie

anvertraut waren, ſtets wieder herab. Das wichtigſte Unternehmen Frankreichs für dieſe Colonie, die ſie la France équinoxiale nannten, war das vom Jahre 1763. Es wanderten über 15,000 Menſchen, worunter ſich viele anſehnliche Capitaliſten befanden, dahin; Turgot glaubte Gujana in eine reiche Schatzkammer für Frankreich zu verwandeln. Die Regierung wendete mehr als 25 Millionen Livres an, um 10,000 Menſchen durch Elend und Krankheiten umkommen zu laſſen; denn 6 Jahre darauf (1769) betrug der Total-Beſtand der Colonie nur noch 1291 freie Leute, 8047 Sclaven, 1923 Stück großes und 1077 Stück kleines Vieh. Auch bis zu dem Anfange der Revolution 1792 war dieſe Colonie, dem Arnauld zu Folge, nichts weniger als vorwärts geſchritten; man kann es ſich daher ſchon ſelbſt ſagen, in welchem Zuſtande ſie ſich jetzt befindet. Pitou bezeugt 1798, daß bei der Ankunft der unglücklichen Deportirten alles in der dürftigſten Lage geweſen ſey, und was bei ſeinen Nachrichten merkwürdig genug ſcheint, das Meer habe ſich auf zwei Meilen Weges von Cayenne zurückgezogen und daher große Schlamm-Maſſen gebildet. Er führt ferner in dem Gemählde, welches er von den Küſten gibt, an, es finde ſich unweit derſelben eine mineraliſche Quelle am Fluſſe Sinamarie, die bei dem ehemaligen volkreichern Zuſtande der Colonie ein eigenes Krankenhaus hatte. Es iſt hier noch das nach dem Fluſſe benannte Fort Sinamarie und unweit deſſelben ſtehen einige Hütten, traurige Ueberbleibſel der großen Unternehmung von 1763; in Courou, einem andern ehemaligen Etabliſſement, ſieher es aber nicht beſſer aus. Mitten im Walde war hier (1798) die Wohnung des Maire, des oberſten Civilbeamten, dem auch die bewaffnete Macht zu Gebote ſteht; die Häuſer umher hatten alle ein höchſt trauriges, ödes Anſehen. Auch war die Sterblichkeit hier nicht minder; von den 329 Deportirten wurden binnen wenigen Monaten 189 begraben!

Der Hauptort der ganzen Colonie iſt die Inſel Cayenne nebſt ihrem Fort. Dieſe Inſel iſt nur durch einen ſchmalen ſeichten Canal, den nur flache Böte befahren können, vom feſten Lande getrennt; wahrſcheinlich hing ſie vormals damit zuſammen.

Barrere hat eine gute Vorſtellung von der Inſel und dem Fort gegeben. Letzteres liegt auf einer Anhöhe. Condamine ſetzt Cayenne unter 4 Grad 56 Min. n. Br. und 54 Grad 36 Min. weſtl. Länge von Paris.

Die Häuſer ſind in Cayenne nur elende Hütten, die Fenſteröffnungen haben kein Glas. Die Straßen ſind abhängig, enge und ſchmutzig, jedoch mit kleinen ſpitzen Steinen gepflaſtert. Die Neuſtadt, welche auf einer Savanne angelegt iſt, hat freilich ein etwas freundlicheres Anſehen als die Altſtadt,

aber ein Haus von zwei Etagen iſt hier ein Palaſt. Im Ganzen fand Pitou dieſe Metropole de la France équinoxiale kaum mit einem guten Dorfe in Frankreich zu vergleichen.

Die Hütten werden von farbigen, äußerſt trägen und dürftigen Menſchen bewohnt. Es gibt hier eine große Anzahl Menſchen-Racen, nämlich alle Nüancen vom weißen, rothbraunen, bronzenen, olivenfarbigen Menſchen bis zum Neger hinab.

Die Reichen handeln die Negerinnen völlig wie Waare ein, und dieſe treiben ihren Handel dagegen mit dem allen, was ſie von ihren Liebhabern erhalten.

Die Indianer, ſagt Pitou, haben die Wildheit der Nomaden-Völker Arabiens. Die Neger charakteriſirt die Faulheit, Beſchränktheit und Zerſtörungsſucht der afrikaniſchen Wilden; die andern Abarten, welche aus der Miſchung beider Racen entſprungen ſind, verbinden mit den Fehlern, die das Clima bei ihnen hervorbringt, die Thorheiten ihrer Väter. Die Creolen, die von Europäern hier Gebornen, ſind ſchwächlich; und da ſie unter der Aufſicht der Neger aufwachſen, ſo nehmen ſie ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen an. Kaum können ſie laufen, ſo gewöhnen ſie ſich, eine weiße Erde zu eſſen, die ſie bleich und aufgedunſen macht, und ihren Appetit, hierdurch überhaupt ihre Geſundheit verdirbt.

Daher ihre Langweiligkeit, der Mangel an Geiſteskraft und die widerſinnigſten Launen. Bald behandeln ſie ihre Neger wie Hausthiere, bald hätſcheln ſie ſie wie die geliebteſten Kinder; denn höchſte Liebe und bitterſter Haß wechſeln bei dieſen Menſchen mit der Schnelligkeit des Blitzes unter einander ab.

Dieſe Schwachheiten wiſſen die ſchönen Negerinnen trefflich zu benutzen. Sie verſtehen es, ihre Liebhaber durch Juwelen und andere Koſtbarkeiten zu Grunde zu richten, ja ſie ſelbſt den Armen liebenswürdiger Europäerinnen zu entreißen. Dennoch ſind ſie weder liebenswürdig noch unterhaltend; höchſte Schlüpfrigkeit iſt ihr einziges Verdienſt. Die Häuſer ſtecken hier voll unnützer Sclavinnen und Kinder von allen Farben, und die Männer ſind unverſchämt genug, ſich gern als Väter von vielartigen Baſtarden umgeben zu ſehen, die zugleich zu Wächtern oder Spionen gegen die rechtmäßige Ehefrau dienen und ihr unendlichen Kummer bringen.

Handel und Wandel iſt im Allgemeinen ſchlecht. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen alles; iſt lange kein Schiff aus Europa da geweſen, ſo herrſcht Hungersnoth; die Lebensmittel ſind theuer; überhaupt iſt faſt alles doppelt ſo theuer, als in Frankreich.

Die hier curſirende Münze iſt der ſpaniſche Piaſter zu 5 ½ Livres; die Colonie-Münze verliert ¼ gegen die franzöſiſche.

Reizend ſieht auf die Weiſe das Bild dieſes geſegneten, ſchön gelegenen Landes nicht aus. Es ſteht noch ſehr weit unter dem holländiſchen Gujana. Indeſſen muß die Zeit kommen, da dieſe Colonien überhaupt unter die wichtigſten, einträglichſten Etabliſſements der Erde werden gezählt werden. Beide hat die Natur auf das trefflichſte ausgeſteuert; beide gehören den induſtriöſeſten Nationen; für beide iſt nur beſſere Colonial-Anordnung und Ruhe im Vaterlande nothwendig.

P e r u.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reiſenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbſt nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgeſteuert ſind, durchwandert iſt, darf er ſeine Erwartungen für ſchönere, erhabenere Naturſcenen mit Grund befriediget zu ſehen glauben.

Mexiko und Gujana, ſo reizend, ſo üppig ſie ſich auch uns darboten, ſind dennoch gleichſam nur reich geſchmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels.

Peru iſt das Land der ſchönſten, erhabenſten, aber zugleich majeſtätiſch ſchrecklichſten Natur. Auch konnte nur allein eine ſolche Lage ein ſolches Land hervorbringen *).

Eine Fläche, welche theilweiſe gegen 10,000 Fuß über das Meer erhaben iſt, von faſt noch einmal ſo hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne, was für Nüancen im Clima fühlt nicht hiebei im Voraus Jeder, dem die phyſikaliſche Erdkunde nicht gänzlich fremde iſt?

Unwillkührlich erinnert er ſich hiebei an das Ideal des Paradieſes, wodurch vormals der große Linnäus die moſaiſche Geſchichte mit der Geologie auszugleichen verſuchte.

Hierzu bedurfte der ſeltene Mann nur einer einzigen Inſel von anſehnlichem Umfange, unter dem Aequator gelegen; in ihrer Mitte ein ſehr hohes Gebirge. Längs dem Grunde, am Geſtade des Meeres und in den mit ihm gleich niedrigen Gegenden nährte der erhitzte Boden die majeſtätiſchen Palmen der Molucken, den Baobab von Guinea, den Königs-Tieger, den Löwen, die Giraffe, den Elephanten, den Strauß, den Pa-

*) Peru wird hier noch nach ſeinem ganzen, ältern Umfange, nach ſeinen Gränzen vor 1718, genommen, ſo daß die Provinz Quito mit darunter begriffen wird. Auf die Weiſe hebt die Darſtellung mit dem Aequator ſelbſt an. Das heutige Peru fängt aber nach der neuern Abtheilung nur erſt gegen den 3ten Breitengrad in Süden an, und läuft bis zu den Wüſten von Atacama. M. ſ. hievon weiter unten.

radiesvogel (Manucodiata), den Termes, kurz, die geſammte Fauna und Flora der glühenden Zone. So wie man gegen das Gebirge emporſtieg, zeigten ſich die organiſchen Körper der minder heißen Länder. Noch höher hinauf wohnten die Thiere und Pflanzen des gemäßigten Erdſtrichs; und die oberſte Region des Gebirges erzeugte unter Schnee und Eis dem Renn- und Elenthiere die ſie nährenden Mooſe, ſo wie die Winterbeeren für das Schneehuhn und alle übrige Produkte Grönlands, nebſt denen der übrigen Polarwelt.

Mag nun der zelotiſche Verehrer des großen Naturaliſten dies Syſtem weiter ausführen, mag er beweiſen, wie durch das Zurücktreten der Gewäſſer, durch das mählige Austrocknen des Bodens nach und nach Thiere und Pflanzen ſich von hier aus auf die wunderbarſte Weiſe auf die übrigen Theile des Erdballs verbreiteten, mag er es verſuchen, alle die unüberſteiglichen Zweifel und Schwierigkeiten, die ſich dieſer Hypotheſe entgegenſtellen, zu überwältigen; uns bietet Peru eine wirkliche Darſtellung jenes romanhaften Paradieſes, wenigſtens in Rückſicht der vielfach ſtratificirten Climate, dar.

Ueberraſchend findet ſich der Reiſende hievon überzeugt, wenn er von dem Geſtade des großen Oceans (Südmeers) gegen das hohe Gebirge von Peru fortwandert.

Als Bouguer und Condamine aus den Häfen Gujaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufſtiegen, was für Abwechſelung von Scenen, was für Contraſte der geſammten Natur durchlief ihr Blick! Nachdem ſie den Sand der Ufer verlaſſen hatten, wandelten ſie in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorial-Sonne treibt aus dem ſchlammigen Boden eine unberechenbare Fauna üppig hervor. Die meiſten Pflanzen des Iſthmus zeigen ſich auch hier; dann mehrere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eiſen- und Ebenholz, der hohe, zu Maſten ſo brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde, mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln faſt nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen unter einander gleichſam verkettet. Verſchiedene derſelben bot die Natur dem Menſchen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha (Psychotria emetica), ſo die Vanille (Epidendron Vanilla) u. a.

Unter dieſen dichten Schatten ſproſſen die mannigfaltigſten Pilze, Mooſe und Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner.

Eben ſo ſchwelgeriſch und mannigfaltig iſt auch die thieriſche Schöpfung.

Hier hauſet der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarete, der

Puma (Fel. Onca, Pardalis discolor, concolor) und andere furchtbare Tiegerarten der neuen Welt.

Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucane (Ramphastus Toucan) und der Picatus (Preacher des Latham u. a.) mit den monſtröſen zum Theil ſchönfarbigen Schnäbeln; die Gallinaſſen, mehrere Bucco-Arten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unüberſehbares Gefieder belebt die Gipfel der Waldung, während daß ſowohl bösartige als unſchädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperſchlange bis zu der kleinſten Runzelſchlange (Caecilia L.) hinab, den Wanderer ſchrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen und Ameiſen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, ſo wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Schauder erregen.

So übermäßig iſt hier die Feuchtigkeit, daß man es umſonſt verſucht, ein nur ſeit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und ſelbſt im Felleiſen genau verſchloſſenes Papier widerſteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Menſch hier nur ſeine Wohnung auf hohen Pfählen errichten.

Reißende Waldſtröme ſtürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin auf jenen von Hürden geflochtenen Brücken, die, oft auf 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her ſchwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr ſteht ihm nun das mühſelige Erklimmen des ſchroffen Gebirges bevor. Selbſt das ſonſt ſichere Maulthier fühlt jedes Geſtein, welches es betritt, zuvor mit der furchtſamſten Vorſicht an, und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritten eine Pauſe ab.

Mitten in dieſer romantiſch wilden Natur hat der Menſch, ihr gleichſam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortſchaften errichtet. Wie willkommen ſind dem erſchöpften Reiſenden dieſe nur aus Bambusrohr erbaueten Dörfer, z. B. Guaranda, Nono und andere!

Höher hinauf mindert ſich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühſeligkeit des Steigens nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft.

Dieß erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren beſtiegen, welches in ſeinem Innern die unbeſchreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt.

Bezaubernd war ihnen der Anblick dieſes einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein vaſtes Thal, faſt 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchſchnitten, die ſich zu einem Fluſſe vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte, zeigten ſich reich bebauete Felder; ſie wechſelten mit

Wieſen, begraſeten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Meierhöfen und ganzen Dörfern ab. Dieſe reizende Ausſicht beſchloß dann die Stadt Quito.

Die mildeſte, heiterſte Luft kündigte hier einen der ſchönſten Theile vom ſüdlichen Europa an. Allein man ſah die Produkte aller Jahrszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart ſich hier der Frühling mit dem Herbſte. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knoſpen, Blüthen und Früchte; an ein und demſelben Tage ſieht man pflügen und ernten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle, kurz, neben Weſt-Indiens Stapelwaaren gedeihet hier hundertfältig tragender Waizen Europens; der Piſang, die Citrone und die Pompelmus prangt bei den ſchönſten Früchten von Frankreich.

Richtet ſich nun das Auge von dieſer bezaubernden Scene in die Höhe, dann erſt bildet ſich daraus ein unbeſchreiblich erhabenes Ganze.

Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30,000 Menſchen bevölkerten Hauptſtadt, dieſe große 10,000 Fuß erhobene Ebene wird von faſt meilenhohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee iſt ewig, wie die Welt; aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antiſana, Sangai, Cotopari, ſpeien Feuer und Dampf, ſtürzen den geſchmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden und durch dieß alles vielartigen Boden und vielartige Climate erzeugen.

So umgränzt hier der Winter den Frühling und den Herbſt; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majeſtätiſch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darſtellt.

Freilich iſt dieß nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß ſo etwas aufzuweiſen, und zugleich ſteht das Uebrige des großen Ganzen ſeinem ausgezeichneteſten Theile an Mannigfaltigkeit romantiſcher Scenen und ſonderbarer Bildung nicht ſehr nach.

Peru, ſonderte man auch nach der heutigen politiſchen Eintheilung die Provinz Quito davon ab, iſt von dort bis zu der großen ſüdlichen Wüſte Atacama ebenfalls ein nach ungeheuren Schichten ſtratificirtes Land; alſo gleichfalls ein Land, worin man jede Art der Luft athmet, und die Produkte aller Zonen der Erde genießt.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abſtande einiger Meilen den Anfang eines hohen darauf geſetzten Landes, das ſich bald mehr, bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann ſelbſt jenes koloſſaliſche, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf ſeinem Rücken trägt.

Dieſe größte und höchſte Kette der Gebirge unſers Erdballs,

ſie kam vom höchſten Norden der neuen Welt, ging über den Iſthmus von Nordamerika herab, ward dort in eine einzige minder hohe Gebirgsreihe zuſammengedrängt, theilt ſich gleich, unweit des Aequators im Süden, in zwei große Hauptzweige, in den weſtlichen und öſtlichen. Die beiden Zweige bleiben gleich nach ihrer Theilung ſich faſt parallel. Der weſtliche, der längſte, läuft bis nach Chili, ja bis zu dem Ende des Landes der Patagonen hinab; er durchläuft mithin, rechnete man auch nur vom Iſthmus an, über 62 Breiten=Grade, und bei ſeinen Krümmungen ſicher mehr als 1000 deutſche Meilen. Der öſtliche biegt ſich aber bald von jenem Parallelismus gegen Südoſten ab, und verläuft ſich in die Ebenen. Dieſe beiden Bergreihen laſſen zwiſchen ſich ſehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Auf dieſen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land, nennet, zeigen ſich an verſchiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf die Weiſe iſt hier ein dreifaches Ländergebiet: jenes niedrige unterſte Küſtenland, hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbot, und endlich dann die höchſte Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes.

Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Ynkas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem dieſem gleichgeltenden Peruaniſchen Ausdrucke ſoll durch Abänderung und Verſtümmelung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entſtanden ſeyn.

Unter ihnen finden ſich ſo ungeheure Berg= (Erd=) Maſſen, daß einzelne derſelben gleichſam in Wettſtreit mit ihrer Mutter, dem Erdball, ſelbſt ſeine Rechte der Gravitation ſehr ſichtbar ſtreitig machen.

Der Chimboraſſo, das höchſte Gebirge der Erde (er hat faſt 18,500 Pariſer Fuß Höhe), beugt durch ſeine anziehende Kraft das Pendel um 7 bis 8″ von der Perpendicularlinie ab.

Von allen dieſen Koloſſen hält ſich Hr. v. Humbold überzeugt, daß ſie lediglich den durch die Geſetze der Attraktion mit einander verwandten Materien ihr Daſeyn zu verdanken haben; ſie ſeyen gleichſam durch allgemeine Criſtalliſation erzeugt.

Dieſe Gebirge bilden dann, da, wo ſich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große, oft oben meilenweite Lücken; man nennt ſie Quebrados. Hiedurch ſtrömen in den Tiefen die Flüſſe in Weſten gegen das Meer, oder in Oſten gegen die Landfläche hin. Je höher die Cordilleren ſelbſt ſind, deſto tiefer das Flußbette, deſto deutlicher zeigt ſich die Entſtehung dieſer Quebrados.

Anfangs iſt wohl nur ein geringer Paß dem Gewäſſer zum Durchgange übrig geblieben, und wenn das Geſtein aus har=

ten, ſchwer abzuſchleifenden Felſen, z. B. Porphyr, beſteht, ſo hätten ſich die Fugen der ehemals zuſammenhängenden Berge wieder zuſammenbringen laſſen, ſo genau paſſen ſie auf einander.

Ein ſolches merkwürdiges Schauſpiel bietet die Schlucht bei Vinas, unweit Conaica, in der Statthalterſchaft Huancuvelica, dar. Fünf Meilen von dem Wege des Hauptorts Conaica nach Vinas, ſagt Ulloa, kommt man, nachdem der Berg Coroſunta überſtiegen iſt, in eine Oeffnung, durch welche der kleine Fluß Chaplancas fließt. Dieſer Bach läuft eine halbe (ſpan.) Meile in einer felſichten Schlucht verſchloſſen, die von oben bis unten nur gegen 8 Varas *) weit, aber über 40 Varas, alſo gegen 114 Fuß hoch iſt. Eben dieſe Schlucht iſt aber auch ein Theil des Weges ſelbſt, und der Reiſende muß an ſolchen Orten, woſelbſt das Waſſer die Schlucht gänzlich bedeckt, überſetzen; ein Fall, der neunmal vorkommt. Auf dieſem romantiſchen Wege, den der Unkundige nur mit Schaudern unternimmt, bewundert man die Genauigkeit, mit welcher die von einander getrennten Wände des Felſengebirges zu einander paſſen. Jede kleine Krümmung und Windung des Baches wird hier ſo befolgt, daß, wenn irgend eine große Gewalt, z. B. eine Erderſchütterung, ſie an einander rückte, alles auf das ſchärfſte ſich in einander fugen müßte. Die Feſtigkeit des Geſteins gibt, bei allem Schein hoher Gefahr, volle Sicherheit innerhalb dieſes bewunderungswürdigſten Weges.

Die oberſte Region der höchſten Cordilleren überſteigt die Wolken, alſo auch die durch ſie erzeugten Meteore. Es iſt bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, dieſe Spitzen zu erſteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anſtrengung und Gefahr auf dem Coraſon die Höhe von 2470 Klaftern oder 14,820 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt ſein ihm würdiger Nachfolger, v. Humbold, um 3300 Fuß übertroffen hat, ſo fehlten auch dieſem kühnen Forſcher noch über 1344 Fuß, um ſich auf dem höchſten uns bekannten Punkte der Erde zu ſehen.

Dennoch fanden ſie ſich auch hier bereits allen den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt, die eine zu verdünnte und faſt aller Wärme beraubte Atmoſphäre den menſchlichen Körper leiden läßt. Die große Verſchiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleiſche hervor, und die Kälte überſtieg die angeblichen Grade des Thermometers.

Dieſe Gebirge waren es, welche dem ſcharfſinnigen Bouguer eine beſtimmte Linie entdecken ließen, innerhalb welcher ſich aller Orten Schnee zu bilden anhebt. Er nannte ſie daher die Schneelinie oder Schneegränze, und ſetzt die Höhe derſelben in den dem Aequator nahe gelegenen Ländern auf

*) Gegen 23 Par. Fuß; die Vara zu 2,84 Pär. Fuß, nach Ulloa.

2234 Klafter; zu Anfange der gemäßigten Zone iſt ſie nur 2100, in den Alpen Europens hingegen nur 1500 Klafter, und ſo ſenkt ſie ſich denn ſtets tiefer gegen den Boden hinab, je weiter man zu den Polen kommt.

Dieſe Linie beſtimmt dann auch die Gränze der Vegetation. Gleich unter ihr erzeugen ſich die Mooſe und die mit ihnen ziemlich in einerlei Werthe ſtehenden Pflanzen; von dieſen weiter hinab tritt dann die beſſere Fauna hervor.

Begreiflich muß ſich noch eine zweite, eine obere Gränzlinie des Schnees finden, nämlich eine Linie, die da beſtimmt, wo in den höheren Luft-Regionen nur erſt der Schnee ſeinen Anfang nehmen kann. Reichten daher Gebirge über dieſe hinaus, ſo genöße ihr oberſter Theil einer beſtändig klaren, von keinen wäſſerigen Theilen geſchwängerten Luft.

Auf dieſen höchſten unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt ſie Paramos, zeigen ſich denn hauptſächlich dem Naturforſcher, der ſich beim Aufgange der Sonne in ihrer Höhe findet, häufig äußerſt merkwürdige Meteore.

Die Weltmeſſer, Condamine und Bouguer, beobachteten dies ſchöne Phänomen zuerſt auf dem Berge Pambamarca. „Eine Wolke," ſagt letzterer, „von welcher wir uns umgeben fanden, ließ uns bei ihrer Trennung die aufgehende Sonne ſehr hellglänzend erblicken. Kaum hatte ſie ſich einige dreißig Schritte entfernt und eine weiße Farbe angenommen, wodurch ſie der Baumwolle glich, ſo erblickte ein jeder von uns ſeinen Schatten auf derſelben, und zwar, da die Wolke keine an einander hängende Fläche bildete, nur allein ſeinen eigenen. Man ſah die Arme, die Beine, den Kopf; allein was uns am meiſten in Verwunderung ſetzte, war, daß der Kopf mit einem Strahlenkranze geſchmückt war, der aus drei oder vier kleinen concentriſchen Kronen, von denen eine jede eben dieſelben Farben hatte, als der erſte Regenbogen, nur daß das Rothe auswendig war. Der Raum zwiſchen dieſen Kreiſen war gleich und der letzte der ſchwächſte. Endlich umgab in einer großen Entfernung ein großer weißer Kreis alle die übrigen. Dieß iſt gleichſam eine Apotheoſe für jeden Zuſchauer, und ein jeder genoß ruhig keines geringen Vergnügens, ſich mit dieſen Kronen geziert zu erblicken, ohne etwas von denen ſeiner Nachbaren wahrzunehmen."

Das Innere dieſer koloſſaliſchen Gebirge iſt dann auf zweierlei Art beſonders merkwürdig.

Das Erſte und Auffallendſte, wodurch ſich das Innere der ungeheuern Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Iſthmus bis zu der Beeringsſtraße fortläuft, iſt ihr vulkaniſches Feuer. Mehr als 50 ſolcher Feuereſſen, Luftlöcher der Unterwelt, ſind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unſerm Peru eine ſehr beträchtliche Anzahl, z. B. der

Antiſana, Cotopaxi, Tungurahua, Sangay, Ambato, Quiniſtatoa, Cheche-Putina u. a. Allein nicht aus allen ſteigen Feuergarben, Rauch- und Flammenſäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob ſich 1759 am 15. Sept. ein Baſaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala ſpeien eine ſehr große Menge Salmiak. Die von Popoyan und von Paſto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelſäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voll kochenden Waſſers, woraus ſich geſchwefeltes Waſſerſtoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsſtein, bald Baſalte oder auch ſchlackenartigen Porphyr hervor, bald aber ſo ungeheure Maſſen Schwefelleberwaſſer und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutſche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird.

Das ſonderbarſte Phänomen, welches aber dieſe peruaniſchen Vulkane, in den langen Zwiſchenzeiten ihrer wirklichen vulkaniſchen Exploſionen darbieten, ſind die erſtaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fiſche des ſüßen Waſſers.

In den Archiven mehrerer kleinen unweit des Cotopaxi gelegenen Städte, woſelbſt glücklicher Weiſe die Zeitpunkte der Ausbrüche dieſes Vulkans aufbewahrt waren, fand Hr. v. Humbold mehrere Angaben von Fiſchen, welche der Vulkan ausgeſpien hatte. Einſtmals warf er eine ſo ungeheure Menge derſelben auf die Landgüter des Marquis von Selvalegre, daß die Luft von dem Geſtanke inficirt ward. Der faſt erloſchene Vulkan von Imbubaru überſchüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra ſo ſehr, daß man in ihnen die Urſache der Faulfieber, die zu der Zeit herrſchten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger ſcheint, der Corregidor dieſer Stadt bezeugte, daß dieſer Vulkan ſelbſt nachmals von Zeit zu Zeit, alſo wohl ohne eigentlichen vulkaniſchen Ausbruch, vorzüglich nach ſtarkem Regen, große Maſſen dieſer kleinen Fiſche auswarf, die man dort Prennadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fiſchen ſie in ſehr dunkeln Nächten in einem Bache gerade an dem Orte, wo dieſer aus dem Gebirge ſelbſt hervortritt. Im Jahre 1698 ſtürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tauſende dieſer Fiſche mit thonigtem Schlamme vermiſcht ausgeworfen hatte.

Nicht immer werfen die Vulkane dieſe Fiſche aus ihrem oberſten Krater. Der Cotopaxi und Tungaruaga ſtieß ſie zu Zeiten aus Seitenſpalten oder Oeffnungen hervor. Dennoch lagen dieſe ſtets um 1300 Klafter höher als die umliegenden Gegenden!

Höchſt merkwürdig iſt es aber, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will bemerkt haben, während daß ſie längs dem Gebirge herabſtrömten; ſicherer iſt es, daß

ſie mit einer großen Maſſe kalten ſüßen Waſſers vom Cotopaxi floßen, ohne daß ihr zarter Körper entſtellt, alſo unkenntlich war.

Daher zeigte eine genaue Unterſuchung ſogleich, daß dieſe Fiſchchen von ein und derſelben Art mit denen ſind, welche dort überhaupt unter dem Namen Prennadillas vorkommen, und als eßbare Fiſche der Bäche gefangen werden.

Wir verdanken abermals unſerm trefflichen Humbold eine ſchöne genaue Zeichnung dieſes kleinen, kaum 4 Zoll langen Fiſches. Er ſetzt ihn, Lacepedens Meinung zufolge, unter deſſen Abtheilung des Geſchlechts der Welſen (Silurus), welche dieſer Naturaliſt mit dem Namen Pimelodus belegt; er nennt ihn, wegen jenes merkwürdigen Phänomens, Pimelodus Cyclopum (cirris duobus, corpore olivaceo nigro-punctato); er trägt einen Gabelſchwanz und zwei Bartfäden; ſein Körper iſt olivenfarb mit ſchwärzlichen Flecken.

Da man dieſe Fiſche in den dortigen Bächen fängt, ſo ſtehen wahrſcheinlich unterirdiſche Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dieß beſtätigt ſich durch die Nachrichten des Corregidors von Ibarra. Allein ſtets bleibt es ſchwer zu erklären, durch welche Kraft ſie ſo weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müſſen.

Es ſcheint übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß ähnliche Phänomene bei den vulkaniſchen Ausbrüchen im Mexikaniſchen vorkommen. Denn wenn gleich bei Vera Crux kein Vulkan vorhanden iſt, ſo ſagt doch ein Memoire in den Pariſer Denkſchriften von 1744, man habe nach einem Ausbruch eines dortigen Vulkans viel todte Fiſche in den Brunnen von Mexiko gefunden. Freilich war dieß gleichfalls bei Ausbrüchen und Erdbeben mehrerer Vulkane der Alten Welt der Fall; gewöhnlich traf dieß indeß nur die Meeresbewohner; hier aber ſcheint wohl von Fiſchen des ſüßen Waſſers die Rede zu ſeyn; und da die Vulkane von Mexiko mit denen von Peru fortlaufend ſind, ſo verdiente dieß hier wohl angeführt zu werden, wäre es auch nur, um die Beobachter aufmerkſam zu machen.

Weit größere Kalamität als jene einzelnen Ausbrüche, die dieſes Gebirge über dies einzige Land verbreitet, ſind unſtreitig die Erdbeben.

Einige Provinzen von Peru ſcheinen vorzugsweiſe hievon gleichſam periodiſch heimgeſucht zu werden.

Schon ſeit 1582, alſo bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unſere Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdſtößen, die bald mindere, bald größere Verwüſtung anrichteten. Man kennt beſtimmt 16 von Bedeutung. Es iſt merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Kette der Cordilleren zutrifft, nämlich von Südoſt nach Nordweſt.

Eines der furchtbarſten Erdbeben war, der Wirkung nach, unſtreitig das vom 28. October 1746. Durch ein furchtbares, unterirdiſches, dumpfes Gebrüll kündigte es ſich einige Tage zuvor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, ſo lagen die meiſten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgeſtürzt, oder ſie waren wenigſtens ſehr beſchädigt. Tauſend dreihundert Menſchen wurden zerſchmettert, aber eine ſehr große Anzahl litt noch ſchmerzlicher durch den Verluſt ihrer Glieder.

Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächſten Hafen für Lima); weit trat es zurück, ſtürzte ſodann über alles bei ſeiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unter; faſt 4000 Menſchen verloren ihr Leben.

Dieſe Erſchütterungen dauern aber bis zu unſern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1791 ſah ſich Lima fünf Erderſchütterungen ausgeſetzt.

Noch ſchrecklicher als jene ältere war unſtreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerſtörte. Am 7. Febr. wurden Lactacunga, Hambato, Riobomba und andere Ortſchaften umgewühlt, und in wenigen Secunden waren 40,000 Menſchen nicht mehr. (v. Humbold.)

Die Ausbrüche und dieſe Erderſchütterungen (ſie ſollen im October am ſtärkſten wüthen) (Helms) ändern dann auch die Geſtalt jener Bergkoloſſen. Dieſe wachſen und ſchwinden; Krater und Oeffnungen ſtürzen ein, während daß ſich andere erzeugen; plötzlich ſteigt ein Baſalt- oder Bimsſteinfelſen aus ihrem Innern hervor; ſo gewinnt dann ein Gebirge oft in wenig Augenblicken eine völlig neue Geſtalt.

Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen ſich indeß nur einzeln; dagegen geben die gleichfalls in ihrem Innern verſchloſſenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralen, ununterbrochen reichen Gewinn.

Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, ſo übertrifft Peru ſeit ſeiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdiſchen Reichthümern. Dieß mögen nachfolgende Erörterungen über den dortigen Metallwerth beweiſen.

Die Spanier ſetzten ihren Fuß auf das feſte Land von Süd-Amerika voll von den übertriebenſten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die ſie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern weſtindiſchen Inſeln hierüber eingezogen hatten, das dort ſelbſt vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, ſchien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen.

Als aber nach der eben ſo unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caxamarca *) der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldener Gefäße zu ſeinem Löſegeld anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldſucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Maſſen wirklich auf den darunter faſt erliegenden Laſtthieren, den unſchuldigen Peruanern, herbeiſchleppen ſahen, da verloren die raubſüchtigen Mörder völlig alle Beſinnungskraft; ſie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru ſchienen ihnen von jetzt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Maſſen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch dieſe edlen Steine waren allerdings dort nicht nur ſehr bekannt, ſie wurden ſelbſt ſo hoch geſchätzt, daß ein ſehr großer Smaragd von den Indianern als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieſer koſtbare Stein hatte die Größe eines Straußen-Eies; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbauet, und dieſem eine beſtimmte Anzahl Prieſter zugeordnet. Da man nun alle übrigen Smaragden als Abkömmlinge von ihm anſahe, ſo wurden dieſe von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichſam zu huldigen.

Die Bergwerke, aus welchen jener Stein ſeinen Urſprung genommen, hat man indeß ſtets vergeblich ſich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die ſie ſehr genau kannten, waren geſcheidt genug, ſie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken.

Man ſieht auf der Karte der Weltmeſſer von der Provinz Quito den Smaragdenfluß, der unter 55′ nördl. Breite ins Meer fließt, nachdem er mehrere kleinere Flüſſe aufgenommen hat; und etwas landeinwärts iſt gegen 42′ nördl. Breite ein Gebirge angegeben, das man für dieſe Smaragdengrube halten will.

Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, ſo ſehr ſie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru ſeit dieſer Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich faſt für alle unſere Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth beſtimmt hat.

Auch konnte die Maſſe der von den Indiern der Erde entriſſenen Metalle nur ſehr geringe ſeyn. Sie kannten nicht einmal das Eiſen, um ſich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten ſie richtige Kenntniſſe des Bergbaues.

Alles Metall, Gold oder Silber konnte ihnen daher entweder nur durch Goldſand, Goldwäſcherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachſenes, gediegenes oder doch we-

---

*) M. ſ. das vorige Bändchen.

nig gemiſchtes, durch leichte Schmelzung vom Geſtein zu ſcheidendes Silber zukommen.

Dieß waren daher nur die Termen, die Aushängezeichen des großen unterirdiſchen Schatzes, der dereinſt die Welt in Sturm und Verheerung ſetzen ſollte.

Auch ergeben dieß die Summen, welche Pizarro damals aus jenen Koſtbarkeiten der Ynkas erhielt. Sie betrugen bei weitem nicht den heutigen Metall-Gewinn einiger Jahre. Zarate, ein gültiger damaliger Schriftſteller, bezeugt, daß der unglückliche Ynka Atahualiba nicht vermögend geweſen ſey, anderthalb Millionen Piaſter ſeinen Mördern als Löſegeld darzubieten; und die Plünderung der Hauptſtadt mit allen Schätzen der Tempel und Paläſte habe ſich noch nicht auf 10 Millionen belaufen. Wenn man bedenkt, daß zu dem Anhäufen dieſer Schätze die Regierung von 14 Ynkas, wovon mehrere gegen 30, ja einige ſogar 50 Jahre ſollen regiert haben, erforderlich geweſen ſind, ſo mag man auch dieſe Regierungen noch ſo ſehr abkürzen, und das Alter des Peruaniſchen Reichs noch ſo ſehr vermindern, dennoch bleiben wenigſtens mehrere Jahrhunderte übrig, um 12 Millionen ſolchen Gebirgen abzugewinnen, die noch in unſern Tagen, nach ſo vieler Benutzung, ſchon in zwei einzelnen Jahren eine gleiche Summe aus ihren Eingeweiden liefern.

Peru beſitzt, ſo viel wir wiſſen, außer den beiden edlen Metallen, Kupfer, Blei, Zinn, Queckſilber, Halbmetalle und an andern Foſſilien auch bedeutende Steinſalzgruben. Es wäre ſchon an ſich ſelbſt unwahrſcheinlich, daß die mit dem Eiſen ſonſt ſo überall freigebige Natur ein ſo großes Land daran Mangel leiden ließe; fand doch auch unſer bergkundige Landsmann Helms ſelbſt in den berühmten Silberminen von Potoſi eiſenſchüſſige Quarzgänge, vielen Eiſenſpath, kurz das Eiſen unter mehrerer Geſtalt und Miſchung. Freilich bauet man da nur ſelten auf Eiſen, wo man auf Silber bauen kann; dennoch gibt der ältere ſpaniſche Mineraloge Alph. B a r b a drei wirkliche Eiſenminen für Peru an. Bekanntlich bedienten ſich die alten Peruaner, da ſie das Eiſen nicht kannten, oder vielleicht nur nicht zu ſchmelzen verſtanden, zu ihren härteſten Geräthſchaften und Werkzeugen des Kupfers. Barba kannte zu ſeiner Zeit (1646) 14 Kupferminen in Peru, und 4 Zinnwerke.

In unſern Zeiten ſind aber hauptſächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werths dieſes Reichs: nämlich Gold, Silber und Queckſilber. Von dieſen Metallen zählt der Mercurio Peruviano im Jahre 1791 nur allein in den acht Intendantſchaften des eigentlichen Vice-Königreichs Peru, nämlich Lima, Truxillo, Tarma, Hu-(Gu)amanaa, Cuzco, Arequipa, Guantajaya und Huanve-

lica, 69 Goldwerke, 784 Silber= und 4 Queckſilberminen, außer 4 Kupfer= und 11 Bleiwerken.

Hier fehlen aber, da jetzt Quito und Buenos=Ayres vom eigentlichen Peru getrennt ſind, ſehr bedeutende Bergwerke, die nach unſerer allgemeinen Ueberſicht hier mit aufzuführen ſeyn müßten. Im erſten finden ſich die Gold= und Silberbergwerke von Cuenca; im zweiten aber ſind, noch mit weit größerm Rechte, die von Potoſi berühmt. Letztere verdienen daher eine beſondere Anzeige.

Indeß iſt ſchon die Ausbeute der Minen jener jetzt zu dem eigentlichen Peru gerechneten Provinzen allein genommen auſſerordentlich. In 10 Jahren, von 1780 bis zu Ende von 1789, gaben ſie 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber.

Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaſter, und die Mark Silber zu 8 Piaſter, ſo beläuft ſich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler.

Auch ſcheint es nicht, daß dieſer Gewinn ſich vermindert habe, da dieſe letztern 10 Jahre über 38,000 Mark Silber mehr als in den vorletzten abwarfen.

Eine eigene, hier zweckwidrige Arbeit würde es erfordern, die Werthe der einzelnen Bergwerke des großen Reichs gehörig aus einander zu ſetzen.

Unſern Leſern wird es genügen, ein Paar der wichtigſten Fundgruben jener Reichthümer der Welt genauer kennen zu lernen.

Das Bergwerk, welches zuvor gar nicht mit in Anſchlag kam, das aber ſo lange berühmt, ſo oft von Proſaikern und Poeten erhoben iſt, verdient hier wohl den erſten Platz.

Das Gründlichſte hierüber gab uns abermals ein Deutſcher, der Hütten=Director Helms, deſſen vorzügliche Bergwerkskunde ihn unter dem berühmten General=Director, Baron von Nordenflicht, aus Polen nach Peru rief.

Die Bergſtadt Potoſi, jetzt in dem Erzbisthum Plata, es gehört ſelbſt unter Buenos=Ayres, gegen den 19ten Grad ſüdl. Breite und nach einigen Karten gegen den 49ſten Grad der Länge von Ferro, hat ſeit der Entdeckung ihrer reichen Silberminen einen ſo außerordentlichen Zuwachs von Menſchen erhalten, daß unſer Bergmann ſie auf 100 (?) tauſend Köpfe ſchätzt. Sie beſtehen in Spaniern, Kreolen, Indianern und Sclaven. Und wenn die unbedeutende Miliz von 500 Mann, wovon nur die Hälfte wirklich bewaffnet iſt, alles in Ordnung zu halten vermag, ſo kann man ſicher auf eine außerordentliche Gutmüthigkeit der Indier ſchließen.

Die Stadt hält, dem Ulloa zufolge, gegen zwei (ſp.) Meilen im Umfange, aber ihre Umgebungen ſind wegen der Höhe des Gebirges äußerſt unfruchtbar. Dennoch iſt in ihr der

Verkehr ſehr groß, ja nach Lima, der Hauptſtadt von Peru, ſtärker als in einer noch ſo fruchtbar gelegenen Stadt.

Ihre Kirchen und Klöſter ſind außerordentlich reich an getriebener und maſſiver Silberarbeit.

„Das große Silberbergwerk findet ſich in einem koniſchen Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in deſſen ganzem Umfange von beinahe 6 Meilen man über 300 Gruben zählt. Sie kommen aber bei der großen Unkunde der frühern Bergbauer mehr Raubgruben als wahren Gruben gleich.“ (Helms.)

Es iſt allerdings ein Beweis von der innern Metallfülle dieſes Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 250 Jahren noch jetzt eine ſo reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Ein Zufall gab Anlaß zur Entdeckung deſſelben. Der arme Indianer Hualca aus Porco ſah ſich 1545 beim Verfolgen von Wildpret, vielleicht wilden Guanaken, auf dem ſteilen Gebirge gezwungen, ſich an einer hervorſtehenden Baumwurzel feſt zu halten. Sie gab nach, und indem er ſie hervorriß, blieben an der Erde zwiſchen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bei ſeiner Zuhauſekunft ſchmolz Hualca das Silber, und grub oder hob nun täglich, ohne irgend Jemand ſeinen Fund zu entdecken, von dieſem damals der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu ſeinem Verbrauch.

Der wachſende Wohlſtand des Hualca ward zuerſt von ſeinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundſchaft bewog jenen endlich, den Bitten des Guanka nachzugeben und dieſem ſeine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader im Gebirge, ſie war ſchwerer zu bearbeiten. Der Zwiſt, welcher hierdurch unter den beiden Schatzgräbern entſtand, endigte ſich damit, daß der letzte die Sache ſeinem Herrn, dem Spanier Villarroel, entdeckte, der denn ordentlich, nach feſtgeſetzten Regeln, davon Beſitz nahm, und am 21. April 1545 die Minen eröffnete.

Die zuerſt entdeckte Grube benannte er Deſcubridora (die Entdeckerin); ihr folgten in wenigen Tagen drei andere nach, und dieſe vier Hauptadern ſind als ſehr reich lange bearbeitet. Sie ſtreichen von Norden nach Süden.

In den erſtern Zeiten blühete das gediegene Silber an mehreren Orten kammförmig über das Gebirge hervor. Jetzt hingegen erfordert es tiefere Arbeiten und mühſamere Operationen. Es iſt hiebei das Verquicken (Amalgamiren) in Gebrauch, und Barba hat für die Kenntniß der damaligen Zeiten hievon eine ſehr ſchätzbare Auseinanderſetzung geliefert.

Der Hüttenmeiſter Helms hat die neuen Werke befahren. Er fand, daß die Erzgefälle von Potoſi anjetzt hauptſächlich in Pocherzen beſtehen, welche eiſenſchüſſige Quarzgänge ſind,

worin Silberhornerz und, jedoch ſeltener, ſprödes Glaserz eingeſprengt iſt.

Ein Caxon, oder 50 Centner Erz, gab ihm nach Proben aus 300 Gruben 6 bis 8 Mark Silber. Es iſt mithin wohl hauptſächlich die leichte Gewinnung des edlen Metalls, und nicht die große Reichhaltigkeit, die das heutige Potoſi ſo ſchätzbar macht.

Indeß iſt die Behandlung dort ſo ſchlecht, indem die Spanier bis jetzt alle Arten dieſer Erze, beim Verquicken, auf ein und dieſelbe Weiſe behandeln, daß ſie höchſtens 5 Mark herauszubringen verſtehen. Helms ſagt geradezu: „die Arbeiten ſind überhaupt die ungründlichſten, ſchmutzigſten und verſchwenderiſchſten.“ Zu bewundern iſt es, wie wenig die Regierung es vermag, den dortigen auffallendſten Mängeln, die vom einfachſten Inſtrumente, dem Schlägel, anheben und bis zum Erzprobiren hinablaufen, Einhalt zu thun. Vielleicht wird dieß durch den großen Bergkundigen, den Spanier d'Elhuar, der vorzüglich in Deutſchland (in Freiberg) ſeine Kenntniſſe ausbildete, mit der Zeit gehoben werden.

Jetzt denke man ſich, wie groß der Werth dieſes Silberſchatzes ſeyn muß, da er ſelbſt bei der fehlerhaften Benutzung noch ſo einträglich bleibt. Seit dem Jahre 1574 bis zu Barba's Zeit (1637) hat Potoſi nicht minder als 450 Millionen Thaler Ausbeute gegeben. Eine Summe, ſetzt Barba hinzu, die da hinreichend wäre, 60 ſpan. Quadratmeilen zu bedecken, wenn man 25 Thaler auf jede Elle und für jede Meile 5000 Ellen rechnete. Auch die auf die Halde geworfenen Erze, der Alte Mann, zeigen den großen Reichthum; denn dieſer Rückſtand wird, nach Helms Ausſage, noch jetzt mit ſo großem Gewinn bearbeitet, daß ein einziger Unternehmer, ſelbſt mit ſchlechten Werkzeugen verſehen, dennoch wöchentlich hiebei 500 Piaſter reinen Ueberſchuß erzielt.

Der Aufwand des bei dem Amalgamations-Proceſſe hiebei verbrauchten Queckſilbers iſt erſtaunlich groß. In 63 Jahren ſind nicht weniger als 234,700 Centner Queckſilber dort verbraucht. (Barba.) Glücklich iſt es, daß nicht nur das reiche Queckſilberbergwerk von Huancavelica gleichfalls in Peru ſelbſt gelegen iſt, ſondern daß das hiezu ebenfalls nothwendige Salz aus den Minen von Yocalla ſich gleich neben Potoſi findet.

Von dieſem Steinſalz wurden hier täglich gegen 15 Centner verbraucht. (Barba.) In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menſchen an dieſem Bergwerke, und die königliche Münze von Potoſi lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold. (Helms.)

Dieß ſey genug von dieſem unerſchöpflichen Silbermagazine.

Die Nutzanwendung des Queckſilbers bei den Minen von Potoſi führt uns ſehr ſchicklich zu den berühmten Minen,

welche dieſes Halbmetall für ganz Peru erzeugen, zu den Minen von Huancavelica.

„Dieſe reiche Queckſilbergrube liegt in der Intendantſchaft Guamanga, unweit der Stadt Huancavelica, etwa im 13ten Grade der Breite, auf einem Gebirge, deſſen Oberfläche, innerhalb der Schnee-Cordilleren, auf einer Höhe, die der von Potoſi faſt gleichkommt, aus mehreren ſanft gewelleten Kegeln beſteht, die viele Thäler zwiſchen ſich bilden. Das Gebirge ſelbſt," ſagt Helms, „iſt hier nach und nach in ein einfaches Sandſteingebirge übergegangen (der Reiſende kam von Potoſi, alſo von S. S. O.), und hat in dieſer Gegend wegen ſeiner horizontalen Lage und wegen ſeiner Zwiſchenlagen von Mergel, Kalk und Spath noch einige Aehnlichkeit mit Flötzgebirgen, die noch immer ungemein edel an Gold, Silber, Kupfer, Queckſilber und allen übrigen Halbmetallen und Salzen ſind." Welch ein Metall-Land! denn dieſer Bergkundige nennt viele neue Gruben reich an Gold-, Silber- und Kupfererzen dieſer Gegend, die noch unbenutzt da liegen.

Das Queckſilbererz von Huancavelica ward nach Einigen zuerſt 1566 durch den Portugieſen Garcès entdeckt, als er die Schminke der dortigen Indianer, die ſie Limbi nannten, für wahren Zinnober erkannte. Andere ſetzen hingegen die Entdeckung eines Indianers, mit Namen Navincopa, der bei dem Spanier Cabrera in Dienſten ſtand. Cabrera unternahm dann ſogleich die Bearbeitung der Grube. Indeß ſollen bereits die alten Peruaner eben wegen jener Farbe dieſe Minen bearbeitet haben.

Der Hauptnutzen dieſes Bergwerks, der Verbrauch des Queckſilbers zur Amalgamation, oder Ausſonderung des Goldes und Silbers aus den Erzen, fällt aber nur erſt auf das Jahr 1571; der Spanier Velaſcar unternahm dieß zuerſt, und zwar mit glücklichſtem Erfolge.

Anfänglich ward das Bergwerk von Gewerken betrieben, allein ſchon 1570 erkaufte es die Krone von Cabrera; nachmals iſt es auch ſtets ein königliches Eigenthum verblieben.

Die Ausbeute war vormals ſehr groß. In den fünf Jahren von 1571 bis 1576 betrug ſie über 9000 Centner, ja innerhalb der zwei Jahre 1646 bis 1648 faſt das Doppelte, nämlich zwiſchen 17 bis 18,000 Centner.

Die ganze Summe des ſeit 219 Jahren bis zu Ende von 1789 gewonnenen Queckſilbers beträgt 1,040,452 Centner; hiernach wäre die jährliche Ausbeute (mittlere Zahl) gegen 4751 Centner. Allein für die letztern Zeiten rechnet man dann viel zu hoch; alles hat ſich ſehr vermindert. Helms fand, daß man in den Jahren 1787 u. f. noch nicht 1500 Centner für die Krone erzielte, 1790 nur 1460, ja oftmals nur 1300. Daher mußte dann der Preis des Queckſilbers ſelbſt beträchtlich ſtei-

gen. Sogar in den neueſten Zeiten machen wenige Jahre einen bedeutenden Unterſchied. So galt im Jahre 1786 der Centner Queckſilber nur 60 Piaſter, hingegen im Jahre 1791 war er auf 73 Piaſter geſtiegen. Freilich hängt dieß mit von der mindern oder ſtärkern Ausbeute der einzelnen Jahre ab; indeß verliert die Krone dennoch ſtets mehr. Nur die Abgabe von dem durch die Gewerke gewonnenen Silber- und Golderze im ganzen Reiche, welche $\frac{1}{5}$, bei ſchlechtern Zeiten auch nur $\frac{1}{10}$ beträgt, muß den wirklichen Verluſt der Krone einigermaßen entſchädigen, und hiedurch noch die Fortſetzung der Queckſilberbergwerke bewirken. Denn wirklich arbeitet man jetzt hauptſächlich nur auf den ſogenannten Alten Mann.

Sowohl bei dem Silber, als bei dem Queckſilber von Guanvelica iſt eins der Haupterſchwerniſſe der Mangel der Feuerung. Es fehlt beiden Gebirgen das Holz gänzlich, alles Brennmaterial muß durch Laſtthiere herbeigeſchleppt werden, und ſelbſt die trockene Grasart, Ichor genannt, wodurch ein großer Theil der Heitzung und Schmelzung geſchieht, wird koſtſpielig. Die Haupturſachen des Verfalls des metallreichen Peru ſetzt der hierin gründlich bewanderte Helms mehr in die Unwiſſenheit der Bergbauer und Hüttenleute, in Unredlichkeit der großen Officianten, ſo wie in den Mangel an Achtſamkeit der dortigen Bergbedienten und die Fahrläſſigkeit der höhern Beamten, wodurch die armen Indianer gedrückt, die Bergbauer aber gar nicht unterſtützt werden.

Dennoch artet der Hang der Peruaner auf unterirdiſche Schätze oftmals in wahren Unſinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin ſich nur ein Aederchen von Silber zeigt, ſo bieten oftmals die Unverſtändigen gleich ihre ganze Habe auf, um dieſe (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforſchen, und ſich dadurch zum Crôſus hinauf zu arbeiten. Wenn dann auch Hunderte dadurch an den Bettelſtab gerathen, ſo überſpannt ein einzig Stückchen gold- oder ſilberhaltiges Erz die ſchon in Schwingung geſetzte Fiber des Enthuſiaſten. Er verarmt gleich jenen, aber die Maſſe der auf die Weiſe den Eingeweiden der Erde entriſſenen edlen Metalle wird vermehrt, und erzeugt eine ſtärkere Cirkulation.

Unter den kaum aufzuzählenden Bergwerken von Peru liefert das Gebirge von Lauricocha gleichfalls ein bedeutendes Beiſpiel von der Ueppigkeit der hieſigen Natur in Hervorbringung reicher Metalle.

Lauricocha iſt mit Recht auf zweifache Art berühmt. Aus dieſer Gegend leiten die meiſten Geographen die Quellen des größten Fluſſes der Erde her, und in den umherliegenden Gebirgen erzeugt ſich ein ungeheuter Metallſchatz.

Das ganze hieher gehörige Gebiet umfaßt wahrſcheinlich ſehr viele Quadratmeilen. Es iſt dieß ein Theil der kalten

Sierra. Die hohen Ebenen von Bombon in der Intendantſchaft Tarma, 40 Meilen öſtlich von Lima, betragen über 15 Meilen in der Länge und beinahe 6 in der Breite. Auch der See Chincha y Cocha liegt darin, und außer den Quellen des Marañon entſpringen darin mehrere Flüſſe.

Die neueſten Nachrichten geben hier über ſechs bedeutende Bergwerks-Reviere an. St. Roſa war ſonſt beſonders wichtig darunter. Unſer Landsmann Helms fand hier außer dem Silber auch Eiſen, Kobolt und andere Mineralien, worauf aber begreiflich nicht gebauet wird. Der ganze Berg von Lauri oder Jauricocha, wie er ſchreibt, iſt ein Beet, Flötz, deſſen Länge eine halbe Meile fortſtreicht, und deſſen Breite wohl nicht geringer iſt. Es nehmen mehr als 200 Privat-Bergbauer daran Theil, und erzielen, ſelbſt bei der unkundigen Behandlung gegen 200,000 Mark Silber. So viel feines Silber ward auch im Jahre 1789 aus den 15,000 Caxons (zu 50 Entr.) in der königlichen Silberſchmelze von Paſco zu gute gemacht.

Paſco iſt ein kleiner Bergflecken, der nur 2 Meilen (lieues) von dem Gebirge Lauricocha entfernt liegt; hier befindet ſich ein Subdelegat der Regierung von Tarma für die Juſtiz, wie auch die Berg-Officianten, viele Berg-Intereſſenten und die königlichen Hüttenwerke.

Auch dieſe Reichthümer entdeckte ein Zufall. Der Hirte Huari-Capcha trieb ſeine Heerde auf die Höhen von Lauricocha. Da er ſich gezwungen ſah, hier zu übernachten, ſo machte er Feuer an, und fand zu ſeinem Erſtaunen bei Tagesanbruch unter der Aſche viele Körner von geſchmolzenem Silber. Er zeigte dieß dem Don Juan Ugarte an, einem reichen Manne, der in der Nähe in dem Thale Huarica wohnte. Don Ugarte unterſuchte den Ort, fand mehrere Metallſpuren und ließ nun die Gegend mit großem Vortheile bearbeiten. Sogleich zog der Ruf dieſes Schatzes viele Bergbauer hieher; in kurzem ſah man ein bedeutendes Etabliſſement, wo kurz zuvor keine Spur eines Obdachs vorhanden war.

Drittehalb Meilen im Weſten, von dieſem metallreichen Boden, zeigt ſich ein ſeltenes Phänomen: der cylinderförmige Berg Raco. Er iſt gänzlich aus einem weißen Granit von feiner Textur gebildet, der zu Gebäuden ſehr brauchbar iſt. Wirft man Stücke davon ins Waſſer, ſo verändert der Granit ſeine Farbe, er wird dunkelblau; man nennt ihn Ala de mosca.

Wer könnte alle die reichen und merkwürdigen Minen von Peru durchgehen? So gibt Ulloa von einem Bergwerke zu Huantaja in der Provinz Arica Nachricht, das unter den neueren eines der berühmteſten war. „Es war ſo reich,“ ſagt er, „daß die ganze Ader in ihrer Breite aus gediegenem Silber beſtand, welches mit Eiſen und Schlägel losgeſchlagen wurde. Es hieß daher mit Recht die Silbergrube, denn überall,

wo man hinkam, ſah man Silber; es gab Stellen, woſelbſt die Ader Knoten hatte, die als dicke Silberſtücke gebrochen wurden." Schade nur, daß die Erhebung dieſes großen Schatzes durch die Unfruchtbarkeit, durch den Waſſermangel der dortigen Gegend und durch die beträchtliche Entfernung von einem Ausfuhrplatze ſo viele Koſten erforderte. Der Hafen Iquiqui, der nächſte zur Ausfuhr, iſt 2 Meilen entfernt. Indeß iſt dieſe Mine ein neuer Beweis des unermeßlichen Reichthums von edlen Metallen dieſes Landes. Oftmals zeigt dieß ein ungeahneter Zufall. So ſtürzte vor 80 Jahren, unweit der Stadt la Paz, ein großer abhangender Theil eines Gebirges herab, an deſſen Fuße ſich eine Goldwäſcherei befindet. Man ſchied aus dem Geſteine gediegene Goldſtücke von 50 Pfunden, und kleinere von 2 Pfunden; auch ſpült der Regen oft noch jetzt (1787) Stücke von 2 Unzen hervor. Die Stadt la Paz, in dem Gouvernement von Buenos-Ayres, gewann durch jenes einzige geſtürzte Felſenſtück 80,000 Piaſter. (Helms.)

Die Minen von Hualguayok, woſelbſt ſich das Silber in großen Maſſen 12,000 Fuß hoch über der Meeresfläche erhoben findet, enthalten in dieſen reichen, ſo hoch gelegenen Metallgängen dennoch verſteinerte Muſcheln. (v. Humbold.)

Die Provinz la Plata führt wegen ihrer allgemeinen Silberhaltigkeit dieſen Namen, und Helms Unterſuchungen zufolge ſcheint der ganze Gebirgsrücken von Tucuman nach Peru edel zu ſeyn. „Kurz," ſagt er, „der Ueberfluß dieſer Königreiche iſt dermaßen groß, daß der Bergbau bei mittelmäßigen metallurgiſchen Kenntniſſen und Umtrieben weit über die nöthige Quantität edler Metalle für die ganze Welt liefern würde."

Mit Recht hält er es aber dem Handel ſehr zuträglich, daß keine gar zu übermäßige Maſſe dieſer Metalle in Umlauf komme; ja daß ſelbſt von den 50 Millionen, die da jährlich in geſchlagenen Piaſtern aus der neuen Welt nach Europa geben, ein bedeutender Theil jährlich nach China für dortige Produkte geführt würde; ſonſt würde, glaubt er, das Gleichgewicht der Preiſe dieſer Metalle ſelbſt, und hiedurch der Waarenhandel durchaus geſtört werden.

So zeigten dann jene gültigen Thatſachen Peru als eins der größten unterirdiſchen Magazine faſt aller foſſiliſchen Koſtbarkeiten. Denn außer den bereits erwähnten Smaragden führt Barba dort noch mehrere Edelſteine, z. B. Türkiſſe, Amethiſte, ja ſogar Diamanten auf; und warum ſollten dieſe dort völlig mangeln, da das gegenüber liegende Braſilien davon einen ſolchen Ueberfluß zeigt.

Jene ungeheure Gold- und Silbermaſſen von Peru verdanken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirkſamkeit, oder wenigſtens ihrer Verbreitung in die übrigen Welttheile, einer nicht ſehr anſehnlichen Thierart.

Die Natur ſuchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch das Llacma (Guanaco), die Vicunna, das Alpaca, das Chiluhueque, die Kameele der alten Welt zu erſetzen. Und wenn dieſe amerikaniſchen Thierarten, wie bei mehreren ähnlichen Fällen, den unſrigen auch nicht an Größe und Kraft gleichkommen, ſo ſind ſie ihnen doch ſowohl in Anſehung der Form, als der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erſtere verdient aber hier gerade eine genauere Anzeige, da es in Peru faſt das einzige Laſtthier iſt, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberſtangen an die Abſatz- und Verführungsorte gebracht werden.

Das eigentliche Llacma, von den Spaniern Carnero de la Tierra, das Landſchaf genannt (Camelus Glama, dorso laevi, topho pectorali L.), denn Beliardy behauptet, Llacma ſey bei den Indianern ein Geſchlechtsname für alle wolletragenden Thiere, iſt unter den Kameelen der neuen Welt eines der ſtärkſten. Der Höhe nach kommt es einem kleinen Eſel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben, hat einen ſtolzen, feſten Gang, ſein ſchwarzes, ſchönes Auge iſt milde, furchtlos und zutraulich. Es hat geſpaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper iſt mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halſe und am Bauche kürzer iſt. Die Farbe ſelbſt iſt verſchieden; es gibt ſchwärzliche, zimmetfarbene, gefleckte und weißliche Llacmas.

Das wahre Vaterland des Llacma iſt das hohe Gebirge der Cordilleren vom Königreiche Peru; innerhalb Tucuman ſah Helms dieſe Thiere nirgend. Hiebei iſt es aber ſehr merkwürdig, daß, obgleich die hohen Cordilleren in die Provinz Quito hinauflaufen, man dennoch nur bis etwa zum 10ten Grade ſüdl. Breite das ganze Geſchlecht dieſer Schafkameele im natürlichen Zuſtande antrifft.

Auf den hohen Andes des ſüdlichſten Theils von Peru, geht dieſes edle Thier heerdenweiſe, und nährt ſich nur allein von dem kurzen Mooſe und Graſe Icho; ihr Labſal iſt friſches kaltes Waſſer. Aber weiter gegen den Aequator hin ſieht man in Peru nur gezähmte Llacmas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine beſondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llacma wahre Verehrung.

„Ehe ſie anfangen, ſich dieſer Thiere zum Laſttragen zu bedienen, ſtellen ſie ein eigenes Feſt an, wodurch ſie ſie gleichſam zu ihren Gefährten und Geſellſchaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeſchloſſenen Hofes bei ihren Hütten putzen ſie ihnen zuerſt mit vielen wollenen und ſeidenen Bändern und Büſcheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebſt Frau und Kindern zu einem Gaſtmahle von Chicha (einem gegohrnen Trank aus Maiz), Branntewein und geröſtetem Maiz, ein.

Nun beginnt der Tanz nach der Muſik von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich mit dem Schmauſe.“

„Während dieſer Luſtbarkeiten, und ſie dauern oft ein Paar Tage, gehen ſie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die ſich hiebei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen ſie, machen ihnen tauſend Liebkoſungen, halten ihnen Totumas, oder Flaſchen mit Chicha und Branntewein vor das Maul, und ob dieſe gleich nichts davon genießen, ſo glauben die Indier dennoch ihren künftigen Hausgenoſſen ihren guten Willen bezeugen zu müſſen. Dabei reden ſie mit ihnen auf das freundſchaftlichſte, ſagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Weſen, mit denen ſie in genaue Verbindung treten wollten. Iſt das Feſt beendigt, dann erſt fangen ſie an, die Thiere zum Laſttragen zu gewöhnen. Auch dieß geſchieht indeß mit vieler Mäßigung; ſie treiben ſie nicht, ſie laſſen ſich den gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen; und da das Llacma ein ſanftes, kluges, gelehriges Thier iſt, ſo horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt ſich leicht regieren.“ (Ulloa.)

Ohne zu galoppiren, noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langſam, und hat dabei, ſelbſt auf den Gebirgen, einen ſo ſichern und ſanften Gang, daß das Frauenzimmer ſich ſeiner vorzugsweiſe bedient.

Das Llacma trägt einen, ja ſelbſt bis gegen anderthalb Centner. Hat man es aber überladen, ſucht man es zu übertreiben, und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, ſo legt es ſich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anſtrengungen des Führers ſind ſodann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und ſtirbt. Einige behaupten, man könne ſie durch ſchmerzhaftes Preſſen der Zeugungstheile dennoch zum Weitergehen zwingen.

Gewöhnlich läßt man ſie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen ſich ſodann nieder, um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu ſammeln. Beim Niederlegen knieen ſie und ziehen die Schenkel ein, ſo daß der Körper ſie gänzlich bedeckt; dabei halten ſie aber ſtets den Hals gerade empor.

Das Llacma geht 6 Monate trächtig und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunſtzeit und im Zorne gibt es einen beſondern Laut von ſich, und wirft einen ſchaumartigen Speichel, wie das Kameel, um ſich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegeſſen; das Fleiſch ſoll dem Schaffleiſche ähnlich ſeyn, nur ſüßlicher; auch bedienen ſich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz groben Decken u. dgl.

Ehe die Maulthiere in Süd-Amerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieſer Thierart noch bedeutender als in unſern Zeiten.

Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als deren Heimath, berechtigt den Leſer, hier eine genauere Nachricht von der Vigogne zu erwarten.

Die Vicunna (Camelus Vicunna corpore lanato laevi, rostro simo obtuso, cauda erecta) iſt kleiner und ſchmächtiger als das Llacma; ſie hat viel Aehnlichkeit mit unſerer Ziege, nur iſt der Hals länger, auch iſt der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufſtehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart.

So ähnlich dieſes Thier auch dem Llacma iſt, ſo weicht es dennoch in Rückſicht ſeines Naturells ſehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; ſie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweiſe die dürftigen Grasarten ab, und bleibt ſtets in Wildheit. Sie fliehet den Menſchen, wenn ſie ihn, ſelbſt in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köſtliche Vigogne=Wolle.

Da dieſe Thierart eben ſo furchtſam, als flüchtig iſt, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, ſo thun ſich ganze Geſellſchaften Indianer zuſammen, um ſie zu jagen. Dieſe Geſellſchaft von Jägern nennt man Chacos. Es iſt ſehr ſchwer, dieſe Thiere zum Schuß zu bringen; deßhalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem ſie Heerden von Vicunnen weiden ſehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halſes des Thiers. An dieſe Stricke werden rothe oder ſonſt ſtark gefärbte Lappen in gewiſſen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen, vermittelſt eigends dazu abgerichteter Hunde, zuſammen zu treiben. Die große Furchtſamkeit der Thiere verhindert ſie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen durch das Ueberſetzen über die Stricke zu entfliehen, ſo leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen ſodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die ſie ihnen geſchickt über die Beine werfen, tödten ſie, und ziehen ihnen ſofort die Haut ab.

Oft ſehen ſich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; ſie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnen=Häute zurück. Bei einem ſo koſtbaren Thiere iſt dieß eine deſto mehr zu verwerfende Jagd (auch iſt das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu ſcheren, ſie ſodann wieder frei zu laſſen, auf die Weiſe mehrere Jahre ein und daſſelbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und ſo den Anwachs dieſer einträglichen Thiere zu vermehren.

Dieſe Jagd ſchlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das ſich unter ihre Heerden miſcht. Dieß iſt das Alpaca, oder Paco, das ſich hauptſächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterſcheidet. Es begattet ſich nie mit der

Vicunna, und iſt daher von verſchiedener Art. Finden ſich dann einige dieſer kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, ſo ſetzen dieſe, da ſie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zuſammengebunden und den Kaufleuten ganz unverſehrt geliefert. Dieß iſt nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Dieſe äußerſt ſanfte, ſeidenartige, zarte Wolle iſt theils blaßroth, wie Roſenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu ſtärkeren Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Man vertheilt die Vigognen-Wolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine, iſt dick, ſeidenartig, wollreich und warm; 2) die Carmeline oder Baſtard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil ſie nur aus verwickelten Klumpen beſteht, daher auch nur zu ſchlechten Sachen, z. B. Hüten, verarbeitet wird. Die erſte liefert dagegen die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthlr. koſtet.

Den geſammten Werth aller Vigognen-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, ſetzen die neueſten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaſter; hier iſt indeß die dort ſelbſt benutzte Wolle eben ſo wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleiſch für das ſchmackhafteſte Wildpret; auch ſoll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß man nicht längſt mit Ueberlegung und Vorſicht im Großen verſucht hat, dieſe Thierart in Europa einheimiſch zu machen. Die Vorſchläge, welche deßhalb verſchiedentlich in Frankreich unter den letzten Königen geſchehen ſind, ſcheinen nicht mit hinreichender Rückſicht auf das Clima gemacht worden zu ſeyn. Die Pyrenäen wären vielleicht das Gebiet, worauf die Vicunna gedeihen würde, und wenn man ſie denn nicht, wie in Peru, bei den Jagden tödtete, ſondern ihnen nur die Wolle abſchöre, ſo gienge wahrſcheinlich ein trefflicher und wichtiger Handelszweig dadurch hervor.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beſchneieten Paramos periodiſch, ſo hat dies unſchuldige Thier einen noch mächtigern, natürlichen Feind; er iſt deſto gefährlicher, da ihn weder Felſen, noch Klüfte, noch Abgründe bei ſeinen Jagden aufzuhalten im Stande ſind. Den Cuntur oder Condor, dieſen Rieſen der Geier, ſagt v. Humbold, lockt die Raubſucht auf die zartwolligen Vicunnen in dieſe höchſte Region. Er ſchwebt hoch über alle jene Bergkoloſſen in einer dem Menſchen

ſelbſt kaum erträglichen Luft, und ſchießt aus dieſer Höhe auf ſeine Beute herab. Ulloa ſah, wie ein ſolches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schafen, welche an den Paramos weidete, in ſeinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch geſtiegen, ließ er es fallen, fing es wieder auf, und ſchleuderte es noch zweimal von ſich, bis man ihn dann damit aus dem Geſichte verlor.

Der Condor (Vultur Condor, caruncula verticali longitudine capitis) iſt fürchterlich ſtark, aber nicht übermäßig groß. Er hat 8 bis 11 Par. Fuß mit ausgeſpannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er iſt dabei gutmüthig und fällt nie Menſchen an. (v. Humbold.)

Ulloa behauptet, man zähme ſie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe iſt ſchwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleiſchiger, faſt knorpelartiger, braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderſchädel bedeckt.

Wir erwarten die bis jetzt fehlende Abbildung und genauere Beſchreibung dieſes ſtärkſten Vogels von Hrn. v. Humbold.

Der Condor tödtet ſelbſt junges Rindvieh, und die Indianer ſuchen dieſe ſchädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man ſchlachtet ein ſchlechtes Stück Vieh, und beſtreicht das Fleiſch mit Säften von Kräutern, die da ſtark betäuben. Damit der Vogel dieſen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleiſch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt ſodann über dieſes ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erſchlagen. Indeß iſt das Thier ſo ſtark, daß oft ein Menſch bei dieſem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geſchlagen wird.

Jetzt wenden wir uns zu dem wichtigſten Nutzen der Heimath dieſer amerikaniſchen Kameele, der Cordilleren der Andes; wir betrachten ſie als die Werkſtätten zur allgemeinen Bewäſſerung der ſüdlichen neuen Welt.

Sind dieſe Werkſtätten rieſenmäßig, ſo darf man auch mit Recht die größte Bewäſſerung hier erwarten. Das ungeheuerſte Kettengebirge der Cordilleren der Andes muß, ſeiner Natur nach, ungeheure Ströme erzeugen. Und wenn mithin auch dereinſt die Population von Süd-Amerika zunimmt, wenn daher Lagunen ausgetrocknet, Seen abgeleitet, Wälder ausgehauen und ihr Boden urbar gemacht würde, ſo mag dieß zwar die Maſſe der heutigen Feuchtigkeiten mindern und dem Menſchen ein günſtigeres Clima zubereiten; allein ſo lange jenes koloſſaliſche Gebirge koloſſaliſch bleibt, müſſen ſich hier die größten Flüſſe der Erde erzeugen. Der mächtigſte Strom der ganzen Erde eröffnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranjon oder Amazonen-Fluß wird zwar aus mehreren Quellen gebildet; allein der Theil des hohen Gebirges

um den See Lauricocha (unter 10° 14′), welcher uns bereits durch ſeine Silberhaltigkeit als höchſt wichtig bekannt worden war, hat ſicher hieran ſehr großen Antheil. So wie aber bei der Donau das kleine Becken in dem Hofe des fürſtlichen Schloſſes zu Donaueſchingen zwar einige Quellen enthält, woraus die Gewäſſer der Donau vermehrt werden, die bedeutenden wahren Quellen aber eigentlich in den großen umherliegenden Höhen des Schwarzwaldes zu ſuchen ſind, ſo iſt auch die hohe Lage des Sees Lauricocha und die große Höhe der ganzen dortigen Alpen-Gegend, als Umgebung dieſes Sees, der Hauptſitz der Quellen des Maranon.

Dieſe Quellen des Maranon haben aber, vielleicht zufällig, ſchon in ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees verſchiedene Pyramiden von Stein, jede einige Ellen weit von der andern entfernt. Man hält ſie für die Ruinen einer Brücke, die die Ynkas dort erbaueten. Es finden ſich nämlich in einer kleinen Entfernung Ueberbleibſel der Ynka-Heerſtraße (Chaussée), welche allerdings unſere Bemerkung verdienen.

Das große und hohe Schnee-Gebiet von Lauricocha iſt aber eine ſo reiche Mutter bedeutender Flüſſe, daß es hier einer genauern Anzeige werth iſt. Denn die Gewäſſer, welche daraus als Quellen des Maranon angegeben werden, ſtehen denen weit nach, welche ſich ebenfalls hier für den Hual- und Guallaga und den Uka Yale bilden. Etwas ſüdlicher als der See Lauricocha iſt nämlich auf eben dieſen Höhen der See Chiquiacoba oder Chincacocha gelegen, und aus dieſem entſpringt (nach den Berichten des P. Sobreviela von 1790) unter 10° 57′ ſüdl. Breite der Hnallaga. Er führt anfänglich den Namen Hu(Gu)anaco, fließt zuerſt gegen Norden, nimmt viele kleinere Flüſſe, die gleichfalls alle innerhalb dieſes Gebiets entſpringen, in ſich auf, wird aber wegen der vielen gefährlichen Stürzungen nur erſt (unter 9° 22′) da, wo ſich der Monzon in ihn einmündet, ſchiffbar. Von hier wird ſein Lauf ruhiger, obgleich ſehr viele Flüſſe in ihn treten; bei ſeiner öſtlichen Abweichung von den Cordilleren wächſt die Summe ſeiner Arme und bildet mehrere Inſeln. Bald darauf erhält er eine ſolche Größe, daß er zu Zeiten die fruchtbarſten Länder meilenweit überſchwemmt und ſich endlich mit einer Weite von einer halben Seemeile und 28 Faden Tiefe (unter 5° 4′) in den Maranon ergießt.

Noch viel bedeutender iſt aber der gleichfalls in den Ebenen von Bombon aus jenem See Chincacocha erzeugte Ukayale. Dieſer wird, den gültigſten Zeugniſſen zufolge, für den wahren Stamm des Maranon gehalten. Auch ward er bis 1687 Apo-Paru, das iſt Gran Paro, genannt, woher der Name Gran Para, den man nur erſt nachmals dem kleinern

Fluſſe Tungurua (ſo hieß der Maranon bis zu dem Jahre 1707, da der Pater Fritz ſeine Karte von dieſem Fluſſe gab), dem Amazonen-Fluſſe beilegte. Ferner ſind ſehr bedeutende Flüſſe, z. B. der Apurimac, der Paucartambo, die ſüdlichen Wurzeln des Ukayale, bereits ſchiffbar, ehe einmal der Maranon erzeugt iſt. Kurz, ohne noch mehrere Gründe hier anzuzeigen, gebührt dem Ukayale der Rang vor dem Maranon.

Der Ukayale heißt bei ſeinem Urſprunge aus dem erwähnten See, Tapa, oder auch der Fluß von Tarma, und läuft anfänglich bis gegen den 12ten Breitengrad ſüdlich und wendet ſich ſodann gegen Oſten, woſelbſt er den, 4 Grade ſüdlicher entſpringenden, großen Apurimac antrifft. Mit dieſem vereinigt gehen beide gegen Norden, und nehmen bald darauf (unter 11° 18′) den Perene auf, der quer durch die Stadt Tarma fließt und gleichfalls aus dem hohen Gebiete von Lauricocha entſprungen iſt, ſo wie auch den Xauxa (Chaucha), der ſich dann ebenfalls mit dem Ukayale vereinigt. Auf eben dieſen Höhen entſteht der Pachitea; er mündet ſich (etwa unter $8\frac{1}{2}$°) in den Ukayale ein, nachdem ſich 40 anſehnliche Flüſſe nur allein in dieſem Zwiſchenraume dem Hauptfluſſe zugeſellet haben. (P. Girbal.)

Nur erſt von jetzt an fließt dieſe vereinigte Waſſermaſſe unter dem neuen Namen Ukayale. In ihn ergießen ſich allein von Weſten her, denn die öſtlichen Gegenden ſind ſelbſt in unſern Zeiten wenig gekannt, über ſechs anſehnliche Ströme (der Manoa, Cuxhiabatay, iſt hievon beſonders merkwürdig), und ſo bildet er große vielfache Inſeln, und eilet in der Richtung von N. O. ſeinem Mitbuhler, dem Maranon, zu.

Ihre Vereinigung geſchieht unter 4° 45′ nahe bei der Stadt oder Ortſchaft der Omaguas. Selbſt Condamine geſteht, daß hier der Ukayale weit größer und weit mächtiger iſt, als der Maranon; daß daher die Gewäſſer des letztern bei ihrem Zuſammentreffen mit dem Ukayale von dieſem zurückgetrieben, zu einer andern Richtung gezwungen wurden, und daß es daher mit Recht unentſchieden bleibe, welcher von beiden der Hauptſtrom genannt werden dürfe.

Wir dürfen den Huallaga und den Ukayale aber nicht verlaſſen, ohne uns mit dem herrlichen Erdſtrich, welcher durch ihre Einfaſſung gebildet wird, bekannt zu machen. Dieß iſt die große Ebene, die unter dem Namen Pampa del Sacramento bekannt iſt. Es gibt, ſagt P. Sobreviela, in keinem Theile von Amerika einen Erdſtrich, der ſich bei der trefflichſten Lage ſo großer Fruchtbarkeit rühmen kann. In Weſten wird er vom Guallaga, in Norden vom Maranon, in Oſten vom Ukayale und in Süden von den beiden kleineren Flüſſen, dem Mayro (etwa gegen 9° Breite) und dem Puzuzu, begränzt. So liegt hier ein Gebiet von etwa fünftehalbtauſend

Quadratmeilen, faſt inſelförmig von den größten Strömen umgeben, die ihm den Handel mit dem Atlantiſchen Meere, alſo faſt mit der ganzen Erde, zuſichern, von andern nicht unbedeutenden Flüſſen reichlich bewäſſert, und in Verbindung mit den Hauptprovinzen der ſüdlichen neuen Welt.

Der herrlichen Lage des Landes entſprechen denn gleichfalls die Erzeugniſſe der Natur. Ein Zweig der Andes, der von Weſten nach Oſten von Peru aus quer durch das Land läuft, enthält das feinſte Gold; es wird häufig vom Regen körnerweiſe in die Thäler hinabgeſpült. Die Gewäſſer des Mayobambo führen große Perlen. Der Reichthum an Fiſchen iſt außerordentlich, und die großen Gränzflüſſe gewähren außer dieſen noch den Lamentin und treffliche große Schildkröten. Die Waldungen ſind reichlich mit dem ſchönſten Geflügel beſetzt, wovon viele Arten das Ohr eben ſo angenehm als das Auge überraſchen. Freilich finden ſich auch hier mehrere Arten furchtbarer Schlangen, und die Bewohner ſehen ſich oft genöthigt, den Tieger (Jaguar?) zu bekämpfen. Man fängt ihn vermittelſt eines Verſchlages von ſtarken hölzernen Palliſaden, vorne mit einer Fallthür verſehen; in ſeiner Mitte iſt eine zweite Abtheilung, in welche ein Hund geſetzt wird, der, da er ſich eingeſchloſſen fühlt, zu heulen anfängt. Hiedurch wird der Tieger gereizt, ſich dem Verſchlage zu nähern. Indem er den einzigen Zugang eröffnet, fängt er ſich in der Schlinge der Fallthür. Die Indier eilen ſodann herbei, ihn zu tödten.

Selbſt die Nächte dieſes merkwürdigen Landſtrichs ſind durch große leuchtende Inſecten erhellt (vielleicht durch Laternenträger, Fulgora Laternaria?).

Aber beſonders herrlich iſt hier die Fauna. Bäume vom höchſten Wuchſe, mit den wohlriechendſten Blumen und trefflichen Früchten bilden weite Waldungen. Aus ihnen tröpfeln heilende Gummi und trefflich riechende Harze vieler Art.

Die Einwohner der Pampas del Sacramento, die Sipibos, Setebos, Panos und Cocamas-Indier verſtehen es indeß nicht, dieſe reiche Natur zu benutzen. Wenn aber dereinſt der thätige Europäer ſich dort wird angeſiedelt haben, Ortſchaften und Häfen angelegt, das Ueberflüſſige des dichten Waldes hinweggeſchafft, die baumartigen Lianen, die durch das Einſenken ihrer wilden herabhängenden Zweige in die Erde ein dichtes Geſträuch zurückgelaſſen haben, die ſchädlichen Thierarten vermindert, den Ueberſchwemmungen der Flüſſe Dämme geſetzt, dann eröffnet ſich dem Handel und dem Spekulationsgeiſte ein erſtaunliches Feld.

Jedoch wir müſſen auf den Maranon ſelbſt bis zu dem Orte zurückgehen, woſelbſt er ſchiffbar wird.

Von dem Lauricocha an läuft der Strom mit mehreren

kleinen Krümmungen bis Tomependa, oder den unfern liegengen Jaen, auf 90 deutſche Meilen. In dieſer Gegend (5° 30′) vereinigen ſich mit ihm öſtlich der Chiuchipe, viermal ſo groß wie die Seine bei Paris, ſüdlich aber der Chachapoyas, und von dort nähert ſich der Zug des großen Fluſſes, wiewohl nur mählig, dem Aequator.

Seine Heftigkeit und die vielen Felſen laſſen ihn, ungeachtet er bereits ſo viele Flüſſe aufgenommen hat, noch ſtets unſchiffbar bis zur Einmündung des Chuchunga, oder vielmehr des Imaza (6° 50′). Von hier bis nach Borja wird die Verſchiffung noch durch 13 enge Päſſe erſchwert, die in der alten Landesſprache Punchu, daher Pongo, d. i. Thor, genannt werden. Der wichtigſte und beſchwerlichſte, der dem Reiſenden weiterhin bevorſteht, iſt der berühmte Paß oder Pongo von Manſeriche. Das Flußbette iſt, wie bei den übrigen Pongos, verengt, aber dabei von hohen Felſenwänden eingezwängt, und durch hervorſtehenden ſteinigten Grund werden gefährliche Stürzungen und Strudel erzeugt. Der Strom hat ſich einen Durchbruch, einen Weg von 2 Meilen (lieues), vielleicht gewaltſam, durch die Cordilleren eröffnet. Ihre Felſen ſtehen wie hohes Gemäuer lotbrecht zu den Seiten des Ganges empor, in welchem der Marañon, der zuvor 250 Klafter weit iſt, bis auf 25 zuſammen gedrängt, gewaltſam hindurch rauſcht, und den Weg von St. Jago bis Borja, von faſt 3 Meilen, in einigen 50 Minuten zurücklegt.

So mächtig wirkt hier die Gewalt des Waſſers, daß man große Seitenhöhlen, weiten Hallen, Sälen und Kammern gleich, darin ausgeſchliffen erblickt.

Die erſten Reiſenden, die die Kühnheit beſaßen, dieſen furchtbaren Paß vor etwa 170 Jahren zu überwältigen, waren einige ſpaniſche Soldaten; zwei Miſſionäre folgten ihnen bald nach, und ſtifteten 1639 die Miſſion unter den Maynas-Indiern.

Condamine iſt es, deſſen Unerſchrockenheit und Sachkunde wir eine genauere Kenntniß des bewundernswürdigen Weges und ſeiner Schiffahrt verdanken.

Feſt gezimmerte Böte wären ſchwerlich vermögend, der Gewalt des Waſſers und den Stößen gegen die Felſen Widerſtand zu leiſten. Man bauet daher hiezu eigene Flößen von dem dazu benutzten Holze, Balſas genannt. Von dieſem leicht nachgebenden zähen Holze, von hellgelber Farbe, die Spanier nennen es Cannaveja, werden 15 zwölf Ellen lange Balken ſo zuſammen vereinigt, daß ſie eine Flöße von einer etwas geringeren Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt ſie nicht breiter. Die Zuſammenfügung geſchieht weder durch Nägel, noch durch Klammern. Jene ſehr nachgiebige, elaſtiſche, aber zähe Liane, Bindweide, Bejuco genannt (zuſammen

geflochten dient ſie, wie ſchon zuvor angemerkt iſt, auch zu den hangenden Brücken), bindet die Balken der Flöße ſo trefflich, daß das ſchwächliche Fahrzeug durch ſeine Federkraft ſelbſt den härteſten Stößen gegen die Felſen Trotz bietet.

Man bedeckt die Balſa mit einem leichten, aber regendichten Rohrdache, und richtet an den vier Enden und ſonſt hin und wieder, wo die Verbindung es ſchicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; ſie dienen den Reiſenden als Rettung, wenn etwa die Balſa unter Waſſer kommt; doch tritt ſie in ſolchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über daſſelbe hervor. Die größeſte Gefahr beſteht aber darin, daß man in einen Strudel, außerhalb des Stromganges, gerathen kann. Ein Miſſionär, dem dieß widerfuhr, blieb zwei Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die ſtarke Anſchwellung des Stroms ihn nicht wieder in das Fahrwaſſer geriſſen, ſo kam er vor Hunger um.

Auf einem ſolchen Fahrzeuge beſtand Condamine beim Durchgange durch den Pongo eine andere ſonderbare Art von Abenteuer. Der Fluß, deſſen Gewäſſer gegen den Pongo hin abnehmen, war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger worden; Condamine befand ſich, außer einem einzigen Neger, in der Nacht allein auf der Balſa, denn die indianiſchen Fährleute hatten ihn am Abend verlaſſen. Eine ſtarke Baumwurzel ſtand über das niedrige Fahrwaſſer hervor, drang zwiſchen die Balken der Flöße und hob ſie hoch empor. Nur durch ſchnelles Losmachen von dem Baume erhielt der ſeltene Mann ſich und ſeine Papiere, unſchätzbare Arbeiten ganzer acht Jahre!

Reichlich ward aber dem kühnen Forſcher ſeine gefahrvolle Reiſe gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Borja (der nächſte Ort jenſeits des Pongo) kam,“ ſagt er, „befand ich mich in einer neuen Welt. Ich war von allem Umgange mit Menſchen entfernt, auf einem Meere von ſüßem Waſſer, mitten in einem Labyrinth von Seen, Flüſſen und Kanälen, die in allen Richtungen eine nur allein durch ſie zugängliche unermeßliche Waldung durchſtrömen. Hier fand ich lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Menſchen. Meine Augen, ſeit ſieben Jahren gewohnt, Gebirge, die ſich in den Wolken verlieren, zu ſehen, wurden nicht müde, den ganzen Umkreis des Horizonts frei zu durchlaufen, ohne ein weiteres Hinderniß als die Hügel des Pongo. Auf die vielartigen Gegenſtände, die den angebaueten Feldern um Quito ein ſo mannigfaltiges Anſehen geben, folgte hier plötzlich die einförmigſte Ausſicht! Waſſer und Grünes, und nur Grünes und Waſſer! Man tritt auf das Erdreich, ohne es zu ſehen, ſo dicht iſt es mit Kräutern, Pflanzen und Geſträuch bedeckt. Jenſeits Borja und 4 bis 500 Meilen (lieues) ſtromabwärts iſt ein gewöhnlicher Kieſel ſo rar, als ſonſt ein Dia-

mant. Die hieſigen Wilden haben daher nicht einen Begriff von einem Stein. Kommen ſie einmal auf die andere Seite des Pongo, ſo erſtaunen ſie beim erſten Anblick von Steinen, belaſten ſich damit als mit der koſtbarſten Waare, die ſie aber beim weitern Fortgehen bald wieder von ſich werfen."

Gegen Norden des hier beſchriebenen Theils des Maranon nehmen die Wohnſitze der Maynas-Indier, und daher die Miſſionen der Spanier zur Bekehrung derſelben ihren Anfang. In Norden wird dies große Gebiet durch den Putumajo, die Portugieſen nennen ihn, weiter gegen ſeine Einmündung in den Maranon, den Yſſa, begränzt; doch gehet die Miſſion der Maynas in Oſten ſo weit über dieſen Fluß hinaus, daß ſelbſt Veigl nicht im Stande iſt, die weſtlichen Gränzen anzugeben.

Der größte Theil dieſer erſtaunlichen Landesſtrecke iſt noch ein dichter, kaum von der Sonne durchdrungener Wald. Umſonſt ſucht man dort ein offenes Feld, eine in Wieſen und Aecker abgetheilte, durch Hügel und Thäler variirte Gegend. (Veigl.)

Nur die vielen Flüſſe haben einzelne Striche für den Himmel eröffnet, und die hier lebenden Indier ſind an dem Geſtade der Flüſſe einzeln angeſiedelt.

Hier herrſcht ein immerwährender Sommer; allein das Anſchwellen der vielen bedeutenden Flüſſe, welche von den Cordilleren der Andes herabſtrömen, ſetzt den größten Theil des Landes unter Waſſer. Dieſe Zeit hebt mit dem Januar an und dauert bis zum Junius. Man nennt ſie, jedoch mit Unrecht, den Sommer. Dann ſieht man faſt nichts als eine große Waſſerfläche, aus welcher die hohen Waldungen hervorragen. Sind die Gewäſſer verlaufen, oder wie es dort heißt, tritt der Winter ein, ſo zeigen ſich von neuem die alten Ufer des Maranon, ſeine vielen Inſeln und mit hohem Rohre überwachſenen Sandbänke.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Gegend, obgleich häufigen Gewittern ausgeſetzt, dennoch nur äußerſt ſelten gefährliche Folgen davon empfindet. Die hohe Waldung dient wohl als Wetterableiter; noch mehr aber fällt es auf, daß man hier den Hagel kaum kennt. Als in einem Zeitraume von 12 Jahren ein einziges Mal ein kleiner Hagel fiel, erſtaunten die älteſten Indier, als über eine völlig unbekannte Sache. (Veigl.)

Ein kalter, trockener Oſtwind, der ſelbſt in dieſer heißen Weltgegend den Menſchen Froſt und Zittern erregt, ſcheidet die naſſe Jahreszeit von der trockenen; er bringt im Junius den mit Unrecht ſogenannten Winter. Dann ſinken Seen und Flüſſe beträchtlich; der Oſtwind treibt aber zugleich große Schaaren anſehnlicher Fiſche, dort Michano genannt, gegen den Maranon und ſeine Seitenzweige ſo mächtig an, daß das Waſſer dadurch Wellen ſchlägt. Sie haben das Anſehen und

die Größe unſerer größten Aeſche (Thymallus L.). Die Krokodille warten dieſer unermeßlichen Beute mit offenem Rachen. Die Indier kommen alsdann in vielen kleinen und großen Fahrzeugen, bewaffnet mit einfachen Stangen und Keulen, um unter dieſen eßbaren Fiſchen große Niederlagen anzurichten. Zuſammengeſetzter iſt die Art, wie ſie größere Fiſche dieſer Ströme erlegen. Dieß geſchieht, wie bei dem Lamentin (Manati) *), mit dem Wurfpfeile, dem ſie vermittelſt eines eigenen ſchmalen Brettes, Eſtolica genannt, eine ſehr genaue Richtung und große Kraft zu geben wiſſen.

Auf eben dieſe Art machen ſie Jagd auf die ſo vorzügliche Charapa (Tſcharapa), eine Süßwaſſer-Schildkröte, die bis zu dem Gewicht eines Centners anwächst. Das Fleiſch kommt dem Rindfleiſche, und das an der Bruſt dem Kalbfleiſche gleich; die halberwachſenen ſind hingegen ſo zart wie Kapaunen.

Dieſes Thier gewährt den Indiern ein treffliches und vielartiges Nahrungsmittel. Die Anzahl der Charapen iſt auf den Sandbänken, zur Zeit, da ſie dort ihre Eier verſcharren, ſo groß, daß oftmals ſechs Menſchen 4 bis 500 Schildkröten fangen; ſie halten ſich nämlich beim Mondenlicht ſo lange im Hinterhalt verborgen, bis die Thiere völlig auf dem Geſtade ſind, und legen ſie alsdann, eben wie dieß bei den großen Meerſchildkröten geſchieht, nur auf den Rücken, holen ſie darauf in Böten zu ihren Ortſchaften, und erhalten ſie, in eigenen umzäumten Weihern oder Teichen, zum weitern Gebrauch ſehr lange lebendig.

Jede einzelne Schildkröte legt aber gegen 100 Eier, und es iſt unmöglich, die vielen Sandbänke, welche ihnen zum Brüten dienen, alle zu beſuchen. Daher bleibt dennoch eine ſehr große Anzahl ungeſtört. Indeß ſucht man gleichfalls die unter dem Sande verſcharrten Eierhaufen auf, theils um die Eier, welche der Größe und Weiße nach den Hühnereiern gleichkommen, zu verzehren, theils aus ihnen ein ſchätzbares Oel zu bereiten. Zu dieſem Endzweck ſchüttet man nur die Dotter in eigene Gefäße, und ſetzt ſie der Sonnenhitze aus. Hiedurch entwickelt ſich daraus ein goldfarbenes Oel, welches ſodann mit Muſcheln abgeſchöpft und durch's Kochen von Unreinigkeiten geſäubert, ſowohl an Speiſen als zur Erleuchtung ſehr vorzüglich iſt.

Einen neuen Nahrungszweig bieten einen Monat nach dem Eierlegen die jungen, kurz zuvor ausgeſchloſſenen Schildkröten dar. Die jungen Thiere bleiben ſelbſt, nachdem ſie bereits die Schaale zerbrochen haben, noch einige Zeit in dieſer ihrer alten Behauſung. Hier leben ſie von dem Ueberreſte der Flüſſigkeiten des Eies. In dieſem Zuſtande werden ſie beſonders von den Kindern aufgeſpürt, und dieſe halbgebornen Schildkrötchen,

*) M. ſ. oben S. 26 von der Jagd des Manati.

etwa ſo groß als ein Apfel, verſpeiſet man nebſt der Schaale auf Kohlen geſetzt, als einen beſondern Leckerbiſſen. Merkwürdig iſt der Inſtinkt des jungen Thiers: ſobald es die Schaale zum erſten Male wirklich verläßt, wendet es ſich ſofort zu dem Waſſer; man kehre es dann noch ſo oft nach einer andern Richtung, es wendet ſich ſtets von neuem zu ſeiner künftigen, bis dahin ihm gänzlich unbekannten Heimath hin. Vielleicht gab die Natur ihm neben jenem Inſtinkt Sinnwerkzeuge, das Waſſer zu riechen.

Eine Art Fiſcherei iſt ſo bedeutend, daß ſie von den hieſigen Indianern gleichſam in ein Volksfeſt verwandelt wird; dieß iſt die Fiſcherei durch Betäubung. Die hiezu brauchbare Pflanze iſt eine Art der Königskerze (Verbascum, Jacquinia armillaris), oder Barbasco. Will man einen ganzen See hierdurch ausfiſchen, dann werden mehrere Centner der Barbasko-Wurzel zuſammengebracht, in Büſcheln gebunden und hinreichend zerquetſcht. Der ganze Dorfſchaft, Männer, Weiber und Kinder lagert ſich hierauf um den See. Die erſtern ſchleppen eine große Anzahl Canoes aus dem Walde zum Waſſer, die übrigen bringen Brennholz und zünden Feuer an, kurz, ein jeder iſt in der froheſten Erwartung einer reichen Nahrungsernte. Bald darauf vertheilen ſich die Canoes (oder Böte) reihenweiſe über den See, jedes führt einige Büſcheln der zerſtampften Barbasko-Wurzel, hält ſie unter das Waſſer, um es mit der darin ſich auflöſenden betäubenden Subſtanz zu ſchwängern. So fahren ſie ſtrichweiſe dicht neben einander auf und ab, um ſo viele Theile des Sees damit anzuſtecken, als es nur möglich iſt.

In kurzem erſcheinen zuerſt die kleineren Fiſche, durch den widrigen Geruch geweckt, ſpringen in die Höhe und ſchwimmen ſodann wie betäubt oben auf. Sie werden leicht gefangen und den Weibern übergeben, die ſie theils ſogleich durch's Feuer zur Mahlzeit bereiten, theils ſie aufbewahren. Endlich fühlen auch die großen Fiſche, z. B. der Sungaro, die Gamitana, der Paco u. a., durch die ſtärkere tiefere Miſchung des betäubenden Wurzelſafts die ſchädliche Wirkung. Dieſe werden geſchoſſen, ans Ufer geſchleppt und größtentheils eingeſalzen. Der übrige Tag beſchließt ſich mit Frohlocken und Schmauſen, während daß die Krokodille die vielen geringeren Fiſche, womit jetzt die Waſſerfläche bedeckt iſt, zur Beute machen.

Stellt man dieſe Fiſcherei in den kleineren Flüſſen an, dann verſperrt man, um den Fiſchen den Abzug zu erſchweren, ſo viel möglich einen Theil des Stroms durch geflochtene Hürden, und vergiftet die Oberfläche mit jener Wurzel gleichfalls durch's Eintauchen.

Das große Gebiet der Maynas hat begreiflich in dieſer

ſeiner Lage auch die übrigen Naturprodukte der benachbarten reichbegabten Länder mit ihnen gemein.

Nur einige Merkwürdigkeiten, zum Theil vielleicht Eigenheiten darunter, verdienen eine beſondere Bemerkung.

Unter den vierfüßigen Raubthieren finden ſich mehrere, ſchon zuvor angezeigte Tiegerarten (große Katzenarten). Der größten von ihnen ſoll dort die Natur einen beſondern Feind zur Seite geſetzt haben. Eine Fliege, ſagt Veigl, vielleicht eine Bremſe (Oestrus), legt dem Tieger mit dem Stich (dem Legeſtachel?) ein Ei in die Haut, woraus nach einigen Tagen ein Wurm entſteht, der in kurzem zur Größe eines Mandelkerns anwächst, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinſten Stacheln überzogen iſt. Die mindeſte Bewegung erregt dem Tieger die wüthendſten Schmerzen, bringt dadurch Schlafloſigkeit, Enthaltung vom Freſſen hervor, und richtet ihn hin. Zuweilen hat ein Menſch das Unglück, von dieſer Fliege angebohrt zu werden, und dann ſteht ſelbſt ſein Leben in Gefahr. Vielleicht iſt dies die mir unbekannte Fliege, deren Pallas irgendwo gedenkt, die ſich in Peru finden ſoll, und auf ähnliche Weiſe dem Menſchen tödtlich iſt. Sicherer ſcheint es zu ſeyn, daß der Wurm, den Condamine in Cayenne als eine Seltenheit unter dem Namen Macake kennen lernte, von dem man ähnliche, gleich fürchterliche Folgen erzählte, eben dieſe Fliegen- oder Bremſen-Larve iſt.

Wir übergehen hier die vielen Affenarten, die Armadillen, Ameiſenfreſſer, die Papageien, Toucane u. dgl., die begreiflich dieſen Ländern mit den nahegelegenen gemein ſind.

Die großen Ströme und Sümpfe ſind aber hier dem Anta, oder Tapir, ſo wie dem Waſſerſchwein, Capibara (Cavia Capibara) beſonders angemeſſen. Beide in dem Naturſyſtem iſolirt ſtehenden Thiere ſind auf dieſem ſo häufig überſchwemmten Boden ſehr zahlreich. Der Tapir (Hydrochoerus Tapir), eine der größten Thierarten der wärmern neuen Welt, hatte Anlaß gegeben, ihn wegen ſeiner überhangenden, rüſſelähnlichen Oberlefze für ein unſerm Elephanten ähnliches Thier anzuſehen. Aber wie dürftig ſteht er neben jenem! Etwa von der Größe einer Kuh, kommt er dem Kopf und den Beinen nach dem Schweine nahe, da er hingegen, zufolge ſeiner Lebensart, dem Flußpferde (Hippopotamus) der alten Welt ähnlich wird. Denn er lebt, wie jenes, nicht nur an den Gewäſſern, ernährt ſich auch hauptſächlich von Vegetabilien, z. B. beſonders von Rohrarten, ſondern er ſteigt auch ſelbſt bis auf den Boden der größten Flüſſe hinab, um dort zu weiden, aber auch auf Fiſche Jagd zu machen. Uebrigens iſt dies ſonſt gutartige Thier ſonderbar gebildet; es hat in beiden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne, und an den Vorderfüßen 4, an den hintern 3 ſtumpfe Klauen. Das

Fleiſch des Tapirs iſt ſehr eßbar, und das Thier wird auch von den Völkern in Gujana deßhalb gepflegt, indeſſen genieſſen es die Maynas nie; daher nimmt dieſe Thierart, ſie heißt dort Saccha-vaccha, Waldkuh, bei ihnen ſo ſehr überhand, daß die Feldfrüchte dadurch beträchtlichen Schaden leiden.

Das kleinere Thier, das ſogenannte Waſſerſchwein, der Capibara, etwa 2½ Fuß lang, wenn gleich mit den Cavien, oder vielmehr Scavien (eine auf das warme Amerika beſchränkte Thiergattung) in Rückſicht ſeiner Vorderzähne, wie auch der Form des Ganzen nach, verwandt, ſcheint doch eine eigene Thiergattung auszumachen. Es hat Schwimmfüße, lebt viel im Waſſer, fängt und frißt auch außer den Vegetabilien Fiſche und Fleiſch, und ſeiner Geſtalt und Stimme nach iſt es dem Schweine ähnlich. Man ſieht es um die großen Flüſſe dieſer Gegend ſchaarenweiſe von mehreren Rohrarten leben; allein es wird wegen ſeines übelriechenden, ungeſunden Fleiſches nicht gejagt.

Ein Quadruped bei den Maynas ſcheint mir die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher zu verdienen, da es ſelbſt für den Wirabocerra (Moschus americanus L.) faſt zu klein zu ſeyn ſcheint. Veigl nennt es Puntſchana, und behauptet, es habe eine ſchöne hirſchartige Geſtalt. „Seine ganze Bildung," ſagt er, „iſt wie die eines Dammhirſchleins, jedoch nicht länger als ein Spann, licht aſchgrau und am Bauche weiß. Der hochgetragene Hals, der Kopf, die dünnen Läufe, der kleine Haarbüſchel ſtatt des Schwanzes und die große Behendigkeit im Laufen ſind völlig wie beim Hirſch."

So häufig kommt dies ſchöne Thierchen hieſelbſt vor, daß die Verwüſtungen, welche es unter den Ynkaäckern anrichtet, die Einwohner nöthigen, ihm auf alle Weiſe nachzuſtellen; allein wegen ſeiner großen Schnelligkeit fällt ihre Jagd nur ſelten glücklich aus.

Gleichfalls wäre es wünſchenswerth, von der wirklichen Hirſchart beſſer unterrichtet zu ſeyn, welche Veigl dort den Dammhirſch nennt; er iſt von glänzendbrauner Farbe mit weißen Flecken; vielleicht iſt es der Bajcu von Gujana (Cervus Mexicanus L.).

Unter den Raubvögeln nennt man dort ein außerordentlich großes Thier, Buytre. Jener Miſſionär ſah ſelbſt auf ſeiner Reiſe durch unbevölkerte Gegenden einen dieſer mächtigen Vögel; er ließ ſich auf einen hohen Baum nieder, auf welchen ein Indianer zum Ausſpähen des unbekannten Landes geſtiegen war. Er hatte die Größe des Menſchen ſelbſt, und dieſer eilte voll Schrecken den Baum herab. Vielleicht hatte ſich ein Condor bis hieher verflogen; vielleicht war es der Uru Laurana der Braſilier (Falco Harpyia). Wenn aber Veigl großer Raubvögel gedenkt, die außer den gewöhnlichen Waffen

an den Kanten der Flügel noch mit großen krummen Sporen ausgerüſtet ſind, ſo könnte er, im Fall es nicht eine eigene unbekannte Art iſt, das Spornhuhn (Parra Chavaria L. Jacana der Braſilier) wohl hier verwechſelt haben. Denn dieſes kühne, ſtarke Thier greift ſelbſt Raubvögel an, und vertheidigt ſich eben durch jene krumme Klauen des erſten Flügelgelenks, ſelbſt gegen Menſchen. Sonſt iſt es ein treues Hausthier, das das zahme Geflügel gegen die Geier in Schutz nimmt, und wird höchſt wahrſcheinlich ebenfalls die ſtromreichen Länder der Maynas als Waſſerhuhn, ſo wie die Gegenden um den Iſthmus und Carthagena bewohnen. Das Waſſergeflügel findet ſich in dieſer Gegend alsdann in unglaublicher Menge, wenn die Flüſſe gefallen ſind, und die Ufer und Sandbänke wieder hervortreten. Unter den vielen Arten von Strandläufern, Kranichen, Tauchern, Waſſerhühnern und Enten iſt beſonders die an Individuen zahlreiche, große Ente, die königliche Gans genannt (Pato real), die Guanena, merkwürdig.

Frezier bezeichnet ſie als mit einem rothen Kamm am Schnabel geziert; ſie trägt den langen Hals aufrecht, die Farbe iſt ein Gemiſch von weiß, bräunlich und ſchwarz. Dieſe Thiere, deren Fleiſch ſehr geſucht wird, gehen ſchaarenweiſe auf den Sandbänken ihrer Nahrung nach, haben aber die Klugheit, Einzelne ihrer Art auf Schildwache zu ſtellen, die bei Annäherung der Jäger oder irgend einer andern Gefahr dem ganzen Haufen ein Zeichen geben, worauf ſie dann auf das ſchnellſte davon fliegen.

Die unterirdiſchen Schätze dieſer fruchtbaren Gegend ſind nur gering. Mit den Cordilleren ſcheint alles Metall, ja faſt alles Geſtein aufzuhören. Nur eins der dem Menſchen nützlichſten Foſſilien ließ die Vorſicht dieſen waldigten Ebenen. Dieß iſt das Salz. Zwiſchen dem Maranon und der Weſtſeite des St. Jago-Fluſſes findet ſich Steinſalz; allein die größten Salzminen ſind an der Südſeite des Maranon, unfern des Paranapura, der ſich in den Huallaga ergießt; ſie gehören mithin nicht eigentlich zu der Provinz der Maynas, ob ſie gleich von Veigl noch dazu gerechnet werden.

Jetzt würden die Originalbewohner dieſer Länder folgen, allein es ſcheint zweckmäßiger, die indianiſchen Nationen, hauptſächlich dieſer ſpaniſchen Beſitzungen und Miſſionen die von Peru ausgehen, im Ganzen zuſammen zu faſſen, beſonders da ihre vielen Stämme ſo vereinzelt und durch einander geworfen leben.

Wir verfolgen daher von neuem den Maranon bis zu ſeiner Mündung in das Atlantiſche Meer.

Nachdem er jenſeits Borja von Norden aus den anſehnlichen Paſtaza (er entſpringt aus mehreren Quellen in den

hohen Cordilleren der Andes gegen Quito hin), ſo wie von Süden aus den zuvor beſchriebenen großen Huallaga, und weiter gegen Oſten bis St. Regis, den Chambira oder Tieger aufgenommen, vereinigt er ſich endlich mit dem ihn ſelbſt an Stärke übertreffenden Ukayale.

Bei der Vereinigung zweier ſo mächtigen Ströme ſcheint dann die Frage der erſten Europäer, da ſie den Maranon erblickten, woraus nach Einigen dieſer Name herzuleiten ſteht: Mare annon? nicht zu verwundern. Er mag nach dem Zuſammenfluß mit dem Ukayale mit Recht ein fließendes Meer heißen.

Beide Ströme bilden viele und beträchtliche Inſeln, und bei der Miſſion St. Joachim de Omaguas beträgt die Breite des Fluſſes auf 900 Toiſen. Mit dieſer fließt er nun ſo fort, und nimmt außer mehreren kleinen Flüſſen den großen Napo auf, deſſen Quellen unweit des Cotopaxi entſpringen; er erhält aber ſchon durch den Coca beträchtlichen Zuwachs.

Gegen 12 Meilen (lieues) weiter öſtlich unter der Mündung des Napo gelangt man zu der Miſſion der Pevas; ſie iſt die letzte der ſpaniſchen; 6 bis 7 Tagereiſen von dort fangen die Miſſionen der Portugieſen an.

Der Unterſchied zwiſchen den ſpaniſchen und portugieſiſchen Miſſionen iſt auffallend. Jene, durch das mächtige wilde Gebirge von ihrem Hauptſitze Peru und Quito gleichſam abgeſchnitten, können ſich, da ſie mit den Portugieſen in keiner Verbindung ſtehen, nur mit vieler Mühe ſelbſt die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens anſchaffen. Die Portugieſen hingegen gehen in großen, mit Tauen, Segeln und Verdecken verſehenen, zweimaſtigen Fahrzeugen den Rieſenſtrom von ſeiner Mündung an bequem hinauf. Fünfhundert Meilen (lieues) von allen mit Europäern bewohnten Ländern entfernt, fand daher Condamine in der portugieſiſchen Miſſion von St. Paul faſt alle Bequemlichkeiten, und eine Aufnahme als mitten in Europa.

Eben ſo bedeutend war ihm dann auch der Unterſchied in allem Uebrigen. Statt der dürftigen Hütten und Kirchen von Rohr, die man bis jetzt ſtromabwärts gefunden hatte, ſah man ſteinerne Gebäude, Capellen und größere Gotteshäuſer mit geweißten Wänden und mit Ziegeln gedeckt. Alle Indianerinnen waren von jetzt an mit europäiſchem Geräthe, z. B. Meſſern, Scheeren, Kämmen, Spiegeln u. dergl. verſehen, trugen auch Hemden von unſerer Leinwand. Dieß alles erhandelten ſie gegen Cacao, den ſie nach Para, gegen die Mündung des Maranon hinführen.

Von der Miſſion St. Paul an strömen nun von neuem ſehr bedeutende Flüſſe in den Maranon. Südlich zeigen ſich hier der Yutay, der Yuruca, der Tefe, der Panaguar, der Cayam, der Coari u. a. Und ſelbſt dieſe, wenn gleich von

minderer Bedeutung, wären für Europa große Ströme, denn Condamine fand z. B. die Mündung des Yutay, der unter ihnen nicht der größte iſt, dennoch 362 Toiſen (2172 Fuß) groß. Sie ſteigen alle aus den Gebirgen herab, die öſtlich von Lima, und von Cuſco nördlich laufen; indeß ſind ihre Quellen ſchwerlich bis jetzt genau bekannt. Alle ſind mehrere Monate hindurch ſchiffbar. So gehen die Indianer auf dem Coari ſelbſt bis zu den ſpaniſchen Beſitzungen, die wegen des Reichthums an dem dort wild umherſtreifenden Hornvieh berühmt ſind.

Von Norden vermehret dann der große Putomajo, weiter gegen ſeine Mündung hin Yſſa genannt, den Maranon. Er kommt weit aus den Peru ſcheidenden Andes, und nimmt 30 Flüſſe ein. Hierauf folgt der noch bedeutendere Yupura, auch Caqueta genannt, mit ſeiner nilförmigen Mündung. Denn dieſe Mündung wird von mehr als 7 kleineren Flüſſen gebildet, die ſo weit aus einander liegen, daß der Zwiſchenraum zwiſchen den beiden äußerſten auf 100 Meilen (lieues) beträgt; daher geben auch die Indier einem jeden derſelben einen eigenen Namen.

Es ſoll in dieſer Gegend das berühmte goldene Dorf des Texeira ehemals vorhanden geweſen ſeyn. Der Portugieſe Texeira hatte nämlich 1637, bei der unglücklichen Vereinigung von Spanien und Portugal, auf Befehl des Hofes eine Reiſe von Para aus auf dem Maranon nach Peru unternommen. Hiezu waren 47 große und kleine Canoes ausgerüſtet, und er ging damit den Maranon ſo weit hinauf, als er nur fahrbar war. Von dort aus machte er ſelbſt die Reiſe zu Lande nach Quito. Auf dieſer Unterſuchungs-Reiſe tauſchte er in einer Dorfſchaft, in der Gegend des Yupura-Fluſſes, einiges goldene Geräthe ein, wovon das Gold in Quito von 23 Karat gefunden ward.

Bei ſeiner Rückkehr, am 26. Auguſt 1639, ſetzte er dort eine Gränzſäule, wodurch er zugleich bis dahin von Para an gerechnet von allen Ländern für Portugal Beſitz nahm. Das eigentliche Vaterland dieſes Goldes gaben indeſſen die Indianer als viel nördlicher, im Lande höher gegen die Quellen des Yupura liegend an. Es komme von den Manaos, und aus dieſem Lande Manoa hat man nachmals das fabelhafte El Dorado, die goldene Stadt des Raleigh, welche im Innern von Gujana gelegen ſeyn ſollte, gemacht.

In eben dieſer Gegend, nämlich zwiſchen den Mündungen des Yupura (zwiſchen der 5ten und 6ten) liegt die indianiſche Dorfſchaft Coari. Sie iſt deßhalb merkwürdig, weil Condamine hier den Indianer ſprach, der ihm Nachrichten über die (fabelhaften?) Amazonen mittheilte. Da unſer große Strom auch davon ſeinen Namen führen ſoll, ſo iſt's vielleicht nicht

unrecht, über dieſe Völker etwas beizubringen, obgleich die übrigen der hieſigen Original-Nationen, von deren Exiſtenz wir gewiß ſind, nur erſtlich nachmals vorkommen werden. Die Sage von einer Geſellſchaft von Weibern, welche ohne Männer einen Staat für ſich bilden, geht bekanntlich bis auf die Zeiten des hohen Alterthums hinauf. Neuerlich kam ſie, beſonders aus dem Innern von Afrika und Süd-Amerika, wieder in Gang. Vormals ſchrieb man dieſen heroiſchen Weibern noch manche Eigenſchaften zu, z. B. das Abnehmen der linken Bruſt, um den Bogen beſſer ſpannen zu können. Hievon ſagten indeß die Erzählungen über die Amazonen von Amerika nichts. Sie gaben ſie nur an als eine Geſellſchaft von Weibern, die ſich ein Geſetz gemacht hatten, keine Mannsperſon unter ſich zu leiden, die aber, um ihre Republik nicht untergehen zu laſſen, deßhalb jährlich aus einer benachbarten Völkerſchaft Männer einluden. Der Weg zu ihrem eigentlichen Wohnſitze ſollte vom Amazonen-Fluſſe aus durch den ſchwarzen Fluß (Rio negro) hoch ins Binnenland führen. Dennoch ſollten ſie auf ihren Streifzügen zu Zeiten über den Amazonen-Fluß ſetzen und nach Süden gehen. Auf dieſem Zuge wollte ſie nämlich der Großvater des Indianers, der gegen Condamine ihre Wirklichkeit behauptete, an der Mündung des ſüdlichen Fluſſes Cuchivara geſehen und ſelbſt geſprochen haben. Er habe ſich mit vier Amazonen unterhalten, deren Namen er nannte, und wovon die eine ihr Kind ſäugte. Der ſpaniſche Abenteurer Orellana, welcher 1538 unter Pizarro einen Raubzug in dieſe unbekannten Länder machte, brachte hauptſächlich dieſe Republik ſtreitbarer Weiber zuerſt wieder in Anregung. Er wollte ſogar gegen ſie gefochten haben; allein ſchon damals fand er keinen Glauben, wenn gleich ihm das ſpaniſche Gouvernement nach ſeiner Rückkunft von der Expedition den romanesken Titel gab: „General-Gouverneur des Fluſſes der Amazonen, zur Belohnung, daß er dieſe im Namen ſeiner katholiſchen Majeſtät unterjocht hat.“

Nur das minder verdächtige Zeugniß des Paters Acunja erneuerte das Andenken an dieſes Phänomen. Acunja fand nämlich an mehreren Orten, ſo weit er von Para aus den Strom hinauf fuhr, das einſtimmige Zeugniß für das Daſeyn der Amazonen; auch traf die Lage ihres eigentlichen Aufenthalts, dieſem Berichte nach, ziemlich überein.

Hiernach ſollten dieſe merkwürdigen Weiber der Völkerſchaft der Guacaer zunächſt wohnen; und dieſe waren die glücklichen Sterblichen, wovon die wohlgebildetſten Mannsperſonen jährlich einmal von den Amazonen zu dem heiligen Geſchäft der Ehe auf einige Tage eingeladen wurden. Die Amazonen, ſagt Acunja, empfingen ihre Gäſte, um auf alle

Fälle vor einem Ueberfall ſicher zu ſeyn, mit Bogen und Pfeil in der Hand. Kaum haben ſie ſie aber beſtimmt für die Ihrigen erkannt, ſo führen ſie ſie in ihre Canoes zu ihrer Dorfſchaft, nehmen alle vorzufindenden Hamacs (Hängebetten), hängen ſie in ihren Hütten auf, und eine jede bewirthet den ihr zugefallenen Bräutigam in ihrem Hamac. Nachdem ſie einige Tage in dieſer Ehe gelebt und die Gäſte auf das beſte bewirthet haben, kehren dieſe dann zurück zu ihrer Heimath. Die dadurch erzeugten Kinder weiblichen Geſchlechts werden als künftig zu der Geſellſchaft der Amazonen gehörig erzogen, und ſowohl in allen Arbeiten als auch in den Waffen geübt; die Knaben hingegen pflegen und warten ſie nur ein Jahr; alsdann kehren die temporairen Ehemänner aus dem Stamme der Guacaer zu ihrem vorjährigen Geſchäfte zurück, und nehmen nach vollendeten Arbeiten dieſe einjährigen männlichen Kinder mit in ihr Land.

Freilich fiel auf die Weiſe die von Andern den Amazonen zur Laſt gelegte unnatürliche Grauſamkeit hinweg, wonach ſie ſich nicht nur des Buſens beraubten, ſondern auch alle männlichen Kinder gleich nach der Geburt tödteten; allein die Sache ſelbſt ſcheint doch ſtets das Gepräge einer durch Zufall entſtandenen Erdichtung an ſich zu tragen. Auch wäre ſie ſchwerlich in neueren Zeiten wieder in Anregung gebracht, hätte nicht ein ſo außerordentlicher Forſcher, dem es wirklich um Wahrheit und gründliche Belehrung zu thun war, als Condamine, die Amazonen auf gewiſſe Weiſe in Schutz genommen. Denn wenn er gleich den Erzählungen der Indier nicht in allen Sachen Glauben beimißt, ſo ſcheint er doch das Hauptfactum, nämlich eine Geſellſchaft von Weibern, die ohne Männer leben und ihr Regiment ſelbſt führen, im Innern von Süd-Amerika annehmen zu wollen.

Es wäre auch nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit, daß bei der entſetzlichen Mißhandlung, die das andere Geſchlecht faſt unter allen Wilden von Amerika auszuſtehen hat, einmal eine Art von Verſchwörung gegen die Männer, oder wenigſtens eine Uebereinkunft mehrerer herzhafter, aufs äußerſte gebrachter Weiber Statt gehabt hätte, ſich auf irgend eine Weiſe dieſer Sclaverei zu entziehen; danach hätte ſich dann eine Anzahl derſelben völlig iſolirt, und ſo ihr Leben abgeſondert im entſchiedenſten Haſſe, und daher wohl auch in ſteter Fehde gegen ihre ehemaligen Tyrannen hingebracht. Hieraus ließe ſich wenigſtens eine temporaire Amazonen-Republik erklären, die, da ſie hier vielleicht mehrere Jahre dauerte, die Sage von einer beſtändigen Weiber-Republik erzeugte. Auch glaubt ſelbſt Condamine nicht, daß dergleichen noch zu ſeiner Zeit vorhanden geweſen ſey, ſondern nur, daß ſie wohl in älteren Zeiten einmal in dieſen Gegenden exiſtirt habe.

Eine gewiſſe Analogie dieſer unbekannten Binnenländer des ſüdlichen Amerika, mit den ziemlich unter demſelben geographiſchen Clima gelegenen Theilen von Afrika verdient wohl eine Bemerkung.

Es iſt überflüſſig anzuführen, daß man von jeher das Binnenland von Afrika gleichfalls für ein El Dorado, ein Goldland, und zwar mit Recht, anſieht. Wiederum hieß es, beſonders nach Lopez, Afrika habe Amazonen; wie die Sage von kriegeriſchen Weibern dort entſtanden ſeyn konnte, ſahen wir im erſten Bändchen dieſes Leſebuchs.

Wiederum ſoll ſich dort, mehreren Nachrichten zufolge, eine ſehr kleine, zwergartige, aber als muthige, tapfere Jäger berühmte Nation befinden; und in unſerm Süd-Amerika hatte man nicht nur eine ähnliche Sage, ſondern Hr. v. Humbold benachrichtigt uns jetzt, „daß die Guaicas eine weiße, dabei ſehr kleine, faſt zwerghafte, aber ſehr kriegeriſche Menſchenrace, das Land nach Weſten von Paſimoni (etwa unweit des Caſſiaquari) bewohnen.“

Hat die Natur etwa in der tropiſchen Region beider Welten außerordentliche, und zwar ähnliche Phänomene hervorgebracht?

Nach dieſer Excurſion verfolgen wir den Maranon bis zu ſeiner Mündung.

Der erſte Strom von Bedeutung, auf den wir ſtoßen, kommt von Süden; es iſt der Purus, nach Andern Chipura, auch Azuri genannt. Sein Lauf geht nur durch wenig bekannte Länder; einige Geographen ſetzen ſeine Quellen in die Cordilleren unweit Cuſko.

Ein Strom von weit größerer Wichtigkeit tritt weiter gegen Oſten, von Norden aus in den Maranon; dieß iſt der Rio Negro, oder der ſchwarze Fluß. Er entſpringt in den Cordilleren der Andes, etwa zwiſchen den erſten und dritten Graden nördlicher Breite. Dieß iſt der merkwürdige Fluß, der eine Verbindung des Amazonen-Fluſſes mit dem Orinoco zuwege bringt, und den die Portugieſen lange benutzten zu ihrem Handel mit amerikaniſchen Sclaven. Condamine gab über dieſe Verbindung bereits entſcheidende Gründe, obgleich ſeine Darſtellung des Zuſammenhangs ſelbſt irrig war. Etwas mehr Licht erhielt man hierüber durch die Expedition des Solano und Hurriaga im Jahre 1756; allein auch dieſe waren unfähig, richtige Angaben über die Art der Verbindung dieſer beiden großen Ströme zu geben; denn nur zwei ununterrichtete Soldaten der Expedition hatten den Verbindungskanal, den Caſſiaquari, ſelbſt beſucht.

Unter den eben ſo mannigfaltigen als großen Schätzen, womit unſer Humbold die Erdkunde bereichert hat, nimmt die genaue Aufklärung dieſer Verbindung eine bedeutende Stelle

ein. Er ging von der ſpaniſchen Feſtung St. Carlos den Rio Negro hinauf, von dort in den Caſſiaquari, und durch dieſen Arm des Orinoco in den Orinoco ſelbſt; er wird uns bald mit einer auf aſtronomiſche Meſſungen gegründeten Karte des Orinoco und Rio Negro beglücken.

Dieſe drei großen Ströme, der Maranon, der Rio Negro und der mit ihm durch den Caſſiaquari verbundene Orinoco bilden mithin, vermittelſt des atlantiſchen Meeres, das größte Eiland des Erdbodens, unter dem ſchönſten Himmel gelegen, worin ſich denn auch der See Parima, nach Humbold ein bloßer Sumpf, befindet, den man zum Goldſee fabelte, ſo wie das reiche, gänzlich erdichtete Eldorado oder Manoa.

Von Süden aus ſtrömt denn zuerſt in den Maranon, auf ſeinem Wege zur Mündung, der große Madeira. Er ſoll ſeinen Namen von der Menge Holz oder Bäumen führen, die er in den Maranon hineinſchwemmt.

Der Madeira entſpringt in den tief nach Süden gelegenen Cordilleren der Andes, zwiſchen den 18ten und 19ten Graden ſüdlicher Breite, in der Provinz la Plata. Hier haben mehrere geringere Flüſſe, z. B. der Parapati, der Guapay, und etwas höher der Sabaypata u. a. ihre Quellen, die vereinigt den Namen Mamore erhalten, und das große Land der Moxos, der Baures und anderer wilden Völkerſchaften durchſtrömen. Dieſe geben ihm den Namen des kleinen Maranons (Parana-miri), da ſie den Amazonen-Fluß den großen (Parana-guru) nennen. Die ſpaniſchen Miſſionäre, welche dieſen anſehnlichen Strom vom 17ten Grade an befuhren, geben darauf 21 Waſſerfälle an.

Der Maranon fließt nun nach dem Eintritte des Rio Negro und des Madeira gewöhnlich eine ganze Meile (lieue) breit, und die Portugieſen nennen ihn nur erſt von dort an den Amazonen-Fluß; höher hinauf führt er bei ihnen den Namen Rio de Solimeos, Gift-Fluß, wahrſcheinlich wegen der vergifteten Pfeile, deren ſich mehrere, längs ſeinen Ufern wohnende, indianiſche Völkerſchaften bedienen.

Er bildet nun ſtets mehrere, größere und kleinere Inſeln, und nach vielen kleineren Flüſſen, die ſich weiter ſtromabwärts in ihn ergießen, macht er eine beträchtliche Krümmung gegen den Aequator hin, verengt ſich aber bei dem portugieſiſchen Fort Pauxis bis zu der Weite von 905 Klafter. Dieſer Ort iſt über 200 Meilen von ſeiner Mündung entfernt, und dennoch zeigt ſich bis hieher Ebbe und Fluth.

Freilich äußert ſich dieſes Fluthen bei einer ſo großen Entfernung vom Meere nur erſt viel ſpäter als dort. Die Fluth mußte, ſtatt daß ſie bei dem Meere ſelbſt nach 5 bis 6 Stunden eintritt, dort nur erſt nach mehreren Tagen bemerklich werden. Ihr Gang zeigt ſich gleichſam wellenförmig, oder

vielmehr abſatzweiſe, ſo daß ſie ſtets nach den verſchiedentlich entlegenen Ufern des Fluſſes ſpäter und ſpäter eintritt. Zugleich ereignet ſich dies Phänomen, ſo wie bei dem Ocean ſelbſt, alle Tage etwas ſpäter (gegen 50 Minuten). Dieß zuſammen genommen gibt mithin eine neue Beſtätigung von Newtons und aller richtigen Phyſiker Theorie der Ebbe und Fluth.

Aus der Höhe dieſer Fluth ſchloß denn Condamine, daß der Fall des Maranon von Pauxis an, alſo auf 200 Meilen, nicht mehr als etwa 10 Fuß betrage, und dieß fand er auch mit den verſchiedenen Höhen des Barometerſtandes zu Pauxis und zu Para zutreffend.

Bei dem weitern Laufe des Fluſſes verdient noch der Fluß Topayos eine Bemerkung. Er kommt weit aus der Bergkette, welche ſich, einigen Karten zufolge, von Weſten nach Oſten zwiſchen dem 11ten und 12ten Grade der Breite fortzieht, und iſt wegen des ſchönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, der ſich bei den um die Mündung dieſes Fluſſes wohnenden Indianern häufig unter mehreren Geſtalten darbot, und den ſie, ſeiner außerordentlichen Härte ungeachtet, ſowohl durchbohrten, als ihm eine gute Politur und viele Arten von Form zu geben verſtanden.

Der letzte Fluß, oder ſüdliche Arm des Maranon, von Bedeutung, iſt der Xingu. Er entſpringt aus uns unbekannten Gebirgen Braſiliens; etwa acht Tagereiſen unter ſeiner meilenweiten Mündung hat er eine Stürzung; ſie macht ihn indeß nicht unſchiffbar.

An dieſem Fluſſe wachſen zwei amerikaniſche gewürzartige Baumarten, die bei uns weit bekannter ſeyn würden, wenn uns die Molucken unbekannt wären. Die eine nennt Condamine Cuchiri, die andere Puchiri. Die Rinde des erſten hat den Geſchmack und den Geruch der Gewürznelken, und da dieſe bei den Portugieſen Cravo genannt werden, ſo haben die Franzoſen in Cayenne deßhalb dem Baume und Holze den fehlerhaften Namen Crabbenholz (Bois de Crabe) beigelegt. Beide Bäume tragen eine den Oliven der Geſtalt und Größe nach ähnliche Frucht; geraſpelt kommen ſie den Muskatennüſſen gleich, auch bedient man ſich derſelben wie jenes orientaliſchen Gewürzes; nur iſt auch hier das Produkt der alten Welt dem der neuen an Stärke überlegen. Indeß benutzt man ſie zu verſchiedenen geiſtigen Getränken, Liqueuren, ſowohl in Italien, als in England.

Bei Paru wendet ſich endlich der ungeheure Strom ſtark gegen Norden; er fließt hier mit einer Weite von 5 Seemeilen; dennoch iſt dieß nur die Hälfte der Größe, die er bald nachher erreicht. Es bilden ſich große Inſeln. Die Inſel Javari iſt die beträchtlichſte; ſie hält über 25 Seemeilen in

der Länge, iſt hingegen nur etwas über 2 breit, wird aber von der Inſel Caviana, in der Mündung des Fluſſes gelegen, übertroffen. Und ſo ergießt ſich ein Meer von ſüßem Waſſer voll von Inſeln endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator ſelbſt in die geſalzenen Gewäſſer des atlantiſchen Oceans.

Wo iſt ein Strom auf unſerer Erde mit dem Maranon vergleichbar? Bei ſeiner erſtaunlichen Länge von faſt neuntehalbhundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen ſich unſere Donau nicht meſſen darf.

Hiemit dürfen wir die Darſtellung der Oberfläche des Landes und deſſen Bewäſſerung endigen. Ehe wir ſeine Einwohner kennen lernen, mag folgendes über das Clima vorangehen.

Mannigfaltig war die Natur des Bodens, mannigfaltig muß daher ſein phyſikaliſches Clima ſeyn. Ohne jetzt auf die erſtaunlichen Unterſchiede der verſchiedenen Höhen und Tiefen der Erdoberfläche zu ſehen, ſo kommt hier ſchon der Hauptunterſchied vor, der ſich zwiſchen dem eigentlichen Peru findet und zwiſchen den von dieſem in politiſcher Hinſicht größtentheils abhängigen, weiter gegen Oſten gelegenen Provinzen der Maynas, Omaguas und darauf folgenden Völkerſchaften, ſo wie ſie der Mündung des Maranon näher liegen, nämlich der Unterſchied der Bewäſſerung, und der daraus entſpringenden Ueberſchwemmung.

In dieſen öſtlichen ſpaniſchen Miſſionen ſtehen Monate lang die Gewäſſer der ausgetretenen ungeheuern Ströme über alles Erdreich hin; die hohen Bäume allein ragen aus dem Waſſer hervor; man ſchifft meilenweit mit flachen Canoes umher, und nur erſt nachdem der trocknende Oſtwind eingetreten iſt, werden Wieſen, Sandbänke und Inſeln dem Auge wieder ſichtbar.

Solche Waſſerphänomene kann das eigentliche Peru nicht erfahren; ihm fehlen noch die vaſten fließenden Meere, die der Maranon nur erſt nach ſeiner Vereinigung mit den großen Strömen bildet, die wir zuvor umſtändlich angezeigt haben. Indeß gibt es dennoch auch ſelbſt in Peru Provinzen, welche mit einer ungeheuern Maſſe von Waſſer getränkt ſind. Schon anfänglich wurde im Allgemeinen angezeigt, wie die Wälder in beträchtlicher Entfernung vom Südmeere an der Wurzel und dem Abhange der Cordilleren ſich mit einer erſtaunlichen Quantität Feuchtigkeit angefüllt finden. Die vielen kleineren Flüſſe, die ſich von beiden Seiten der Cordilleren in den Maranon unweit Jaen, Loyola, Valladolid und den umliegenden Gegenden ergießen, die hier alles bedeckenden Waldungen und zugleich die Cordilleren ſelbſt vereinigen die daher entſtehenden Waſſerdünſte in ſo anhaltende Regen, daß hier 10 ja 11 Monate hindurch beinahe kein einziger Tag ohne Regen vorbeigeht.

Dahingegen ſieht man nicht ſehr weit von dieſer Provinz eine eben ſo merkwürdige, gerade allem dieſem entgegengeſetzte Erſcheinung.

Das untere, niedere Peru, nämlich der Theil von den 44,650 Quadratmeilen *) des ganzen Landes, welcher ſich längs den Küſten im Weſten der Andes, vom 5ten bis zum 15ten Breiten-Grade, hinab ausdehnt, kennt den Regen ganz und gar nicht. Dieſer 10 Grad lange, trockene Erdſtrich iſt unter dem Namen des Thals von Tumbes bekannt; ſeine Breite iſt je nach der Nähe oder Ferne der Andes verſchieden, etwa gegen 15 Meilen.

Die Folge des Mangels an Regen iſt eine beſtändig mit dünnem Nebel beladene Atmoſphäre, der ſich in Thau auflöſet, ohne je Gewitter und die dieſe begleitenden Meteore, als Regengüſſe, Wolkenbrüche u. dgl., zu erzeugen. Die in dieſem regenloſen Landſtriche herrſchenden Winde ſind Südwinde, mit den Cordilleren parallel laufend. Dieſen dauernden Südwinden will man hauptſächlich den Mangel an Regen zuſchreiben, indem ſie die geſammten Ausdünſtungen des Meeres gegen Norden treiben, ehe ſie ſich zu wirklichen Regenwolken ausbilden können. Auf die menſchlichen Einrichtungen hat dieſe ununterbrochene Trockniß vielartigen Einfluß. Die Häuſer der längs dieſer Küſte erbaueten Städte, z. B. Arica und Lima, ſind gleichſam ohne Dach; ſie ſind gewöhnlich nur mit Matten von Binſen oder Rohr bedeckt, worauf eine Lage von Thon-Erde oder auch von dicker Aſche verbreitet liegt, um den ſtarken nächtlichen Thau, wodurch die Natur hier ſo wohlthätig den Regen erſetzt, zu verſchlucken. Indeß halten dieſe leichten Gebäude nur ein einziges Stockwerk, da die häufigen Erdbeben eine feſte und höhere Bauart äußerſt gefährlich machen.

Der dürre Boden der Gärten und Pflanzungen wird aber vermittelſt eigener Kanäle bewäſſert, in welchen die von den Gebirgen herabfließenden Bäche und größeren Gewäſſer, oft mehrere Meilen weit geleitet, fließen.

Das ganze große Land von Peru theilte bereits Acoſta, nach der ſo ſehr unter einander verſchiedenen Witterung, in drei Haupttheile.

Die erſte Abtheilung, die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und iſt (ſeine höchſten Theile ausgenommen) von milder Temperatur. Die Sierra, die erhabene Fläche, die zweite Abtheilung, genießt regelmäßige Jahreszeiten, und hier zeigen ſich alle Arten der Meteore. Die dritte, die, wovon ſo eben die Rede war, die Küſte, heißt mit Recht die trockene; ſie erfreuet ſich eines aneinanderhangenden Som-

---

*) So hoch rechnet der Mercurio Peruviano die Areal-Größe; 20 Meilen auf einen Grad.

mers. Aber wie ſchrecklich unterbrechen die alles verwüſtenden Erderſchütterungen oft ſchnell hinter einander dieſe ſchöne, heitere Natur!

Der Menſch.

a) Der Original-Bewohner; der Amerikaner.

Das ſo vielfach modificirte Clima von Peru und der von ihm abhangenden ſpaniſchen Beſitzungen führt auf keine unpaßliche Art zu deſſen Bewohner. Das Clima äußert hier nämlich auf den Menſchen den ſichtbarſten Einfluß.

Bouguer war derjenige, welcher uns den Unterſchied am beſtimmteſten bemerklich machte, den das durch die verſchiedenen Erhöhungen des Bodens modificirte Clima den dortigen Original-Bewohnern, den Amerikanern von Peru, eindrückte.

„Ich habe," ſagt der Weltmeſſer, „Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß diejenigen Indier, die unten am Fuße der Cordilleren, an der weſtlichen Seite, alſo gegen die Südſee hin wohnen, faſt eben ſo weiß ſind, als wir. Dieſe ſind nicht, wie die andern, der heftigen und beſtändigen Sonnenhitze bloß geſtellt. Sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande zu worin eine ſo vollkommene Windſtille herrſcht, daß ſie niemals durch die geringſte (?) Bewegung der Luft unterbrochen wird, weil die Gebirge ſie gegen den beſtändigen Oſtwind beſchützen, welcher beinahe eine Meile (lieue) hoch über ihren Kopf ſtreichen muß. Entfernt man ſich weiter von den Gebirgen, und geht mehr gegen die Küſte zu, ſo verhält es ſich dort ganz anders. Der Wind geht daſelbſt, und die Indianer haben dort ihre Kupferfarbe."

Aber auch ihre Lebensart und Denkweiſe, behauptet Bouguer, ſey ſo verſchieden und mannigfaltig, als die Witterung des Landes ſelbſt.

„So wie der heiße und der kalte Erdſtrich in Peru gleichſam vermiſcht ſind, und wie man daſelbſt die einander entgegengeſetzteſten Witterungen antrifft, ſo daß man nur einige Meilen weit reiſen, und entweder in das Gebirge oder wieder herausgehen darf, um Länder, die von einander weit mehr unterſchieden ſind, als wenn man ganz Europa durchwandelte, zu finden; ſo muß dieſe ſehr große Verſchiedenheit gleichſam auch nothwendig einen Unterſchied in den Sitten und den natürlichen Neigungen der Völker verurſachen. In den unterſten Gegenden wohnen ſie einſam in den Waldungen, und machen gleichſam kleine Republiken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem Spanier, und von ihrem Statthalter, der einige India-

ner zu Gehülfen hat, regiert werden. Sie leben alle in einer ſo großen Einigkeit, als ſie in einer vollkommenen Unſchuld neben einander zu wohnen ſcheinen. Sie ſind angenehme und ehrliche Leute, die keines Mißtrauens fähig ſind, ja es fällt ihnen nicht einmal ein, daß man ſie hintergehen könnte. Ihre Hausthüren ſtehen beſtändig offen, ob ſie gleich Baumwolle, Kürbisflaſchen, Pito, eine Art Aloe, woraus ſie Garn fabriciren, und andere Handelswaaren liegen haben. Wegen der großen Hitze müſſen ſie faſt nackend gehen, beſtreichen ſich aber deßhalb mit Roucou, theils um den Stichen der Musquitoes zu entgehen, theils zum Putz. Ihre Lebhaftigkeit iſt nicht ſehr groß, und ihre Einbildungs- und Erfindungskraft geringe. Alles, was ſie thun, beſteht in Nachahmung, nie bringen ſie etwas Neues hervor. Sie ſind Zimmerleute, Baumeiſter ihrer Häuſer; ſie machen ihre Piroguen, und bei großen Unternehmungen, z. B. großen Gebäuden, leiſten ſie ſich gemeinſchaftliche Hülfe. Ein Indianer bittet hiebei die übrigen zu Gaſte, und ein Haus mag noch ſo groß ſeyn, ſo wird es doch ſtets in einem einzigen Tage fertig. Ihr Zuſtand iſt im Ganzen glücklich, ſie leben alle ohne Feinde, die ſie plagen könnten. Nebſt den Produkten der Erde, daran es niemals fehlt, finden ſie auch ihren Unterhalt reichlich durch Jagen und Fiſchen."

„Der Zuſtand der oben in den Cordilleren wohnenden Indianer iſt dagegen ganz hievon verſchieden; ſie ſind ganz andere Menſchen. Bei ihnen ſind ſo viele böſe Eigenſchaften, als bei den erſteren gute anzutreffen. Sie ſind ungemein faul und dumm. Ganze Tage können ſie mit der größten Gleichgültigkeit auf ihren Ferſen ſitzen, ohne ſich zu rühren oder ein Wort zu ſprechen. Auch iſt es ſchwer, von ihnen ſelbſt für Geld irgend einen Dienſt oder Arbeit zu erhalten. Es ſcheint, daß diejenigen, welche außerhalb des Gebirges leben, mehr von ihren alten Sitten und Gewohnheiten behalten haben, da hingegen die Gebirgsbewohner, obgleich zahlreicher, die Wirkungen der Unterwürfigkeit mehr empfinden. Daher, daß ſie ſelbſt kein Eigenthum haben, und daß ſie ihren Herren faſt alles ſchuldig ſind, rührt denn auch die Gleichgültigkeit gegen alle Reichthümer, die Trägheit, ſich durch Arbeit etwas zu erwerben."

Hier wäre mithin die Regierungsverfaſſung, die Behandlung der Unterthanen, wohl eher an der Faulheit und dem Mangel der Geſcheidtheit Schuld, als das Clima, denn ſonſt pflegt der Bergbewohner den Thalbewohner an Geſcheidtheit und Activität oft zu übertreffen.

So viel über die Einwirkung des Clima's auf den Menſchen überhaupt. Nun beſtimmter zur Betrachtung der Eingebornen von Peru und den weſtlichern Provinzen.

C o n d a m i n e n s allgemeine Bemerkungen mögen der

Auseinanderſetzung der einzelnen Völkerſchaften zur Einleitung dienen.

Dieſer ſcharfſichtige Beobachter beſtätigt die obigen Sätze ſeines berühmten Mitbruders; er zeigt noch genauer die Gründe des Unterſchieds unter jenen Nationen. Außer der Verſchiedenheit der Länder ſelbſt, nimmt er Rückſicht auf den Unterſchied der Speiſen, auf die verſchiedenen Geſchäfte der Indier, und ſelbſt auf die Folgen, welche die Annahme des Chriſtenthums bei ihnen hervorbringen muß. Ein Stamm, der ſeit hundert Jahren den ſpaniſchen Miſſionären und der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen iſt, muß viele Gewohnheiten, ja einen großen Theil ſeiner ganzen vormaligen Lebens- und Denkart verloren haben, und mithin in mehrerem Betracht den übrigen noch einzeln im Walde lebenden freien Indiern unähnlich werden.

„Indeß,“ fährt er fort, „ſo wie alle europäiſche Völker, ob ſie gleich in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten unter ſich verſchieden ſind, dem ungeachtet in den Augen eines Aſiaten, wenn er ſie genau betrachtet, etwas allen Gemeines (Charakteriſtiſches) haben würden; ſo hat es mir geſchienen, daß alle amerikaniſche Indianer in den verſchiedenen Ländern, die ich durchreiſet bin, gewiſſe Züge einer Aehnlichkeit mit einander hatten, und bis auf einige Schattirungen, die ein Reiſender im Vorbeigehen nicht genau beobachten kann, glaube ich, bei ihnen einerlei Charakter angetroffen zu haben. Die Fühlloſigkeit iſt der Grund deſſelben. Ich laſſe es unentſchieden, ob man dieſelbe mit dem Namen einer völligen Apathie beehren, oder ſie für wirkliche Stumpfſinnigkeit, Dummheit, erklären will. Sie entſteht aus der geringen Anzahl ihrer Ideen; denn dieſe gehen nicht über ihre Bedürfniſſe hinaus. Sie ſind Vielfraße, wenn es in ihrem Vermögen ſteht, ihrer Gefräßigkeit Genüge zu leiſten; mäßig, wenn die Nothwendigkeit ſie dazu zwingt; kleinmüthig und äußerſt feige, wenn ſie nicht etwa durch den Trunk aufgeregt werden; Feinde aller Arbeit; fühllos für Ruhm, Ehre oder Dankbarkeit. Nur allein mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, leben ſie ohne alle Sorge für die Zukunft. Ohne alle Vorſicht und Ueberlegung überlaſſen ſie ſich, ſobald ſie ſich nicht eingezwängt fühlen, einer kindiſchen Freude, und dieſe äußern ſie durch Sprünge, lautes Auflachen ohne Urſache und Abſicht. Ihr Leben bringen ſie hin ohne Denken; ſie werden in der Kindheit alt, und behalten bis an ihr Ende alle Fehler der Kindheit.“

Dieſe Vorwürfe, behauptet Condamine, verdienen aber nicht etwa bloß die durch das ſpaniſche Joch gedrückten Indianer; nein, ſelbſt die in den Miſſionen, ja die gänzlich freien, wilden Völkerſchaften ſind ſtupide und wenig von dem Thiere unterſchieden.

Alle Sprachen, die Condaminen bekannt wurden, und bei ſeiner Reiſe quer durch das ganze Land von Süd-Amerika mußten ihrer ſehr viel ſeyn, ſind ſehr dürftig. Einige haben indeß Kraft und Eleganz; hierunter vorzüglich die alte Sprache der Peruaner. Indeß mangeln ihnen mit einander alle Ausdrücke für allgemeine, für metaphyſiſche und moraliſche Begriffe. So haben z. B. die Worte Zeit, Dauer, Weſen, Körper, Freiheit, Erkenntlichkeit, Tugend, Gerechtigkeit und ähnliche Wörter bei ihnen keine gleichgeltende Ausdrücke; ſie müſſen weitläuftig umſchrieben werden. Wie reimt ſich dieß mit der hohen Cultur, die der Peruaner Garcilaſſo ſeinem ältern Völkerſtamme zuſchreibt? Die übrigen Süd-Amerikaner ſind aber ſicher noch weniger aus der Barbarei herausgegangen.

Voigt bezeugt, daß faſt jede Ortſchaft ihre eigene Sprache hat, ſollte ſie auch nur aus 600 Köpfen beſtehen. Condamine führt, um die Schwierigkeit der Sprache der Omaguas zu zeigen, den Ausdruck für die Zahl drei an: er iſt Poettarrarorinkurroak; bei den Taumachiern am Orinoko heißt zweimal: Akziachemaaretpe; in der Ynkas-Sprache ſelbſt heißt zwei und zwanzig: Ischcai tschunga Ischcai. Indeß ſcheint die mexikaniſche Sprache ebenfalls äußerſt ſchwierig. So heißt eine beſondere Baumart dort: Xochikozzalquaxihuitli; der Blitz: Tlahuitequilitzli. Dieſe wenigen Beiſpiele der erſtaunlichen Schwierigkeiten in dieſen Sprachen mögen hier hinreichen. Es wäre aber leicht, zu zeigen, daß auch mehrere Sprachen der nördlichen neuen Welt faſt eben ſo weitläuftig und ſchwer auszuſprechen ſind; auch hierdurch verrathen ſie ihre geringere Ausbildung gegen die Sprachen der alten Welt.

Die Miſſionäre wenden alles an, jene peruaniſche, die ſogenannte Sprache der Ynkas, allgemein zu machen. Denn dieſe iſt nicht nur vollkommener, ſondern auch ſanfter, da ſie weniger Mitlauter hat; ſie iſt deutlich und einfach, ob ihr gleich das E und O fehlen; ſie leiſtet zu allem hinreichende Dienſte. Allein ſie hat oftmals das Schickſal, durch die verſchiedenen Völkerſchaften einen beſondern Dialekt zu erleiden. Condamine macht bei den vielfachen Sprachen dieſer Indianer eine Bemerkung, die für die Sprachforſcher und Hiſtoriker viel Aufmerkſamkeit verdient.

„Das Wort Abba, Baba, oder Papa und Mama, welches aus den morgenländiſchen Sprachen mit einer geringen Veränderung in die meiſten europäiſchen übergegangen zu ſeyn ſcheint, iſt vielen amerikaniſchen Völkern gemein. Wenn man dieſe Töne als die erſten betrachtet, welche die Kinder deutlich ausſprechen können, und welche folglich in allen dieſen Ländern vorzugsweiſe von den Aeltern, die ſie ausſprechen hörten, angenommen ſeyn müſſen, um dadurch die Begriffe Vater und Mutter anzudeuten, ſo bleibt es unerklärt und

auffallend, warum die mit dieſen Wörtern verbundenen Begriffe ſich nie verwechſelt (gekreuzt) haben? durch welchen Zufall es nämlich geſchah, daß z. B. bei den Omaguas, woſelbſt die Wörter Papa und Mama im Gebrauch ſind, nie das Wort Papa die Mutter, oder Mama den Vater bezeichneten? ſondern daß hier, gerade wie bei den Sprachen des Orients, jedes Wort einen und eben denſelben Begriff anzeigte?"

Die Schwierigkeiten, die Sprachen dieſer rohen Nationen überhaupt zu erlernen, ſind nicht bloß wegen ihrer Rauhigkeit und vielen Mitlauter groß, ſondern vorzüglich deßhalb, weil dieſe Völker ihre Gedanken und Meinungen faſt noch lebhafter durch ihr Geberden- und Mienenſpiel ausdrücken, als durch die Töne ſelbſt. „Sie reden zum Theil mit mannigfaltigem Schnarchen, mit gewiſſen Rümpfungen, bald der Naſe, der Ohren, der Lippen, der Stirne, der Augen, bald auch mit Händen und Füßen; wer wird daher jemals im Stande ſeyn, ſolche Ausdrücke der Gedanken zu Papier zu bringen, oder gar darüber eine Grammatik zu ſchreiben?" (Veigl.)

Eine Haupturſache der allgemeinen Rohheit und Fühlloſigkeit, welche den Nationen des ſüdlichen Amerika's vorgeworfen wird *), ſoll, nach der Behauptung mehrerer Beobachtungen, in der Bildung ihrer äußern Theile zu finden ſeyn. Nicht nur die Haut der Indianer iſt ſehr dick, ihre Muskeln hart und wenig empfindlich, ſondern die Knochen ſelbſt, z. B. die Hirnſchale, fand man 6 bis 7 Linien dick. Daher, behauptet Ulloa, rühre ihre unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen alle Wunden und Schmerzen, ſo wie zum Theil ihre Grauſamkeit.

Bei einem Indianer dauerte die Operation eines Steinſchnitts ohne Unterbrechung faſt eine halbe Stunde, denn der Stein ſaß feſt und entſchlüpfte vielmal der Zange, ſo daß das Inſtrument zu mehreren Malen hineingebracht werden mußte. Während der ganzen Zeit dieſer ſchmerzhaften Bearbeitung bemerkte man an dem Leidenden nicht die geringſten Zeichen der Empfindlichkeit; höchſtens von Zeit zu Zeit einen ſchwachen Klageton. Auch verließ der Kranke das Bett bereits nach zwei Tagen, ohne Schmerzen zu fühlen, obgleich die Wunde noch nicht völlig geſchloſſen war. Gleiches Ungefühl zeigen die Indier in Peru bei Beinbrüchen, Wunden oder andern Verletzungen.

Daher iſt auch wohl ihre Abhärtung gegen die verſchiedenen Climate zu erklären. Die auf den hohen Gebirgen, den Punas, befinden ſich ſehr wohl bei der dünneſten Kleidung, obgleich mitten unter Schnee und Eis. Die Decke, die ſie

---

*) Dieß fand, wie aus den vorhergehenden Theilen erhellet, gleichfalls bei mehreren nördlichen Völkern dieſes Welttheils Statt.

um ſich ſchlagen, legen ſie oftmals in dieſer rauhen Witterung bei Jagdpartien gänzlich ab, und das Zerreiſſen der Haut, welches ihnen ſodann die Dornen und Sträucher häufig verurſachen, achten ſie gar nicht.

Wiederum halten ſie die ſtärkſte Sonnenhitze mit völlig unbedecktem Haupte aus; ein Europäer würde hiedurch vom Sonnenſtich (Coup de soleil) gefährlich leiden. Es bleibt ſtets eine Naturmerkwürdigkeit, daß die Farbe der Amerikaner überhaupt ein ihnen eigenthümliches Rothbraun iſt, dergleichen man unter gleichen geographiſchen Breiten der alten Welt nicht ſo antrifft. Hiebei finden ſich freilich oftmals beträchtliche Nüancen, ſelbſt bei den Peruanern. Dieſe zeichnen ſich aber überdieß noch aus durch eine ſehr kleine Stirn, die bis mitten zwiſchen den Augenbraunen mit Haaren bewachſen iſt, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlefze zu krummgebogene Naſe (Habichtsnaſe), ein durchaus breites Geſicht, große Ohren, ſchwarze, gerade, dicke Haare, ſehr wenig Bart, wohlgebauete Schenkel, kleine Füße und einen unterſetzten, robuſten Körper. Die Bewohner des hohen Landes von Peru ſind von mittlerer Statur, die im niedrigen Lande hingegen etwas größer. (Ulloa.)

Rieſen gibt es alſo wohl jetzt hier nicht, obgleich man aus ungeheuern Knochen, wahrſcheinlich Thierknochen, welche in Peru gefunden, auf Rieſen der Vorzeit hat ſchließen wollen. Indeß bringt die Natur auch in dieſem Lande zuweilen übermäßig große Individuen hervor. So ſah man noch vor nicht langen Jahren zu St. Fe de Bogota einen indianiſchen Bergmann, Pedro Cano, deſſen Schuhe eine halbe Elle lang waren. Ferner iſt berühmt Baſilio Huaylas, der 7 caſtilianiſche Fuß, 2 Zoll und einige Linien maß. Von den Hüften an nach oben waren alle Theile unproportionirlich groß. Die Schultern hielten $\frac{5}{6}$ Elle, der Kopf $\frac{1}{3}$. Die Arme reichten bei aufrechter Stellung bis an die Knie. Hingegen waren die Schenkel und Füße klein, auch das rechte Bein kürzer.

Baſilio Huaylas war aus der Provinz Caſtro-Virreyna, in der Intendantſchaft Huancavelica; er zeigte ſich im Jahre 1792 öffentlich in Lima.

Die Bewohner der nördlichſten Theile von Peru leben nur in kleinen, elenden, aus Lehm errichteten, runden Hütten, die nur etwa mannshoch ſind. Die Wände ſtehen gerade und haben ein pyramidenförmiges Dach. In der Mitte brennt ein Feuer; umher lagert ſich der Hausherr, ſeine Familie und ſein Reichthum, ein Schwein, Hühner und Hunde. Dieſe treuen kleinen Thiere haben die Beſonderheit, daß ſie einen unverſöhnlichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und Meſtizen (Mulatten) hegen; hingegen erwiedern die Hunde der letztern dieſen Haß gegen die Indianer.

Die Lebensart der Indianer iſt einfach. Maiz, geröſtet und gekocht, iſt ihre Hauptnahrung. Indeß leben die Bewohner der jagdreichen Gegenden auch vom Wilde. Unter ihren Jagden iſt beſonders die Bärenjagd an den öſtlichen Cordilleren in der Provinz Alanſi (zwiſchen dem zweiten Breiten-Grade) ein merkwürdiges Zeugniß ihrer Kühnheit. Sie bedürfen hierzu keiner andern Waffen, als einer Schlinge und eines Pferdes. Die Schlinge beſteht aus einem ſehr feſten ledernen Riemen, der aber zugleich ſo dünne ſeyn muß, daß der Bär ihn mit ſeinen groben Tatzen nicht zu faſſen vermögend iſt. Kaum wird der Indianer des Bären anſichtig, ſo rennt er auf ihn zu. Der Bär erwartet ihn, und ſetzt ſich in eine ſolche Stellung, daß er einen Sprung gegen den Reiter thun kann. Iſt aber der Indianer dem Bären nahe genug gekommen, ſo wirft er, ehe das Thier ſeinen Angriff thut, mit großer Geſchicklichkeit ihm den Riemen um den Hals, wickelt dieſen zu gleicher Zeit mehrmal um den Sattel des Pferdes, und gibt dem Pferde die Sporen. Der ungeſchickte Bär iſt nicht vermögend, ſo ſchnell zu folgen, beſonders da er ſtets nach der Schlinge greift, um ſich loszuwinden; er verwickelt ſich, und wird daher erwürgt.

Sie ſind übrigens große Liebhaber vom Trinken. Ihre Feſte, die bei den Begräbniſſen nicht ausgenommen, laufen ſtets darauf hinaus, ſich mit Chica, einem aus gegohrnem Maiz erzeugten Getränk, der Sinne zu berauben und oftmals mehrere Tage in ſolchem Zuſtande zu beharren. Auch bereiten ſie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, faſt auf eine eben ſo eckelhafte Weiſe als die Südſee-Inſulaner ihre Kava. Die Weiber zerſtampfen eine große Quantität Manihotwurzeln in hölzernen Trögen, Cotàna genannt, während daß Andere eben ſolche Wurzeln zerkauen. Den Speichel hievon geben ſie in eigene hölzerne Schüſſeln, und ſchütten dieſes Flüſſige zu jenen zerſtampften Wurzeln. Dies Gemiſch gähret drei Tage, und gibt ein ſüßlichſaures Getränk, das Jedem angenehm ſchmeckt, dem davor nicht eckelt. Das Vorrecht, ſich zu betrinken, iſt aber eigentlich nur auf die Hausväter beſchränkt. Dem Brauntewein ſind ſie ſo ſehr zugethan, daß die Arbeiter in den Minen oft in einem einzigen Tage ihr ganzes Wochenlohn vertrinken. In der Trunkenheit vertauſchen ſie oftmals ihre Weiber, und was das ſchlimmſte iſt, ſie ſchämen ſich dieſer That nicht, ſelbſt wenn die Beichtväter ſie deßhalb, nachdem ſie wieder nüchtern worden, beſtrafen Ueberhaupt kennen ſie keinen beſondern Unterſchied zwiſchen Ehre und Schande, äußern auch eine ſehr große Gleichgültigkeit gegen Todesſtrafen. Ein Mulatte und ein Indianer wurden beide wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Mulatte bezeugte große Gemüthsunruhe und Reue gegen den ihn tröſtenden

Geiſtlichen. Der Indianer blieb hingegen durchaus ruhig; ja, als der erſte ſeine letzte Mahlzeit faſt gänzlich unangerührt ließ, hatte man Mühe, den Indianer zurückzuhalten, nicht die Mahlzeiten für beide zu verſchlingen; auch ſtarb er mit eben dieſer Gleichgültigkeit.

Die Indianer, welche in den Städten leben, zeigen übrigens mehr Geſcheidtheit, als die Landleute; man nennt ſie daher gewöhnlich die geſcheidten Indianer, Landinos; ſie erlernen das Spaniſche ſchnell, und zu Unterchirurgen ſind ſie häufig ſehr zweckmäßig angezogen.

Von dieſen eigentlichen Peruanern weichen nun die Völkerſchaften, die Bewohner der vaſten Region, die zwiſchen der öſtlichen Bergkette der Andes und Braſilien fortläuft, in manchem Betracht bedeutend ab. Es würde aber ein zu weitläufiges Unternehmen ſeyn, hier die Verſchiedenheiten dieſer mannigfaltigen Völker einzeln durchzugehen, da ihre Anzahl (Veigl gibt deren 50 an) durch die Nachrichten anderer Reiſenden noch leicht um die Hälfte zu vermehren ſtände.

Jener Miſſionär macht für die 50 Völker ſieben Abtheilungen, nämlich die Indianer 1) am obern Maranon, ſechs Völkerſchaften; 2) am Paſtaza-Fluſſe, fünf; 3) am Huallaga, ſechs; 4) am untern Maranon, eilf; 5) am Napo, fünf. Die Spanier faſſen dieſe letztern unter dem allgemeinen Namen: Nation der Encallada, zuſammen. 6) Im Süden des Maranon, vierzehn; dieſe treten denn ziemlich tief gegen Tucuman hinab. 7) An der Nordſeite des Maranon, gegen den Orinoko hin, drei.

Viele dieſer Nationen ſtehen einander in ihrem Aeußern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprache ſehr nahe; da hingegen andere, die in der unbedeutendſten Entfernung neben einander leben, durchaus von einander abweichen. Dieß ſcheint ein Beweis ſonderbarer Völkerwanderungen, welche ſich in unſern Zeiten bei weitem nicht mehr ſo häufig ereignen.

Wir heben hier nur einige der an Mannſchaft zahlreichſten und ſonſt merkwürdigſten dieſer Nationen aus; ſie können zur Darſtellung der Sitten und der Lebensart Aller dienen.

Von Weſten nach Oſten fortzugehen, liegt in der Natur des Laufs des großen Stroms, und hier mögen die Völker der Pampa del Sacramento, alſo dem Maranon im Süden, zwiſchen dem Guallaga und dem Ukajali, den Anfang machen.

Dieſe ſtark und gut gebauten Bewohner der Wälder, z. B. die Yurimaguas, die Aiſſuaris, fernet die Panos, die Cocamas, die Conivos u. a. ſind in kleine Stämme oder Zünfte getheilt, und werden von ihren eigenen Cäziken regiert. Ihre Farbe iſt minder dunkel, als die der Peruaner, ſo daß, wenn nicht die Gewohnheit, ſich mit mehrerlei Farben oft auf das bunteſte anzumahlen, bei ihnen herrſchte, ſie von den Euro-

påern nicht ſehr verſchieden ſeyn würden. Einige dieſer Stämme haben ſchon den ſonderbaren Gebrauch, die Köpfe flach zu drücken, die freilich den Omaguas, welche ſogleich vorkommen werden, ganz beſonders eigen iſt.

Die Yurimaguas, ein kriegeriſches Volk, durchbohren ſich das Kinn und den Naſenknorpel, um darin goldene und ſilberne Gehänge tragen zu können; überdieß zeichnen ſie an ihre Glieder die ſonderbarſten Figuren. Bei weniger Bedeckung des Körpers zieren ſie dennoch die Arme und den Hals mit Ringen und Bändern von den Zähnen der erſchlagenen Feinde oder Thiere. Ueber der Schulter hängt dem Krieger der Köcher, und in den Händen trägt er Bogen und Pfeil. Die Weiber ſchneiden das Haar vorne rund, aber ſie ſind ſtolz auf langes Hinterhaar. Sonderbar iſt es, daß die verheiratheten Weiber ſich nur bedeckt tragen, da hingegen die Mädchen wie Eva einhergehen. Noch merkwürdiger iſt aber die Gewohnheit der hier lebenden Panos-Indianer, nur allein die jungen Mädchen zu beſchneiden. (Weigl.) Schrecklicher iſt es hingegen, daß andere Stämme dieſer Gegend die männlichen Kinder, welche das Unglück haben, mit übelgeſtalteten Gliedmaßen zur Welt zu kommen, ſogleich tödten.

Sie leben in Monogamie, jedoch nehmen ihre Caziken zuweilen zwei Weiber. Schon in ſehr früher Jugend bewerben ſich die Aeltern um die Braut für ihren Knaben, und zwar ſtets aus einer andern Familie. Dieſe beiden Kinder werden dann bis zur Mannbarkeit mit einander erzogen.

Ihre Religion nimmt eine Fortdauer nach dem Tode an. Als ein Miſſionär einen Sterbenden fragte, ob er wünſche in einer andern Welt fortzuleben, erwiederte er: allerdings, denn dort werde er mit ſeinen Verwandten Manibot, Brod und Platanen ſpeiſen. Sie glauben, es gebe dort Tänze und Schlachten. Auch ſcheinen ihnen die Blitze Angriffe auf die Feinde, die Milchſtraße aber ſchöne Wandelplätze der Seelen zu ſeyn.

Andere Nationen nehmen hingegen die Seelenwanderung an. Die erſchlagenen Feinde werden ſofort in bösartige wilde Thiere verwandelt; aber die Seelen der Caziken, der tapfern Krieger und der treuen Weiber gehen vorzugsweiſe in die ihnen ſchätzbaren Thierarten über, z. B. in Affen, Tieger u. dgl.

Dieſe Nationen haben verſchiedene Sprachen. Die der Cocamas kommt mit der der weiter öſtlich wohnenden Omaguas überein; da hingegen iſt die der nicht ſehr weit von ihnen lebenden Yurimaguas gänzlich hievon verſchieden; ſie iſt eben ſo rauh, als jene ſanft iſt.

Auch dieſe Völkerſchaften nehmen ſehr ab. Die zahlreichen Nationen, aus welchen die Panos, Cocamas und Cocamillas entſprungen ſind, haben ſich beſonders durch unſere Kinder-Blattern bis auf 1500 Köpfe vermindert, und die

Nationen der Chamicuros und Aguanas gar bis auf 500. (Veigl.)

Wie wäre dieß aber auch zu verwundern, da mehrere dieſer Völker noch daneben die entſetzliche Gewohnheit haben, ihre Kinder, ſelbſt wenn ſie mit völlig wohlgeſtalteten Gliedern zur Welt kommen, dennoch ſogleich zu tödten? So berathſchlagen ſich die Cocamas bei der Geburt eines Kindes über deſſen Leben oder Tod. Scheint das den Aeltern eine Laſt zu ſeyn (wer ſollte dieß in einem ſo milden Clima vermuthen?), ſo begraben ſie es mit der Nachgeburt lebendig; es müßte ſich denn einer unter ihnen finden, der es zuvor von der Erde aufnähme; in dieſem Falle erziehen ſie es mit aller Sorgfalt.

Einige dieſer Nationen ſind faſt beſtändige Krieger. Ihre Dörfer ſind daher feſtungsmäßig oder zur Vertheidigung eingerichtet. Sie beſtehen aus mehreren großen Gebäuden, die in Form eines halben Mondes gelegen ſind, deſſen convexe Seite ſich gegen den Wald kehrt. Das Ganze hat nur zwei Zugänge, wovon der eine ſehr ſteil, der andere aber auf flachen Boden ausgeht. Wird nun einer der Eingänge überwältigt, ſo retten ſie ſich durch den andern in den Wald, theilen ihre Truppencorps in zwei Flügel, und vertheidigen den Platz von neuem. Alles geſchieht bei ihren Kriegen, wie bei den Wilden in Nord-Amerika, durch Ueberfall und durch ähnliche Grauſamkeit gegen die Beſiegten und Niedermetzeln der Gefangenen. Die Jtucalis hauen den Feinden die Köpfe ab, kochen dieſe, ziehen ihnen die Haut ab, ſtopfen ſie mit Stroh aus, trocknen ſie durch Rauch und bilden dadurch gräßliche Masken. Sich ſelbſt aber ſchlitzen ſie, ſo wie ſie den Erſchlagenen die Köpfe abſchneiden, die oberſten Theile der Naſenhaut auf, und indem ſie die Hülſen der Palmen (wahrſcheinlich die jungen Scheiden der Blumen) hineinſchieben, bringen ſie dadurch Warzen hervor. Je mehr feindliche Köpfe ſie bekommen, deſto mehrere Warzen bilden ſie auf die erwähnte Art; zuletzt erzeugt ſich auf dieſe Weiſe von den Augenbraunen an bis zur Spitze der Naſe hinab eine ſie ſchrecklich entſtellende Aufgetriebenheit oder warzige Geſchwulſt.

Sie feiern ihre Siege durch eigene Feſte, wobei ſie ihre Waffen und ihre Masken oder ausgeſtopfte Kopf-Häute der Feinde mit ſich führen. Hiebei ſpielen ſie Angriffe gegen einander, welche oftmals blutig ablaufen; ſchimpfen jene feindlichen Masken, werfen ihnen ihre Feigheit vor, prahlen mit ihrer Tapferkeit, und endigen das Kriegesfeſt mit Tanzen und Saufen.

Darin ſind ſie indeß den Huronen, Jrokeſen und ähnlichen nördlichen Barbaren weit vorzuziehen, daß ſie die beim Leben erhaltenen Gefangenen äußerſt gutmüthig behandeln.

Auch iſt es merkwürdig, daß dieſe Nationen, ob ſie ſich gleich auf ihren Jagden vergifteter Pfeile bedienen, niemals

von dergleichen gegen den Menſchen in ihren Kriegen Gebrauch machen.

Noch weſtlicher als die hier benannten Stämme, an der entgegengeſetzten Seite des Guallaga, wohnen die Xeberos. Ihr Sitz ſtößt an die Cordilleren, in Norden aber an den Maranon, und das Land wird von vielen beträchtlichen Strömen durchſchnitten, die ſich theils in den Huallaga, theils in den Maranon ergießen. Dieſe Nation, welche eine eigene Sprache redet, ſchätzt Veigl jetzt überhaupt nur noch auf 2000 Köpfe, da ſie vormals außerordentlich zahlreich war.

Den Xeberos gegenüber, an der Nordſeite des Maranon, leben die Xibaros, vorzüglich zwiſchen dem St. Jago-Fluſſe, oder vielmehr zwiſchen deſſen größern öſtlichen Armen, dem Paute und dem Morona. Da ſich Seitenzweige der Cordilleren in ihrem Lande zeigen, ſo dienen die Gebirge dieſer an ſich kriegeriſchen Nation zu einer bedeutenden Schutzwehr. Die Spanier drangen, weil ſie nicht ohne Grund hier ergiebige Metalladern ſuchten, tief in dies Gebiet; allein die tapfern Xibaros wurden endlich Meiſter, erſchlugen ihre Unterdrücker, und zerſtörten die dort angelegten Städte Logrono, Zamora u. a. Zwar hat man es nachher mehrmalen verſucht, ſie von neuem zu bezwingen; aber die natürliche Feſtigkeit des dabei von mehreren Flüſſen durchſchnittenen Landes, und der Haß gegen die Spanier, hat kaum ſelbſt die Miſſionäre dort Eingang finden laſſen. Nur erſt ſeit etwa 10 Jahren iſt es dem Miſſionär der Muralos (einer Nation am Paſtaza-Fluſſe) gelungen, ſich die Freundſchaft Einiger der wilden mißtrauiſchen Xibaros zu erwerben.

Die Miſſionäre ſuchten ſich hauptſächlich anfangs durch Geſchenke von Eiſengeräthe an die Caziken, bei ſolchen Völkern Eingang zu verſchaffen. Die meiſten dieſer Nationen fühlen nämlich den Vorzug der eiſernen Werkzeuge vor ihrem hölzernen und ſteinernen Ackerzeuge und Aexten ſo lebhaft, daß ſie hiefür faſt alles aufopfern. Der deutſche Miſſionär Richter kannte in Laguna (dieſe Ortſchaft liegt unweit der Einmündung des Guallaga-Fluſſes in den Maranon) einen Indianer, der zu dem dortigen Pater Superior kam und ihm ſeinen Sohn zum Geſchenk anbot, wenn er ihm eine Axt geben wollte. Als dieſer ihm vorſtellte, ein Stück Eiſen ſey ja nicht mit einem Menſchen zu vergleichen, antwortete jener ruhig: „Herr, Buben kann ich zeugen, ſo viel ich will, aber keine Axt; ſie iſt mir nützlicher, als ein Kind, denn ich kann ſie lebenslang gebrauchen.“

Geht man über den Morona, ſo kommt man ſofort in das Land der Nation, von welcher dieſe Miſſionen ihren gemeinſchaftlichen Namen führen, in das Land der Maynas. Auch dieſe vormals ſehr zahlreiche Nation iſt theils durch die Waf-

ſen der Spanier, theils durch die ihnen zugeführten europäiſchen Krankheiten außerordentlich geſchmolzen; doch findet man noch hin und wieder einzelne wilde Stämme der Maynas in den Waldungen. Die Miſſionäre hätten bei ihnen noch beſſern Eingang gefunden, wenn die Maynas-Sprache nicht ſo äußerſt rauh und ſchwer wäre.

Es ſind ziemlich hellgefärbte, geſunde Menſchen, bei denen man faſt nie mißgeſtaltete Individuen oder auch Kröpfe findet, ein Fehler, der ſich bei den, den Gebirgen von Quito näher wohnenden Nationen nicht ſelten äußert. Ihre Kleidung iſt ein langer, ſackähnlicher Rock, aus einem einzigen Stücke; nur für den Kopf und für die Arme ſind darin Oeffnungen gelaſſen. Der Zeug dazu aber wird von ihnen ſelbſt verfertigt. Dieſes Tuch, Catſchibango genannt, iſt das oberſte Häutchen gewiſſer Palmzweige. Sie wiſſen es ſauber abzuziehen, trocknen es in der Sonne und geben ihm verſchiedene Farben. Sie verſtehen es ſo ungeſponnen zuſammen zu knüpfen oder ein Ganzes daraus zu machen; die daraus verfertigten Kleidungsſtücke haben, als ein vielfarbig geſtreiftes Tuch, kein übeles Anſehen, und ſind daneben dicht und ſehr brauchbar. Auch bewerben ſich die übrigen Nationen ſehr um dieſe Zeuge; denn bei der unglaublichen Plage der Musquitos und anderer Stechfliegen dieſer Gegenden ſind ſie für Zelte und Zeltbetten von außerordentlichem Werthe. Dieſe Kleidung dient indeß nur den Männern; das andere Geſchlecht hat außer einem kleinen Tuche um die Hüften weiter keine Bedeckung. Ueberhaupt iſt auch bei den Maynas der Zuſtand der Frauen höchſt traurig. Selbſt in dem ſchwächlichſten Zuſtande, z. B. gleich nach dem Kindbette, ſieht man ſie harte Feldarbeiten verrichten; mit dem neugebornen Kinde auf den Rücken gebunden, arbeiten ſie vom Morgen bis zum Abend, faſt ohne Speiſe und Trank. Veigl ſah ſie in ſolchem Zuſtande, mit ſchweren Bündeln Holz, Manihot-Wurzeln oder Platanen auf dem Kopfe, Abends zu Hauſe kommen.

Die Maynas leben zwar, wie die meiſten übrigen Indianer, hauptſächlich von den beiden oben benannten Pflanzen; doch genießen ſie auch häufig die Charapas oder Schildkröten, ſo wie auch das Fleiſch der Fiſche auf Hürden halb gebraten, oder oft nur unter glühende Aſche geſteckt. Feuer machen ſie, wenn die Miſſionäre ſie nicht anders mit Stahl verſehen haben, nach Art der meiſten Indianer, durch Aneinanderreiben zweier Hölzer, und hiebei dienen ihnen die Neſter gewiſſer Ameiſen ſtatt des Zunders.

Unter den ihnen zur Speiſe dienenden Fiſchen nennt Veigl gleichfalls den Zitteraal (Gymnotus Electricus). Er verdient als eine Merkwürdigkeit der Gewäſſer von Süd-Amerika unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Die Eigenſchaft, vermöge

welcher dies Thier willkührlich einen der Leidenſchen oder Kleiſtiſchen (elektriſchen) Flaſche völlig gleichen Schlag austheilen kann, ward zuerſt auf Cayenne (hier findet er ſich gleichfalls häufig) von jenem berühmten Richer im Jahr 1671 entdeckt, der uns die erſten entſcheidenden Erfahrungen über die Verkürzung und Verlängerung des Pendels unter den verſchiedenen geographiſchen Breiten lieferte. Der Holländer van Berkel machte den Zitteraal 1669 genauer bekannt, und in jenen Zeiten, wo man in der Lehre der Elektricität noch ſehr zurück ſtand, wo ſelbſt die Ladung der Kleiſtiſchen Flaſche gänzlich unbekannt war, mußte dieſer Fiſch für ein ganz unerhörtes Phänomen gelten.

Nachmals lieferten Schilling, beſonders aber Williamſon und Walſh, viele Experimente über die elektriſche oder galvaniſche Kraft dieſes Thieres; der berühmte Hunter aber gab deſſen Anatomie. Die neueſten vorzüglichſten Verſuche hierüber verdanken wir abermals unſerm von Humbold. Er verglich ſie zugleich mit den ähnlichen Phänomenen, welche der Zitterrochen (Raja Torpedo L.) hervorbringt, ein Thier, das die Meere des wärmern Europa, ſo wie die oſtindiſchen bewohnt, und deſſen betäubende Kraft bereits Ariſtoteles kannte.

Der Zitteraal ſowohl als der Zitterrochen, ſo ſehr auch ihre Geſtalt von einander verſchieden iſt, haben doch die ſonderbare Einrichtung mit einander, daß die Natur ſie mit eigenen, andern Fiſchen ſelbſt von demſelben Geſchlecht fehlenden Werkzeugen ausgerüſtet hat, wodurch ſie dieſe elektriſche Entladung hervorbringen, und andere Thiere dadurch gewaltſam erſchüttern, ja ſelbſt tödten können. Die dieſe Kraft erzeugenden Werkzeuge liegen am Zitterrochen (R. Torpedo) zu beiden Seiten der Hirnſchale und der Kiefern, und laufen von da bis zu den halbmondförmigen Knorpeln der großen Seitenfloßfedern. Sie beſtehen aus vielen hundert ſtarken, ſenkrechten Säulen oder fünf- und ſechseckigten Prismen, in deren Zwiſchenräumen eine Flüſſigkeit enthalten zu ſeyn ſcheint, und die von vielen Blutgefäßen, aber von einer noch weit größern Anzahl von Nerven durchflochten ſind.

Da der Körperbau des elektriſchen Aals (Gymnotus El.) gänzlich von dem des elektriſchen Rochens verſchieden iſt, ſo haben freilich die Erſchütterungswerkzeuge des in die Länge geſtreckten Aals eine Lage, die, dieſem angemeſſen, faſt der ganzen Länge des Körpers folgt, und ſelbſt eben daher auch den Schwanz mit einnehmen; allein auch ſie haben, wie bei dem Rochen, bedeutende Zwiſchenräume, und enthalten, worauf wohl am meiſten zu ſehen iſt, außer den Blutgefäßen eine ganz außerordentliche Menge ſtarker Nerven, welche aus dem Rückenmarke hervorgehen.

Die Wirkungen, welche beide Thierarten mit dieſen Werk-

zeugen hervorbringen, ſind dann eben ſo außerordentlich, als bis jetzt unerklärt.

Beide Fiſche geben nach ihrer Willkühr dem, der ſie unmittelbar berührt, einen Schlag, der dem Schlage der Exploſion der Kleiſtiſchen Flaſche ähnlich iſt. Der Schlag des Krampfrochens, ſagt Hr. v. Humbold, iſt durchdringender, convulſiviſcher, ſchmerzhafter als die elektriſche Exploſion. Die Kraft des Zitterrochens ſcheint übrigens, überhaupt genommen, minder zu ſeyn; dennoch behaupteten ſchon die Alten, daß er dadurch die Fiſche, die ihm zur Nahrung dienen, nicht nur betäube, ſondern oftmals tödte.

Der Schlag eines friſchgefangenen, kraftvollen Zitteraales iſt fürchterlich, ja von unbegreiflicher Stärke; die größten dieſer Fiſche halten über 6 Fuß Länge. Als Bonpland und v. Humbold im März 1800 in den Sümpfen von Bera, in den großen amerikaniſchen Steppen von Calabozo in der Provinz Venezuela (8° 56′ n. Br.), Zitteraale fiſchten, wurden in wenigen Minuten mehrere Pferde durch ſie getödtet. Der Gymnotus trifft, wenn er längs dem Bauche des Pferdes hingleitet, alle edlere Theile, Herz und Abdominalnerven zugleich. Dieſe Pferde hatte man in den Sumpf gejagt, um den Zitteraal durch das Geräuſch zu zwingen, ſich dem Ufer zu nähern. Daß aber dieſe Exploſion keine nothwendige Folge der Berührung des Fiſches iſt, ſondern der Schlag lediglich von dem Willen des Fiſches abhängt, erhellt daraus, daß man den Fiſch oftmals ſelbſt mit beiden Händen angreifen und reizen kann, ohne die mindeſte Erſchütterung zu empfinden.

Williamſons Verſuche mit andern dem Zitteraal zugeſellten Fiſchen beweiſen noch beſtimmter, wie ſehr das Thier die Erſchütterung in ſeiner Macht habe, und ſie zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen verſtehe. Die kleinen Fiſche, welche er in das Waſſerbehältniß des Gymnotus ſetzte, wurden ſofort von ihm durch einen Schlag getödtet und verſchlungen.

Auf einen großen Katzen-Wels (Silurus Catus L.), der gleichfalls hineingeſetzt ward, ſchwamm der Gymnotus zu, ſah ihn feurig an, gab ihm einen ſtarken elektriſchen Stoß (Williamſon fühlte den Stoß ſelbſt, da er die Hand während der Zeit im Waſſer hielt), wodurch ſich der Wels ſofort auf den Rücken legte; und da der Wels ſelbſt hiedurch noch nicht getödtet ſchien, ſo kehrte der Gymnotus zurück und gab eine zweite noch ſtärkere Erſchütterung.

Der Gymnotus kann den Schlag ertheilen, ohne ſich äuſſerlich dabei zu bewegen; dagegen bewegt der Zitterrochen jedesmal die Bruſt-Floßen, ſo oft er die elektriſche Erſchütterung gibt.

Ich habe, ſagt v. Humbold, den Zitteraal in Händen gehabt, und indem er ſich convulſiviſch krümmte, um ſich

mir zu entwinden, fühlte ich keine Erſchütterung. Daſſelbe Individuum gab wenig Minuten darauf die heftigſten Schläge, ohne die äußere Lage ſeines Körpers zu verändern.

Berührte Williamſon den Zitteraal mit einem Draht oder metallenen Stift, ſo fühlte er den Schlag; dagegen erhielt er keine Erſchütterung, wenn er ihn mit Siegellack, Glas oder Seide berührte.

Kurz, wie bei der Elektricität gaben die leitenden Körper (conductores) den Schlag, die Nichtleiter aber nicht. Beim Zitterrochen macht dieß, nach Hrn. v. Humbold, eine bedeutende Ausnahme. Berührt man, ſagt er, die Torpille mittelſt einer metallenen Spitze, ſo empfindet man, iſolirt oder nicht iſolirt, nie die geringſte Erſchütterung. Eben ſo wenig fühlt man dieſelbe, wenn man den Fiſch auf eine metallene Platte und dieſe auf die linke Hand legt. Berührt man aber in dieſem letztern Falle die obere Fläche der elektriſchen Organe zugleich mit der rechten Hand, ſo empfindet man, trotz der metallenen Platte, den Schlag in beiden Händen. Der Zitteraal gab hingegen, durch Metall berührt, den Schlag.

Eine Reihe oder Kette von Menſchen erhält, wie bei der Leidenſchen Flaſche, den Schlag durchgehends, wenn einer derſelben den Fiſch berührt. Auch findet dieß, wie bei der Elektricität, Statt, wenn die Kette durch Waſſer unterbrochen wird. Wird hingegen die Kette durch die Flamme eines Lichts unterbrochen, ſo erfolgt keine Erſchütterung, weder bei dem Rochen, noch bei dem Aal.

Weder beim Zitterrochen noch beim Zitteraal wird das feinſte Elektrometer durch ihre elektriſchen Organe afficirt, ſelbſt nicht, wenn der Condenſator vermittelſt eines Metallfadens mit dem iſolirten Fiſche in Verbindung geſetzt wird.

Schilling behauptete, entdeckt zu haben, daß der Magnet auf den Zitteraal beträchtlich wirke, ja ihn oft ſeiner Kraft beraube. Ingenhous machte deßhalb eigene Verſuche, fand aber das Gegentheil. Ueberhaupt ſcheint vieles, ſo wie bei dem Galvanismus, hier noch ſehr dunkel; doch ſind wohl ſtets die Nerven die Hauptorgane der animaliſchen Elektricität. Auch mag eine beſondere Anſtrengung oder ein beſonderer Affekt bei mehreren Thierarten dieſes Fluidum da in Bewegung ſetzen, oder vielmehr ſichtbar werden laſſen, woſelbſt man es gar nicht vermuthete. Ich erinnere mich beſtimmt, geleſen zu haben, daß, als Jemand eine Hausmaus bei dem Schwanze ſo hielt, daß der Kopf lothrecht herabhing, und das geängſtete Thierchen ſich aufs äußerſte anſtrengte, ſich in die Höhe zu werfen, derjenige, welcher ſie hielt, einen wahren elektriſchen Stoß in ſeinen Fingern und der ganzen Hand fühlte.

Außer den beiden hier erwähnten Fiſchen kennen wir jetzt

noch drei andere, die da gleichfalls mit dieſer Kraft ausgerüſtet ſind. Der erſte iſt ein Wels (Silurus Electricus), den Forſkål im Nil entdeckte. Der zweite iſt ein Stachelbauch (Tetrodon Electricus); ein engliſcher Schiffskapitain entdeckte ihn in der Höhlung eines Felſen im Meer, unweit der Inſel St. Juan, bei der (afrikaniſchen) Küſte Zanguebar; er erhielt bei deſſen Fange einen beträchtlichen Schlag. Der dritte iſt ein Riemfiſch (Trichiurus Electricus) aus Oſtindien. Nieuhof hat zuerſt dieſe Eigenſchaft in ſeinen Reiſen durch Oſtindien angemerkt, und den Fiſch gut gezeichnet. Wie viele mit ähnlicher Kraft begabte Thierarten mag der Ocean nicht noch enthalten!

Es iſt aber höchſt merkwürdig, daß gerade Thiere in einem Elemente, welches als ein vorzüglicher Leiter dem Zuſammenhalten der künſtlichen Elektricität ſo ſehr ungünſtig iſt, dieſe Eigenſchaft äußern. Auch darf man es mit Recht bewundern, wie die Natur die benannten Fiſche durch dieſe Kraft ausgerüſtet hat, nicht nur um ſich zu vertheidigen, ſondern auch dadurch ihre Beute zur Nahrung zu erjagen.

Nach der Auseinanderſetzung dieſes Natur-Phänomens kehren wir nun zu den Maynas und den noch übrigen Völkern zurück.

Sie ſind nicht ohne Fähigkeit zur Nachahmung. Sie erlernen leicht fremde Sprachen und Handwerke, zeigen auch vorzügliche Geſchicklichkeit in Handarbeiten verſchiedener Art. Dieß beweiſen unter andern die trefflichen Körbe, welche ſie aus den Bejucos (Lianen) ſo genau zu flechten verſtehen, daß, da ſie völlig waſſerdicht ſind, die Spanier ſie ſelbſt zu Reiſekoffern gebrauchen. Sie verfertigen Hamaks, Hängebetten, von eben ſo großer Leichtigkeit als Dauer, die in jenen heißen Ländern, beſonders auf Reiſen, von ganz vorzüglichem Nutzen ſind. Sie weben aus mehreren Baumrinden Umhänge, die nicht nur die Moskiten, ſondern ſelbſt die dort ſo gefährlichen blutſaugenden Fledermäuſe, die Vampyren (Vespertilio Vampyrus L.) zu Nachts abhalten.

Ebenfalls iſt ihre Art, das Wild durch Blasröhre zu erlegen, künſtlich und äußerſt zweckmäßig. Die Blasröhre ſelbſt werden nur mit vieler Mühe und Kunſt aus einer ſehr harten Holzart, Chonta (Tschonta), einer Palmart, ausgehöhlt. Das Gift, wodurch die abzuſchießenden, darein getunkten Pfeile tödtlich werden, erfordert aber eine wahre pharmacevtiſche Zubereitung. Keine Nation iſt darin geſchickter, als die weiter nach Oſten wohnenden Peyas und die Ticunnas. Ihr Recept zu dieſem Gifte beſteht faſt wie unſer Theriak aus 30 verſchiedenen Kräutern und Säften, und ſie ſind hierin ſo gewiſſenhaft, daß ſie auch nie ein einziges Ingre-

dienz auslaſſen, welches ihnen das Recept ihrer Ahnherren vorgeſchrieben hatte.

Dieſes Gift iſt aber nicht nur ſofort tödtlich, ſeine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Condamine tödtete mit dem 14 Monate zuvor von den Ticunnas erhaltenen Gifte in Leyden, in Gegenwart dreier berühmter Phyſiker und Aerzte, Muſchenbroek, Albinus und Van Swieten, eine Henne. Er ritzte ſie mit einem ſolchen Pfeil nur unter den Flügeln, und ſie ſtarb nach 6 Minuten, ungeachtet man dem Thiere Zucker eingab, welches doch in Amerika ſelbſt für ein Gegengift gehalten wird. Friſch aufgeſtrichen tödtet das Gift in einer Minute.

Veigl behauptet indeß, aus eigener Erfahrung zu wiſſen, daß die Ausdünſtung von Crocodillen und beſonders von Schildkröten dem Gifte ſeine tödtende Kraft benehme. Auch hüten die Indianer ſich ſehr, daß ſich dem Gefäße, worin ſie das Gift aufbewahrt halten, keine Schildkröte nähere. Uebrigens iſt das mit dieſem Gifte getödtete Wild auf keine Weiſe weiter ſchädlich; ſelbſt wenn der Pfeil noch in dem Thiere ſteckt, wird das Fleiſch ohne alle böſe Folgen gegeſſen. Das Gift wirkt, wie mehrere Gifte, nur allein dann, wenn es ſich mit dem Blute vermiſcht.

Die Indianer ziehen aber dieſe Jagdmethode unſerm Schießgewehr weit vor. „Euer Geſchütz," ſagten die Pinches dem Pater Zephiris, „verurſacht zwar einen großen Knall, aber mit geringem Nutzen. Ein Jäger kann nur ein einziges Stück Wild aus einem ganzen Rudel ſchießen, denn der erſte Schuß jagt alle übrigen Thiere aus einander; dabei geht keine unbedeutende Zeit zur neuen Ladung verloren. Mit dem Blasrohre tödten wir ſo viele Stücke, wie wir wollen; dieß macht kein Geräuſch, und die übrigen Thiere entfliehen nicht bei dem Tode des angeſchoſſenen Thieres."

In ihren übrigen Eigenſchaften kommen die Maynas freilich mit den andern Völkerſchaften ziemlich überein. Sie ſind ſorglos, träge und oft grauſam. Ehe die Miſſionäre bei ihnen Eingang erhielten, pflegten einige ihrer Stämme ihre eigenen Todten zu braten und zu verzehren. Bei andern beſchränkte ſich dieß nur auf ihre Feinde; ſie verbrannten nur die Leichen der Ihrigen, und machten aus den Hirnſchädeln Trinkgeſchirre. Anjetzt begraben ſie ihre Todten, beklagen ſie aber lange mit Weinen und Heulen, ja die Wittwen ſchneiden wohl gar ihr ſchwarzes langes Hinterhaar, worauf ſie ſo ſtolz ſind, als Zeichen der innigſten Trauer, ab.

Es herrſchen bei ihnen einige beſondere Krankheiten. Hiezu gehört vorzüglich eine Art ſehr böſer groſer Beulen, Cuchippe genannt, die oft ſelbſt bei den beſten Mitteln, welche man dagegen anwendet, fünf, ja ſieben Jahre dauern. Ferner iſt der Vitſcho eine äußerſt gefährliche Seuche. Nach großen

Beängſtigungen, heftigen Kopfſchmerzen und ſchmerzhafteſten Krämpfen in der Gegend des Nabels und des Magens, erfolgt ein ſtarkes Erbrechen mit Durchlauf von einer grünlichen Materie. Ohne ſchnelle Hülfe rafft dieſe, wahrſcheinlich galligte Krankheit den ſtärkſten Mann in drei bis vier Tagen hinweg.

Unſere Kinderblattern haben dann gleichfalls unter den Maynas große Verwüſtungen angerichtet; nur erſt durch die von den Miſſionären ſeit 1762 dort eingeführte Inokulation iſt dieſer Verluſt beträchtlich gemindert.

Ueberhaupt haben die Miſſionäre, beſonders die Jeſuiten, um dieſe wilden, elenden Völkerſchaften große Verdienſte. Denn ſelbſt, wollte man die ihnen zugeführten Ceremonien der römiſchen Kirche nicht ſo hoch anrechnen, als ſie es doch bei ſolchen, nur durch das Sinnliche zu gewinnenden Menſchen wirklich verdienen, ſo darf man ihnen doch den Werth nicht abſprechen, die Indianer mehr civiliſirt, ſie von manchen ihrer grauſamen Gebräuche entwöhnt zu haben. Sie führten ihnen unſere Handwerke und beſonders einen regelmäßigen Ackerbau zu; ſie verwandelten ihr wildes, umherſtreifendes, die Nation ſelbſt aufreibendes Jägerleben in ein ruhigeres, an einzelne fruchtbare Landſtriche fixirtes Leben, wodurch die Menſchen ſicherer, beſſer und länger ihr Daſeyn genießen. Sie nehmen ſie ſowohl gegen die Krankheiten in Schutz, als auch ſelbſt oftmals gegen den Druck ihrer Oberherren.

Dieſe Völker werden nämlich unter der allgemeinen Oberherrſchaft des ſpaniſchen Vicekönigs von Peru regiert durch einen Governador, ferner durch Alcalden und Dorfrichter oder Schulzen. Beide letztere ſind gewöhnlich mit einander von ihrer eigenen Nation. Die Miſſionäre ſtehen oder ſtanden wenigſtens ſonſt dieſen zur Seite, und hatten auf Befehl des ſpaniſchen Gouvernements eine Art Oberaufſicht auf jene.

Nichts iſt mehr zu wünſchen, als daß dieſe guten Väter bei den Indianern auch allmählig die übrigen Schauder erregenden Gewohnheiten gänzlich unterdrücken mögen, die ſogar die Nachkommenſchaft verkrüppeln. Hieher gehört z. B. der Wahnſinn der Yamaos, bei ihren Kindern den Naſenknorpel gänzlich herauszulöſen, ſo daß nur die Haut in der Mitte übrig bleibt. Daneben durchbohren ſie die Ohrlappen, ſtecken Hölzer, Keile hinein, die ſie nach und nach ſo ſehr vergrößern, daß endlich die Ohrlappen bis auf die Schultern herabgezogen werden.

So gräßlich nun auch dieſe Verunſtaltungen des menſchlichen Körpers für die Fremden ſind, ſo betreffen ſie indeß nur minder edle Theile. Wer ſollte es aber vermuthen, daß

man es wagen dürfte, ſelbſt das Gehirn, den Sitz aller Verſtandesorgane, beträchtlich zu verunſtalten!

Dieß iſt vorzüglich der Fall bei den Omaguas, d. h. auf Peruaniſch die Großköpfe, bei den Portugieſen aus gleichem Grunde im Braſilianiſchen Cambeva genannt; Condamine überſetzt das letztere Wort durch Plattköpfe, und dieß ſcheint der Sache ſelbſt angemeſſen zu ſeyn. Dieſe Völkerſchaft, welche vormals ſüdlicher wohnte, nimmt jetzt hauptſächlich den Landſtrich längs den nördlichen Küſten des Maranon ein, die zwiſchen den Flüſſen Tigre und Napo liegen; hier gränzen ſie an die Naponer.

Jene Verunſtaltung des Kopfs wird aber bei den Omaguas auf folgende Art bewirkt. Sie wickeln den Vorderkopf, die Stirn des neugebornen Kindes, in Baumwolle, und legen hierauf ein kleines viereckiges Brett. Ein ähnliches Brett legen ſie an den Hinterkopf (occiput), ziehen ſodann beide Bretter vermittelſt eigener Stricke nach und nach ſo ſehr zuſammen, daß der Theil des Geſichts, ſo wie das Hinterhaupt, flach, mithin breiter wird, da dann der ganze Kopf durch das Heraustreiben dieſer Theile eine zugeſpitzte Form annimmt. Sie halten ſich durch dieſe ſcheußliche Verunſtaltung ſchön, denn, ſagen ſie, wir gleichen dem Vollmond.

Wenn man bedenkt, wie allgemein die Theile des Gehirns hiedurch verſchoben, theils an einander gepreßt, theils aus einander geſetzt werden, ſo bewundert man mit Recht die Dauerhaftigkeit der menſchlichen Natur; ja man könnte hieraus einen Beweis mehr ziehen, daß faſt unmöglich alles auf das Materielle, auf das Organ und auf deſſen Bildung ankomme. Denn die Omaguas ſind nicht dümmer als andere Indianer, wenn gleich ihr Kopf zugeſpitzter und ihr Hinterkopf breit gedrückt iſt, der doch, wie man glaubt, die weſentlichſten Werkzeuge aller Sinne, den Zuſammenfluß der Nerven, und nach Einigen den Sitz der Denkkraft ſelbſt enthält. Vielmehr ſprechen die ſo eben angeführten Geſchicklichkeiten für die Fähigkeit dieſes Volks.

Dieß zeigt auch der Bau ihrer Fahrzeuge oder Canoes, beſonders der Bau der größeren. Sie bilden ſie vorzüglich aus den trefflichen Cedern, die am Ukayale wachſen. Dieſe werden ihnen häufig gleichſam vor ihre Thüre geſchwemmt, wenn die gewaltigen Fluthen bei Ueberſchwemmungen große, mit Cedern bewachſene Erdſtriche mit ſich fortreißen. Die Omaguas wählen darunter ſo anſehnliche Bäume, um aus einem einzigen Stamme Canoes von 17 Ellen zimmern zu können. Dieſe großen Fahrzeuge tragen 13 Menſchen, und haben eigene, von Blättern geflochtene Schutzdächer. Nur von der Mechanik, die die Natur lehrt, geleitet, heben und rollen ſie dieſe erſtaunlichen Holzmaſſen vermittelſt ſtarker

Hebel und Stricke von Lianen nach jeder Richtung hin, und es iſt dann kein unbedeutendes Schauſpiel, Männer, Weiber und ſelbſt Kinder hiebei ihre Kräfte ſo geſcheidt anwenden und vertheilen zu ſehen, daß dieſe Laſt nach ihrer Willkühr durch dicht bewachſene Wälder zu dem Ort ihrer Beſtimmung geführt wird. Ein großer Theil des Weges, der oft eine halbe Meile beträgt, wird zuweilen mit Walzen belegt, die wiederum an den ſchwierigſten Plätzen mit glatten Baumrinden bedeckt werden. (Veigl.)

Ebenfalls ſind es dieſe Plattköpfe, die Omaguas, denen wir beſonders die Belehrung über den Nutzen des elaſtiſchen Harzes (Caoutchou) *) verdanken. Sie haben hiebei noch die ſonderbare Gewohnheit, bei ihren Gaſtmählern zu Ausgange des Schmauſes jeden Gaſt vermittelſt der aus dieſem Harze verfertigten Spritzen anzufeuchten; es iſt dieß gleichſam ihr Abſchieds-Compliment.

Noch eine andere ſonderbare Gewohnheit findet bei ihnen Statt. Sie bedienen ſich als Schnupftabak der trockenen, zerriebenen Blätter eines Baumes, Gurupa genannt, ſowohl um zu nieſen, als auch, wie ſie behaupten, um ihren Geiſt aufzuheitern. Dieſen Tabak ziehen ſie in beide Naſenlöcher zu gleicher Zeit, vermittelſt einer Röhre von Cautchou, die wie ein Ypſilon (Y) geſtaltet iſt. Die beiden in eins zuſammenlaufenden Röhren werden jede in ein Naſenloch geſteckt, und der untere Stamm, den ſie mit Tabak füllen, treibt zuſammengedrückt, vermöge ſeiner Elaſticität, den Tabak in die Höhe.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beiden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letzten Indianer gegen Oſten unter ſpaniſcher Herrſchaft. Auch dieſe theilen ſich in viele Stämme; ſechs derſelben, die Abichiras, Anguteres, Cunchies, Ycahuetes und Papaguas, begreifen die Spanier mit einander unter dem Namen der Encallada-Nation. Daß auch ſie ſich mit Halsſchmuck von Thierzähnen, ſo wie durch einen gelblichen widrigen Anſtrich zieren, iſt ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber ſie zeichnen ſich noch hiebei dadurch aus, daß einige dieſer Stämme auf dieſen friſchen Anſtrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verſtehen ſie die Rinde des Baumes Jantſchama durch Klopfen ſo trefflich zu bereiten, daß ſie dem ſchönſten gegerbten Leder gleich kommt. Sie wird durch Waſchen ſchneeweiß, läßt ſich, ſo lange ſie noch feucht iſt, nach Belieben ausdehnen, und gleicht dem ſchönſten, feinſten Gewebe. Hieraus werden ſehr ſchätzbare Kleidungsſtücke und Decken verfertigt.

---

*) Man ſehe oben S. 18.

In dieſen Gegenden herrſcht auch die Gewohnheit, ſich des trefflichen Harzes, des Copals (den Baum, woraus es herſtammt, nennt Linné Rhus Copalinum) zum Brennen, zur Erleuchtung zu bedienen. Bei den Frauen dieſer Völker, welche übrigens bis auf eine Binde um die Hüften, mit ſchwarzen Corallen oder kleinen Kugeln beſetzt, nackt gehen, und ſich die Lefzen ſchwarz mahlen, findet man Spiegel aus einem ſchwarzen Harze. Sie ſind alſo hierin einer der vorhergehenden indianiſchen Nationen ziemlich ähnlich, die da Spiegel aus einem dunkeln, ſehr feſten Holze zu verfertigen verſteht.

Die letzten dieſer ſpaniſchen Indianer, d. h. die am weiteſten gegen Oſten gelegenen, ſind die Pevas, von denen, wie wir von ihren Nachbaren bereits anführten, ſie beſondere Geſchicklichkeit in Verfertigung des Gifts aus den Kräutern beſitzen.

Ueberhaupt haben mehrere dieſer Völker keine unnütze Kenntniß von Medicinal-Kräutern. Sie bedienen ſich ihrer beſonders bei äußern Schäden, wiſſen auch eigene Arzneien, als aphrodisiaca, für beide Geſchlechter unter dem Namen piripiri zu bereiten, von welchen ſie behaupten, daß ſie ſelbſt die fehlerhafte Bildung gewiſſer Theile des menſchlichen Körpers verbeſſern ſollen. Bei ihren innern Krankheiten nehmen ſie indeß häufig ihre Zuflucht zu ihren Zauberern, Mohanes oder auch Agoreros genannt. So wie bei andern Wilden ſetzen ſich dieſe Beſchwörer in Extaſe, oder, wie ſie ſagen, in nähere Verbindung mit ihren Göttern, vermittelſt der betäubenden Kraft einer Pflanze, hier des Floripondio (Datura arborea L.). Sie legen ſich neben den Kranken in eine eigene Hamak, verfallen in Zuckungen, und beſchwören mit den gräßlichſten Geberden die Krankheit, reichen aber daneben dem Kranken oftmals wirkliche Arzneien. Stirbt er ungeachtet aller angewandten Mittel, dann löſchen ſie alle Lichter aus, damit die Seele wegen des Rauchs keine Oeffnung in dem Dache zum Entſchlüpfen entdecken möge.

Dieß mag hinreichen, im Allgemeinen einen Begriff von dieſen kaum aufzuzählenden Nationen zu geben.

Früge man nach ihrer wirklichen Volksmenge, ſo würde dieſe, ſo wie bei den Nationen von Nord-Amerika, ſicher ſehr gering ſeyn; ja mir ſcheint es kaum möglich, aus vielleicht 100 verſchiedenen Stämmen mehr als ein paar hunderttauſend Individuen herauszubringen. Jetzt zu einer andern Art Bewohner dieſes ſchönſten Landes, zu den dortigen Europäern und den durch ſie dorthin verpflanzten Menſchen.

b) Der Fremde, der in Peru Angeſiedelte.

Traurig war anfänglich das Loos der durch einige bewaffnete ſpaniſche Abenteurer eroberten neuen Welt. Hart

verſchuldete ſich allerdings Spanien an der Menſchheit dadurch, daß es jedem zu Grunde gerichteten, tollkuhnen Europäer zu dieſen Eroberungen die Sanction ertheilte. Jede Calamität ſcheint indeß in ſich ſelbſt das Korn zu einer, wenn gleich noch ſehr entfernten, reichen Ernte zu enthalten; in jede große Revolution legte die Vorſicht ſchon den Urſtoff eines nachmaligen Erſatzes, in jede Ungerechtigkeit aber auch wohl den Keim ihrer künftigen Strafe.

Die größte Raubrepublik, Rom, ſchwand von der Erde; einzelne talentvolle Deſpoten machten ihr durch Ueberſpannung, durch übertriebene Vergrößerung, durch Ehrſucht, die an Wahnſinn gränzte, ein Ende. Dieſe Deſpoten ſelbſt aber fanden alle ein frühzeitiges, trauriges Ende. Und ſonach iſt Babels Thurm wohl nur das Bild jener von der Nemeſis ausgeglichenen menſchlichen Uebertreibung.

Eben die unmäßige Vergrößerung Carls V. und ſeines kleineren Sohns, Philipps II., durch die neue Welt, eben dieſe unermeßlichen Schätze, welche ſo plötzlich aus Amerika in Spanien hereinſtrömten, ließen dieſen herrlichſten Theil Europens verarmen. Seine Einwohner tauſchten ihren eigenen fruchtbaren Boden gegen die wilden Schneegebirge von Peru um; das Gold der letztern, ſo viele Tauſende Amerikaner ſein Hervorarbeiten auch anfänglich unglücklich machte, ſo unſicher ſeine Gewinnung auch mit der Zeit werden mußte, lag anfänglich gleichſam zu Tage; es blendete den Kurzſichtigen, und er gab die reichen Felder, die köſtlichen Heerden, die herrlichſten Früchte, dieſe ſo ſichern Schätze ſeiner Heimath auf, ja er verließ ſelbſt die ſeit dem grauen Alterthume berühmten Metallminen Spaniens, um nur ſchneller und unſicherer zu gewinnen.

Da minderte ſich denn die Volkszahl; da lähmte ſich die Thätigkeit; da ſank der Ackerbau und die Viehzucht. Spaniens Kriegsmacht, ſonſt der Schrecken von Europa, ſpielt jetzt eine ſehr untergeordnete Rolle. Der kühne, tapfere Caſtilianer, der thätige Biſcayer, fröhnen jetzt dem übermüthigſten Nachbar. Spaniens Handel, obwohl er beide Welten umfaßt, iſt gleichſam nur Commiſſions-Handel fremder Staaten; ſeine Heerden tragen nur Wolle für die Fabriken von Mancheſter, und ſeine unermeßlichen Schätze reichen jetzt kaum hin, dem Mangel der Unterthanen abzuhelfen; traurige Folge des vernachläßigten Vaterlandes! Wie thörigt, wie klein erſcheint uns jetzt Philipp durch die Vergeudung von mehr als 4000 Millionen, faſt gänzlich von den unglücklichen Indiern aus den Minen der neuen Welt hervorgearbeitet, um durch Vernichtung ſeines größten Gegners endlich eine Univerſal-Monarchie zu ſtiften. Nach vieljähriger Fehde und unter Strömen von Blut ſtürzte der elende Menſch Mil-

lionen ins Grab oder ins Unglück, und ihre Nachkommenſchaft verwünſcht ihn.

Die ruhige, unbefangene, nichtsfürchtende Geſchichte brandmarkt dereinſt ſolche ungerechte Eroberer als Verbrecher an der Menſchheit, als Mörder alles Volksglücks, als elende Menſchen, welche ihrem niedrigen Egoismus die Sicherheit der geſammten Societät aufopfern, ſie, die es in Händen hatten, dereinſt als wohlthätige Gottheiten von der Zukunft verehrt zu werden.

Die beiden Monarchen Spaniens, die Haupturheber der Unterdrückung der ſchuldloſen Amerikaner, büßten ſelbſt noch bei ihrem Leben für ihre Verbrechen.

Der ſonſt unerſchütterliche Carl fühlte gegen das Ende ſeiner blutigen Laufbahn das ganze Gewicht ſeiner Unthaten. Er verfiel in religiöſen Wahnſinn, geißelte ſich aus Reue bis aufs Blut, ließ ſich bei ſeinem Leben in einen Sarg legen, ordnete die feierlichſte Trauerfarce ſeiner eigenen Beerdigung an, badete ſich dabei in Thränen der Reue, ward aber ſelbſt bei dieſer frommen Mummerei von einem heftigen Fieber ergriffen. Hieran ſtarb er kurze Zeit darauf, und hinterließ, aller großen Schätze Weſt-Indiens ungeachtet, erſtaunliche Schulden; viele Krongüter waren verkauft und viele Kron-Einnahmen verpfändet.

Dem weit minder talentvollen, aber viel boshaftern Sohne war aber auch ein weit ſchrecklicheres Schickſal aufbehalten. Er büßte ſeine enormen Verheerungen und Kriege durch die ſchrecklichſten Krankheiten. Den Herrn zweier Welten konnten keine menſchlichen Mittel retten, daß er nicht, lebendig vom Ungeziefer gefreſſen, erliegen mußte. Geiſtliche mußten für den Beſitzer aller Schätze von Mexico und Peru in ſeinen letzten Regierungsjahren von Haus zu Haus bei ſeinen vernachläßigten Unterthanen um Beiſteuern betteln; er ſtarb unter den größten körperlichen Qualen, dabei creditlos, ſowohl in ſeiner vaſten Monarchie ſelbſt, als im Auslande.

Schon vormals iſt es angezeigt *), daß auch die einzelnen Eroberer der neuen Welt, die Heerführer der dortigen ſpaniſchen Truppen, nur durch ein trauriges Ende die Ungerechtigkeiten und Greuel büßten, welche ſie über die harmloſen Amerikaner gebracht hatten.

So groß indeß dieſe Unglücksfälle nun auch waren, ſo ſchwer die Laſt der Unterjochung auf jene armen Indier drückte, ſo zeigte ſich doch ſelbſt in der Methode der Spanier, die neueroberten Provinzen zu behandeln, ein Keim zu einem künftigen beſſern Daſeyn, ſowohl der Amerikaner, als der durch dieſe Eroberungen dort hinüber gewanderten europäiſchen

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

Anſiedler. Der Original-Bewohner gewinnt anjeẓt in mehrerer Hinſicht. Seine vorigen Grauſamkeiten, wodurch das Leben und ſein Genuß ſtets gefährdet ward, fangen an zu verſchwinden. Die Liebe zum Ackerbau und zu einer feſten, ſichern Lebensart nimmt zu, und mit ihr wachſen die geſammten Vortheile der Civiliſation.

Was aber die Europäer betrifft, ſo iſt es auffallend, wie Spanien ſchon vom Anfang ſeiner Eroberungen jene Länder als für ſich beſtehend betrachtet hat. Es gewährte ihnen faſt alle Einrichtungen des Mutterlandes: eine eigene Regierung unter Vicekönigen, eine hohe und niedere Geiſtlichkeit, Bisthümer, Pfarrer, Manns- und Frauen-Klöſter, Schulen, Erziehungsanſtalten, Univerſitäten und Akademien.

Dem dorthin gewanderten Spanier war die Kolonie nicht wie bei England, Frankreich und Holland nur als Pflanzer, Kaufmann oder Speculanten deßhalb wichtig, um ſich durch eine von dieſen Methoden Vermögen zu erwerben, und es dereinſt im Mutterlande ruhig zu genießen. Amerika war für ihn kein temporärer Siẓ, kein fremdes Land; es ward ihm ein wirkliches Vaterland, das in ſich alles enthielt, was er im Mutterlande zum Bedürfniß einer kultivirten Societät vorfand.

Der Surinamer, der Batavier, der Pflanzer auf Martinique oder Jamaika, alle dieſe ſenden ihre Söhne zur Erziehung nach Europa; denn nur dort im Mutterlande finden ſie wiſſenſchaftliche Anſtalten zur höhern Ausbildung; ſie müſſen dorthin, um Ehrenſtellen und Aemter zu erhalten.

Der Spanier findet in mehreren Städten von Mexico, beſonders aber in der Hauptſtadt, nicht nur die gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ſondern einen trefflichen botaniſchen Garten, Vorleſungen über die Chemie, eine vorzügliche Bergakademie, ja Akademien der Bildhauerkunſt, der Mahlerei und des Kupferſtechens. Und dieß iſt, wie wir ſogleich ſehen werden, beinahe eben der Fall in Peru.

Spanien läßt durch dieſe geſammten Einrichtungen die übrigen großen Handels- und Colonial-Nationen von Europa noch weiter hinter ſich zurück, als es dagegen in Europa anjeẓt von den meiſten derſelben in der geſammten Cultur übertroffen wird.

Dieſe vorzüglichen Einrichtungen laſſen mithin den in Amerika gebornen Spanier nicht weiter nach dem Mutterlande ſeufzen. Er ſteigt dort, etwa die höchſte Würde ausgenommen, von einer Ehrenſtelle zu der andern; er genießt neben dem trefflichſten Clima und deſſen unübertreffbaren Produkten die geſammten Vortheile des Vaterlandes ſeiner Vorfahren.

Freilich iſt die Vortrefflichkeit des Climas und des Bodens, ſo wie bei dem Mutterlande, wohl eine Haupturſache,

weshalb Fahrläſſigkeit und Müſſiggang dem hohen Aufblühen der Menſchheit und der daraus entſpringenden reichen Population ſo ſehr entgegen arbeiten.

Jene ſieben Intendantſchaften, woraus Peru beſteht *), die von Tumbez (4½ Gr. ſ. Br.) bis in Süden nach Vilcanota in der Provinz Tinta (oder Cauches), und von dort längs der Küſte an die Gränzen der Wüſte Atacama laufen, die ſich mithin durch mehr als 20 Grade der geographiſchen Breite erſtrecken, und bei ſehr abwechſelnder Breite oder Ausdehnung von Weſten nach Oſten, nehmen dennoch 44,650 Quadratmeilen **) ein, und enthalten 1360 Städte oder bedeutende Ortſchaften, hieneben begreiflich eine viel größere Anzahl von Dörfern.

Wie unbedeutend iſt aber auf einer ſolchen Fläche eine einzige Million Einwohner! Denn wenn auch gleich hiebei Wüſteneien von 20 bis 30 Meilen vorkommen, wenn gleich das hohe Gebirge einen beträchtlichen Theil des Landes unbewohnbar macht, ſo bedenke man auch dagegen die köſtlichen und fruchtbaren Erdſtriche der Sierras, der Valles und Quebradas, der erhöheten Gegend, der Thäler und mächtigen Schluchten, wo alles, was die Natur nur Reiches und Treffliches von nährenden, ſchmackhaften und heilſamen Pflanzen aufzuweiſen hat, auf das üppigſte gedeihet.

Von jener Million Peruaner finden ſich in unſern neueſten Zeiten 400,000 Ureinwohner, Indianer; das übrige ⅗tel beſteht aus Weißen und Meſtizen von allen Nüancen.

Mag es ſeyn, daß die Stämme der Wilden vormals zahlreicher waren, daß unſere Kinderblattern ſie anſehnlich vermindert haben; mag das harte Joch der Dienſte in den Minen mehrere Tauſende aufreiben; mag endlich das berühmte Reich der Ynkas beſſer bevölkert geweſen ſeyn, als die Theile von Peru, welche jenſeits der Gebirge liegen; ſehr groß kann dennoch niemals die Volkszahl eines Landes geweſen ſeyn, wo der Boden nur theilweiſe den Ackerbau zuläßt, wo viele Flüſſe gleichſam fließende Meere von ſüßem Waſſer bilden, wo undurchdringliche Waldungen dem Erdboden den zum Anbau nothwendigen Sonnenſtrahl entziehen, und wo die Atmoſphäre oft Monate hindurch im Waſſer ſchwimmt.

Wenn uns aber der Spanier Correal in dem Jahre 1666 ſeine eigenen Landsleute in Peru, nämlich die dort von Spaniern Abſtammenden, die Creolen, als äußerſt roh und ungebildet ſchildert, wenn er ihre damalige Geiſtlichkeit höchſt unwiſſend und ſo geizig angibt, daß ſie denjenigen, die die

*) Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco.

**) Seemeilen gerechnet.

Taufe nicht zu bezahlen vermögend waren, ſelbſt den Eintritt in das Chriſtenthum verſagten, wie viel hat dann nicht in dieſer Rückſicht Peru in unſern Zeiten gewonnen!

Ulloa bezeugte ſchon die Wirkung der Schulen und beſonders der Univerſitäten in den großen Städten Quito und Lima, zu Gunſten der allgemeinen Verbreitung der Kenntniſſe. Noch unverdächtiger iſt aber Condaminens Zeugniß. Selbſt Kloſtergeiſtliche wurden eifrige Verehrer der Aſtronomie, und Don Maldonado, ein Creole, alſo im Lande ſelbſt geboren, gab den gültigſten Beweis für die Talente der dortigen Spanier. Er hatte großen Antheil an der ſchönen Karte von der Provinz Quito; er hatte, nach Ueberwältigung erſtaunlicher Schwierigkeiten, zur Handels-Verbindung zwiſchen Panama und Quito, am Rio Eſmeraldo einen neuen Hafen errichtet. Hierauf ging er nach Europa, wohnte, um ſich in der Kriegskunſt zu üben, den wichtigen Feldzügen in Flandern (1747) unter dem großen Marſchall von Sachſen bei, durchreiſete ſcientifiſch die Niederlande, und beſuchte nach dem Frieden England. Er war bereits, wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe, in die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und eine gleiche Ehre erhielt er in London. Auf dieſen Reiſen richtete er ſtets ſein Augenmerk auf alles, was in Rückſicht der Fabriken, Manufakturen und anderer nützlichen Anſtalten dereinſt ſeinem Vaterlande, Peru, hätte wichtig werden können. Unglücklich war es daher für Amerika, daß ein ſo talentvoller, thätiger, uneigennütziger und unbefangener Mann ſein Vaterland nicht wieder ſehen ſollte. Ein hitziges Bruſtfieber riß ihn im 40ſten Jahre in London dahin, obgleich Englands Aeſculap, der Leibarzt Mead, ſeine ganze Kunſt dagegen aufbot.

Dieſe Vorliebe für die Wiſſenſchaften hat aber ſeitdem in den Hauptſtädten von Peru ſtets feſtern Grund gefaßt. Was für Condaminen Maldonado war, das ward für unſern Humbold der Sohn des Marquis Selvalegre, Carl Montufar. Er begleitete den berühmten Deutſchen auf ſeiner Expedition von Peru nach Mexico, ſelbſt bei den mühſamſten Unternehmungen. Leidenſchaftlich für die Wiſſenſchaften eingenommen, läßt er auf ſeine Koſten jene berühmten Pyramiden, die Termen der Meſſung der Erde, in der Ebene von Yaraqui (1° 45′ ſ. B.) wieder errichten.

Um dieß hinreichend zu verſtehen, ſcheint es wohl nicht durchaus überflüſſig, hier im Vorbeigehen anzuführen, daß Condamine dieſes Monument der großen Unternehmung angab, und auch, wiewohl nach vielfach überwältigten Zwiſtigkeiten, errichtete. Dieſe Pyramiden an den beiden Endpunkten der gemeſſenen Baſis ſollten durch eingehauene Inſchriften die Hauptreſultate der Erdmeſſung, und der übrigen aſtronomi-

ſchen und phyſikaliſchen Unterſuchungen der von Frankreich geſandten Akademiker und ihrer Gehülfen, der Spanier, für die Nachwelt aufbewahren, und zugleich ein wirkliches, eiſernes Längenmaaß, welches bei der Meſſung zum Grunde gelegt war.

Condamine hatte mit großen Koſten hiezu 15,000 Centner Steine auf Maulthieren herbei holen laſſen, um das Innere der Pyramiden auszufüllen und ihnen dadurch Feſtigkeit zu geben; er brachte es auch endlich dahin, daß die Pyramiden wirklich errichtet wurden. Allein gleich darauf wußten ſeine Gegner den Hof von Madrid, vorzüglich wegen der auf die Pyramiden geſetzten franzöſiſchen Lilie, dahin zu vermögen, daß dies ſchätzbarſte Monument der Thaten der reinen, auf den Nutzen des Menſchen praktiſch abzweckenden Vernunft wieder niedergeriſſen ward.

Die Wiedererrichtung der Pyramiden macht daher ſowohl den Einſichten als der Unpartheilichkeit des Herrn von Montufar viel Ehre.

Dieſer Eifer für die Wiſſenſchaften zeigt ſich in jetzigen Zeiten durch mehrere vorzügliche, ſcientifiſche, öffentliche Anſtalten. Lima, die Hauptſtadt vom eigentlichen Peru, hatte ſchon von älteren Zeiten eine regelmäßige hohe Schule, die von St. Marcus, mit 16 Profeſſoren für die vier Fakultäten beſetzt, worunter ſich einer für die indianiſchen Sprachen zu beſſerer Verbreitung des Chriſtenthums befindet. In unſern Tagen ſucht man ihren Mängeln, welche in den Zeiten ihrer Gründung zu ſuchen ſind, ſtets mehr abzuhelfen. So iſt z. B. ein neues anatomiſches Theater errichtet, nebſt der dazu gehörigen Lehrerſtelle.

Auch die akademiſche Societät verbreitet viele Kenntniſſe, beſonders durch die Arbeiten des D. Juan Tafaya. Seit 1778 hat die Botanik dieſes von Vegetabilien ſtrotzenden Landes ſehr große Fortſchritte gemacht. Drei ſyſtematiſche Botaniker, Pabon, Dombey und Ruiz, dort der Linné von Peru genannt, wurden nebſt mehreren Naturaliſten vom Mutterlande deßhalb herüber geſandt, gleich hierauf auch der botaniſche Garten in Lima durch die beiden Botaniker Tafaya und Pulgar geſtiftet, und einem in der Kräuterlehre vorzüglichen Geiſtlichen, dem P. Gonzales Laguna, übergeben, dem zu Ehren eine neue Pflanze Gonzaletia dependens benannt. In kurzem erwartet man, als Folge dieſer Arbeiten, eine Floram Peruvianam, und ſelbſt der Handel und die Heilkunſt müſſen hiedurch beträchtlich gewinnen.

Eine zweite Expedition, die des berühmten Weltumſeglers D. Alexander Maleſpina, erweiterte im Jahre 1790 die Kenntniſſe von Perus Schätzen der Natur. Die auf dieſer Reiſe mitgenommenen Naturaliſten durchſuchten deßhalb ſowohl die

Küſten als das Binnenland. Mit Recht erwartet man daher die Reiſenachrichten von dieſer merkwürdigen, aber bis jetzt nur dem Namen nach bekannten, Reiſe um die Erde.

Auch die nützlichen und heilſamen öffentlichen Anſtalten zur Erhaltung des Volks und zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ſind, ſo wie die öffentlichen Bauten, beträchtlich vermehrt und verbeſſert.

Das Collegium von St. Cruze, ein Inſtitut für Fündlinge weiblichen Geſchlechts, das bereits ſeit 1654 von einem vermögenden Apotheker, de Velaſko, geſtiftet ward, iſt ſeit 1756 ſehr verbeſſert. Eben dieß iſt der Fall mit der alten Stiftung für männliche Fündlinge, und es macht den Einwohnern von Lima in doppelter Rückſicht Ehre, daß dieſes Fündlingshaus beſonders durch ſeine Buchdruckerei ſo ſehr in Aufnahme gekommen iſt. Hiezu hat auch die häufige Leſung des Mercurio Peruviano, eines Journals, welches dort die meiſte Aufklärung verbreitet, und dem wir dieſe und mehrere Nachrichten zu verdanken haben, ſehr viel beigetragen. Dies Hoſpital hält allein ſtets auf 85 Säugammen. Das große alte Hoſpital (von 1552) zeichnet ſich anjetzt durch Reinlichkeit und gute Wartung der Kranken beſonders aus. In dem bösartigen Jahre 1786 wurden über 1500 Kranke aufgenommen; die Koſten ſtiegen dann über 24,000 Piaſter; man rechnet im Durchſchnitt jährlich auf 1000 darin Geneſene.

Seit 1770 hat ein reicher Kaufmann, Guecara, ein neues Hoſpital für die Armen geſtiftet.

Endlich iſt das Asylum für reuige Sünderinnen, welches bereits 1699 geſtiftet ward, jetzt ſo weit vermehrt und verbeſſert, daß im Jahre 1791 die geſammte dort erhaltene Anzahl der Individuen, jedoch mit Inbegriff der nothwendigen Dienerſchaft, ſich über 160 belief. Uebrigens rechnet man überhaupt 15 Hoſpitäler.

Auch von der weit zu großen Zahl der Mönchs- und Nonnenklöſter (der erſtern ſind über 24, der letztern, worunter eins den Indianerinnen von gutem Herkommen gewidmet iſt) dienen mehrere als Erhaltungs-Häuſer für Kranke und Abgelebte beiderlei Geſchlechts.

Wiederum zeigen die öffentlichen Bauten, die Vergnügungen und Zeitvertreibe der Hauptſtadt, die Fortſchritte der Civiliſation und der Verfeinerung. Lima wird durch vorzügliche Waſſerleitungen, die der Reinlichkeit wegen völlig bedeckt ſind, getränkt; es hat auch eine ſchön verzierte Fontaine auf dem großen viereckigten Markt, woſelbſt die feierlichſten Proceſſionen ihren Umgang haben.

Die Promenade, die der Adel häufig beſucht, iſt an dem Fluſſe Lima (eigentlich Rimac, ſo wie vormals die Stadt

ſelbſt) gelegen, und beſteht aus fünf großen Alleen von Orangenbäumen.

Die Stadt ſelbſt, von faſt dreieckiger Figur, hat gerade, weite Gaſſen, und wenn gleich die Häuſer wegen der häufigen Erdbeben nur aus einem Stockwerke beſtehen und von Holz gebaut ſind, ſo haben ſie dennoch ein hübſches Aeußere, dem das Innere völlig entſpricht.

Prächtig ſind dagegen die Kirchen, ſowohl von außen als von innen. Außer den vielen reich verzierten Oratorien, Eremitagen, Capellen und ſonſtigen Bethäuſern prangt Lima mit 65 großen ſchöngebauten Tempeln, deren Inneres von Silber, Gold und Edelgeſtein ſtrotzt. — Wahrlich eine weit übertriebene Zahl für eine Stadt, die im Jahre 1790 3941 Häuſer und 52,627 Einwohner enthielt. Freilich hatte ſie durch die Erdbeben ſeit 1746 ſich um 8000 Menſchen vermindert; ſie kann mithin auch bei dauernder Ruhe wieder beträchtlich zunehmen. Dennoch iſt jene Zahl der Kirchen ſtets viel zu übermäßig. Sie gibt nur Anlaß zum Müßiggang, und zu mancher Intrigue, wovon ſelbſt die Geiſtlichkeit gar nicht ausgenommen iſt; Frezier, Correal und Barbinais le Gentil bringen hievon ſehr unerbauliche Beiſpiele bei. Ueberhaupt gibt hier, ſo wie in Quito, die Religion zu mehreren Volksergötzlichkeiten Anlaß. Die zu Ehren einiger Heiligen oder an wichtigen Feiertagen gehaltenen Proceſſionen ſind ein Gemiſch von Pomp und ſinnloſen, oft unanſtändigen Farcen. Hierunter zeichnet ſich das Feſt des heiligen Franciscus beſonders aus. Der heilige Dominicus, ſein Bild von Gold- und Silberſtoff ſtarrend, ward hiebei von 10 Leuten getragen; es ſollte dem heiligen Franciscus einen Beſuch abſtatten. Der letztere kam ihm zwar in einer beſcheidenen Mönchskleidung auf dem großen Markt entgegen; allein bei dieſer anſcheinenden Armuth hatte er, außer einem Heiligen-Schein von Silberſtrahlen, eine ſo große Menge goldener und ſilberner Gefäße zu ſeinen Füßen liegen, daß 18 Menſchen genug an dem Ganzen zu tragen hatten. Vier Rieſen, aus Weiden geflochten, ein Weißer, ein Neger, ein Mulatte und ein Indier empfingen die beiden Heiligen beim Eingange der Kirche des heiligen Franciscus. In ihrer Mitte ſah man ein idealiſches Ungeheuer, Teraske genannt, das einen Korb trug, woraus eine Puppe hervorſprang und das Volk mit Sprüngen und Tänzen ergötzte. Hierauf folgten Feuerwerke, Predigten, Tänze, Geißelungen, geiſtliche Lieder; die ganze Tollheit, welche bis in den folgenden Tag dauerte, endigte ſich mit einem Feuerwerk, obgleich es heller Tag war.

Von einer andern Art ſind die Proceſſionen oder öffentlichen Feierlichkeiten bei der Ankunft eines neuen Vicekönigs,

oder auch bei der Thronbeſteigung der neuen Könige von Spanien, bei deren Geburtstagsfeier u. dgl.

Die Uebergabe der Regierung an den neuen Vicekönig wird äußerlich dadurch hauptſächlich angedeutet, daß der abgehende dem ankommenden Vicekönig feierlich bei ihrer erſten Zuſammenkunft einen Stab übergibt und hiemit die Regierung an ihn abtritt. Nach einer großen Proceſſion aller hohen Regierungsbeamten und Officiere zur Hauptkirche, und Abſingung des Ambroſianiſchen Lobgeſanges, wird ein feierliches Hochamt gehalten. Hierauf folgt ein Gaſtmal für den ganzen Adel beiderlei Geſchlechts, und ſodann werden Stiergefechte und andere Luſtbarkeiten für das Volk gegeben.

Selbſt die Univerſität läßt es hiebei nicht an öffentlichen Feierlichkeiten mangeln. Sie beſtehen in Austheilung der Preiſe, welche auf die beſten Gedichte zu Ehren des neuen Regenten geſetzt ſind. Bei Ueberreichung dieſer Gedichte macht ihm die Univerſität noch ein Geſchenk von 1000 Piaſtern.

Bei ſolchen Gelegenheiten zeigen ſich gleichfalls Aufzüge von mehreren indiſchen Nationen, je nach ihren verſchiedenen Nationaltrachten; oftmals freilich nur als Masken von Leuten, die dazu gedungen ſind, um dem Feſte mehrere Abwechſelung und ein größeres Anſehen zu geben.

Die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen in Lima beſtehen außer den Stiergefechten auch in Hahnenkämpfen. Hierauf ſetzen die Einwohner der Hauptſtadt einen ſo außerordentlichen Werth, daß man, um die dadurch in vielen einzelnen Häuſern entſtandenen Zwiſtigkeiten und Vernachläßigung aller Geſchäfte zu vermindern, im Jahre 1762 ein öffentliches Gebäude zu errichten für nöthig fand. Es iſt ein hübſches Amphitheater, in welches man die beiden Kämpfer durch zwei einander entgegengeſetzte Eingänge eintreten läßt. Zweimal die Woche wird, außer den Sonn- und Feſttagen, dieſe Ergötzlichkeit erlaubt. Die Preiſe der einzelnen Sitze ſind 2 Realen, die der Gallerie 4; und der Zulauf iſt ſo bedeutend, daß die Richter über die Wetten nur durch Hülfe des Militärs ihr Anſehen zu erhalten im Stande ſind.

Eine Hauptunterhaltung gewährt aber den Einwohnern ein ſehr gutes Theater. Das Haus iſt nett und bequem eingerichtet, die Decorationen ſind gut, und mehrere Acteurs würden ſelbſt in Madrid auf Beifall Anſpruch machen.

Nur erſt nach dem Jahre 1771 ſind zwei Kaffeehäuſer eröffnet, denen zehn Jahre darauf zwei neue nebſt Billardtafeln folgten. Ebenfalls findet man jetzt auch ein Ballhaus, woſelbſt, wie in den ſogenannten Tennis courts von England, bedeutende Wetten geſchehen.

Die ſchönſte öffentliche Promenade von Alameda läuft längs dem Fluſſe Rimac hin. In fünf großen Orangen-

Alleen zeigt ſich die Pracht des Adels und ſeiner Equipagen. Man rechnet über 5000 adeliche Equipagen, viele ſehr reich vergoldet; jeder Bürger, der es nur vermag, hat gleichfalls eine Kutſche oder Chaiſe.

Ein einſamer Spaziergang, La Piedra Lisa, iſt wegen der ſchönen Ausſicht auf das herrliche Thal von Lurigancho und zugleich auf den Fluß häufig von Fußgängern beſucht. In dieſer einſamen, reizenden Gegend war es, wo die erſte Idee zu der akademiſchen Geſellſchaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmal die Aſſembleen längs dem kleinen Fluſſe, der von dem Amankaberge herabſtrömt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum Anfange des dortigen Frühlings, bis zum September. Man macht hiebei ſehr angenehme Excurſionen in die Gebirgs-Gegenden des Amankoes und des St. Chriſtoph, eines kleinen Berges, von etwa 900 Fuß Höhe.

Genießt Lima die verſchiedenen Grade der feinern Cultur, ſo zeigt ſich gleichfalls der davon faſt unzertrennliche ſchädliche Luxus.

Wir erwähnten bereits zuvor der prächtigen Equipagen und des verſchwenderiſchen Aufwands, der ſich beſonders bei den Feierlichkeiten zeigt.

Aber auch die Kleidung, beſonders die des ſchönen Geſchlechts, iſt übertrieben. Das auffallendſte Stück des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers iſt der Faldellin. Dieß iſt ein kurzes Oberkleid oder Rock, der über einen ziemlich weiten Reifrock, oder, wie wir ihn in einigen Gegenden Deutſchlands der Natur der Sache ſehr anpaſſend nannten, Fiſchbein-Rock, nur bis etwas über die Wade herabgeht.

Der Faldellin iſt gewöhnlich von dem koſtbarſten Zeuge; bald reich geſtickt, bald von dem theuerſten Sammt u. dgl. Da dies Kleid ſo weit iſt, und ſo viele Falten enthält, ſo werden 15 und mehrere Ellen Zeug dazu erfordert; dennoch bedeckt es wegen ſeiner Kürze, beſonders beim Beſteigen einer Anhöhe oder Treppe, das Bein nicht einmal auf eine anſtändige Weiſe. Eine ſo große Verſchwendung wird mit dieſem Kleidungsſtücke getrieben, und durch den Reichthum der Stickerei und der Spitzen vermehrt, daß, obgleich ein Faldellin oft fünf und mehr hundert Thaler koſtet, dennoch faſt bei jedem großen Feſte ein neuer, oftmals unter lauten Klagen des Mannes, angeſchafft werden muß. Die bei einem ſolchen Anzuge aufgewendeten koſtbaren Spitzen, womit man ſogar die unter dem Faldellin hervorhangenden Unterröcke reichlich beſetzt, betragen zuweilen weit über 1000 Thaler.

Das Frauenzimmer iſt ſchön. Bei vieler natürlichen Farbe, feurigen Augen und den reichſten ſchwarzen, bis zum Gürtel hinabreichenden Haaren, hat es dennoch die ſchädliche

Gewohnheit, ſich mit Arſenik-Kalk zu ſchminken. Es treibt hiebei den Aufwand mit Juwelen und Perlen erſtaunlich weit. Von letzteren ſind die Damen deßhalb beſonders ſehr große Liebhaberinnen, weil ſie bei ihrem ſchönen Colorit und dunkeln Haaren eine treffliche Wirkung hervorbringen. Daher ſieht man oftmals ſelbſt bürgerliche Frauen, deren geſammter Anzug über 20,000 Thaler werth iſt.

In keinem Lande halten die Damen ſo ſehr auf ſchöne Arme, beſonders aber auf einen ſchönen Fuß. Schon von der früheſten Kindheit an zwängen ſie, faſt wie die Chineſer, den Fuß in den kleinſten Schuh! Die Schuhe ſelbſt ſind oft ſehr theuer; durch Stickerei in Silber und Gold ſteigt ein Paar mehrmals auf 10 Piaſter. Jährliche Rechnungen von ein paar hundert Thaler für Schuhe ſind ſelbſt unter der Mittelklaſſe nicht ſelten. Vornehmes oder ſehr reiches Frauenzimmer erhöht dieſe Koſten aber unendlich durch Schnallen mit edlen Steinen, oft ſelbſt mit Brillanten beſetzt.

Der Strumpf iſt gewöhnlich von weißer Seide, um das Bein und deſſen Schönheit deſto deutlicher zu zeigen. Denn ein Spanier in Peru überſieht eher ein minder ſchönes Geſicht, als einen fehlerhaften Fuß.

Der Tanz iſt auch daher eine der vorzüglichſten Ergötzlichkeiten, beſonders da er die ſchönſte Gelegenheit zur nähern Bekanntſchaft und zur Intrigue an die Hand gibt. Clima, Wohlleben und Müßiggang bieten hier alles auf zur ſinnlichen Liebe. Der übermäßige Aufwand des Frauenzimmers erſchwert aber jedem, der nicht zu den Opulenten gehört, die Ehe. Deßhalb findet man hier am häufigſten Winkel-Ehen und unterhaltene Mädchen; ja in vielen Städten von Peru iſt nichts gewöhnlicher, als ſelbſt die Geiſtlichen öffentlich ihre Kinder anerkennen zu ſehen.

Hoch kultiviren die Schönen von Peru den Geruch. Die wohlriechenden Blumen im Zimmer und der Blumenſtrauß machen bei ihnen einen wichtigen Punkt ihres Daſeyns. Der Punchero de flores, das Bouquet, welches den Buſen zieren ſoll, erfordert ein eigenes Studium. Lima hat eine eigene Straße, Calle del Peligro, vormals wegen der Freudenmädchen berühmt, in welcher jetzt der größte Blumenhandel die Damen und ihre Anbeter täglich verſammelt. Gelbe Lilien, Blüthen der kleinſten Orangen, Aepfel und Pfirſchen, Hyacinthen, Roſen, Anemonen u. ſ. w. bilden hier mit der wohlriechenden Chirimoya auf das künſtlichſte zuſammengeſtellt, Bouquets, die oftmals mit 3 Piaſtern bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die treffliche, ſeltene Arirumа hinzu, dann ſteigt der Preis eines einzigen Blumenſtraußes zuweilen auf 10 Piaſter!

Die Natur befriedigt indeß die verwöhnte Peruanerin

nicht! ſie beſtreicht ihren Strauß mit Ambra, oder übergießt ihn mit den ſtärkſten wohlriechenden Waſſern!

Dieſe zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers wirkt auch auf das männliche Geſchlecht. Lima hat eine Menge Petit maitres, Jünglinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen, mit fein gekräuſelten Haarlocken; vom Kopf zu Fuß von Ambra duftend, iſt ihr Tagesgeſchäft nur Muſik, Tanz, Intrigue und Putz.

Eine ſolche Lebensart, vorzüglich aber der Aufwand des Frauenzimmers, würde noch üblere Folgen haben, wenn nicht ſelbſt der Adel ſich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier ſetzt ihn das Geſchäft eines Kaufmanns auf keine Weiſe herunter.

Das Innere der Häuſer entſpricht eben ſo wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel; denn beides iſt mäßig.

Die Unterhaltung iſt dagegen angenehm und lebhaft. Beſonders zeigt ſich das Frauenzimmer ſehr geiſtreich, und es erhöhet dieſen Werth durch Kenntniß in der Muſik und oftmals durch eine ſchöne Stimme.

Von den übrigen Städten dieſes trefflichen Landes verdienen noch vorzüglich Quito, Cuſco und Guiaquil eine beſondere Erwähnung.

Die Einrichtung und die Sitten der Bewohner von Quito weichen im Ganzen nicht ſehr von denen in Lima ab. Auf der höchſten Fläche der Erde und an den Abhang des Vulkans Pichincha gelehnt, iſt Quitos Lage einzig und äußerſt pittoresk. Allein ſie hat daher krumme Gaſſen und viele Gebäude ruhen auf Schwibbögen. Equipagen und anderes Fuhrwerk fällt eben daher hinweg; dagegen zeigt das Frauenzimmer ſeinen Luxus in Tragſeſſeln und Sonnenſchirmen, die von Bedienten getragen werden. Der regelmäßige, mit ſchönen Gebäuden umgebene Marktplatz hat gleichfalls einen vorzüglichen Springbrunnen. Die Haupt- und Kloſterkirchen ſind hier von außen und innen nicht minder prächtig, als in Lima. Leider haben beide Städte noch ein Inquiſitionsgericht; die höhere Cultur hat indeß ihre Schädlichkeit bereits ſehr vermindert.

Der Anzug iſt bei dem Frauenzimmer, ſo wie die Lebensart und die Vergnügungen, ziemlich dem von Lima ähnlich. Die Indianerinnen tragen ſich einfach; die Meſtizen und Quarterons, welche Bediente in den Häuſern ſind, haben dagegen ſchon einen beſſern Anzug. Die Einrichtungen der Neger haben in dieſen Colonien Spaniens manches Eigene, das hier ſchon einer Erwähnung werth iſt.

Die Neger der vielartigen Stämme und oft ſehr weit von einander gelegenen Länder, welche aus Afrika in dieſe

Colonien eingeführt werden, haben ſich ſelbſt in 10 verſchiedene Caſten oder vielmehr Nationen getheilt. Die Benennungen dieſer Nationen ſind theils von ihrem Vaterlande, theils von den Ländern hergenommen, aus welchen ſie hieher verſchifft wurden. Außer den Negern, die nach afrikaniſchen Regionen genannt ſind, findet ſich daher auch eine Abtheilung Neger, die ſich Neuländer nennt, weil die frühern wohl aus Terre Neuve eingeführt ſeyn mögen.

Jeder dieſer Neger-Nation ſteht ein eigener, von ihnen ſelbſt erwählter Chef, ein Oberhaupt, vor, deſſen Willensmeinung ſich jede Nation in allem unterwirft, was die innere Regierung ihrer Verhältniſſe unter einander betrifft. Allein auf alles, was nur einigen Bezug hat auf ihren Dienſt als Sclaven ihrer jetzigen Herren, ſeyen ſie Spanier oder Creolen, hat die Regierung dieſes Neger-Oberhaupts nicht den mindeſten Einfluß. Für den ruhigen Beobachter iſt es daher eben ſo ſeltſam als merkwürdig zu ſehen, wie ein ſolches von ſeiner ganzen Nation gleich einem Souverain verehrtes Oberhaupt, wenn er Morgens um 2 oder 3 Uhr die ihm ſich unterworfene Nation auf das Feld hinaus führt, um eine Wieſe zu mähen, oder ſonſt eine Feldarbeit zu verrichten, auf einmal von dem Neger-Auffeher des Herrn der Sclaven zu ſo viel Peitſchenhieben verdammt wird, ohne daß dennoch ſein Anſehen im mindeſten bei ſeiner Nation gefährdet würde.

Aus dieſen Chefs der einzelnen Nationen (Capataces) werden dann zwei große Oberhäupter oder Regenten gewählt, welchen alle jene Caſten unter einander unterworfen ſind.

Dieſe Wahl geſchieht mit vielen Feierlichkeiten. Die Chefs der einzelnen Caſten ſind ſtets die den Jahren nach älteſten Neger, und jedes Wahlherrn Name wird in einem eigenen Buche aufbewahrt.

Jeder einzelne Neger zahlt jährlich ein Real, etwa drei Ggr.; hingegen erlegen die Chefs 10 Piaſter. Dies Geld wird verwendet: zur Hälfte auf den Gottesdienſt der heiligen Jungfrau Maria (denn die Neger werden hier als Chriſten angeſehen), ferner für Erfriſchungen, die man unter die Wahlherren austheilt, ſo wie zu den Feierlichkeiten bei religiöſen Feſten und Aufzügen. Beſonders wichtig iſt unter letztern das Frohnleichnamsfeſt. Bei dieſer Proceſſion erſcheinen die Neger, nach ihren Stämmen oder Caſten vertheilt, mit einer Fahne und einem Thronhimmel, unter welchem der König und die Königin jeder Nation, mit dem Scepter in der Rechten und einem Stabe oder einem andern Inſtrumente in der Linken.

Die ganze Proceſſion bildet eine furchtbare Maskerade. Teufel, Schlangen, Tieger, behaarte und befiederte Unge-

Feuer werden vorgeſtellt. Jeder Neger iſt mit Bogen und Pfeil bewaffnet, vormals ſogar mit Schießgewehr; wegen davon zu befürchtendem Mißbrauch iſt dieß anjetzt verboten.

Sie geben hiebei Vorſtellungen von ihren Angriffen und Schlachten. Das dabei erhobene gräßliche Kriegsgeſchrei, die furchtbaren Geſtikulationen und Mienen bringen, bei ihren ſcheußlich angeſtrichenen Geſichtern, ein ſchaudererregendes Gemälde hervor, welches durchaus der religiöſen Feier dieſes Tages zuwider läuft.

Freilich zielen dieſe Feierlichkeiten bei den Negern nicht ſowohl auf Religioſität, als auf Ergötzung ab. Sie ſind nur die Vorläufer großer Luſtbarkeiten, öffentlicher Gaſtmähler und Tänze; denn hiemit beſchließen dieſe mit einander.

Jede Nation hat hiezu ihr eigenes Verſammlungshaus. Bei dieſen Verſammlungen hat denn das Oberhaupt jedesmal den Vorſitz, unter ihm die Wahlherren oder der Senat, und es iſt höchſt merkwürdig, wie eiferſüchtig dieſe, allem Druck und aller Erniedrigung ausgeſetzten Menſchen auf den mindeſten Unterſchied in Rückſicht ihres Ranges, des höhern oder niedern Sitzes u. dgl. ſind.

Selbſt der verkäufliche Sclave iſt mithin von der Eitelkeit des Ranges angeſteckt, wer verzeiht daher dieſe Thorheit nicht dem freien Menſchen?

In den erſten Stunden der Verſammlungen werden die innern Angelegenheiten jeder Nation abgethan, z. B. die Geldcontributionen, die Zwiſtigkeiten zwiſchen Eheleuten oder ſonſtige Streitigkeiten, die Regulirung wegen der zweiten Ehen der Witwen oder Witwer. Alles dieß wird mit höchſter Ernſthaftigkeit und Würde betrieben. Nach Beendigung dieſer Geſchäfte iſt es bewundernswürdig, wie eben dieſe ernſthaften Menſchen blitzſchnell zu der größten Ausgelaſſenheit hinübergehen.

Tanz und geräuſchvolle Muſik beginnt ſofort, oft auf eine eben ſo wilde als unanſtändige Weiſe.

Ihr Hauptinſtrument iſt die Trommel, ein hohler Cylinder; oft vertritt nur der Kinnbacken eines Pferdes mit loſen Zähnen, mit einem Stocke geſchlagen, ihre Stelle; das Blas-Inſtrument hiebei aber iſt eine Flöte, die, ſo wie auf einigen Süd-See-Inſeln, durch die Naſe geblaſen wird. Ein Inſtrument, welches einigermaßen melodiſch genannt werden kann, iſt aber die ſogenannte Marimba. Sie beſteht aus mehreren dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Calebaſſen hervorlaufen und auf einem hölzernen Bogen ruhen. Sie werden mit kleinen Stöckchen geſchlagen, etwa wie unſere Strohfidel.

Cuſco, ſonſt die Hauptſtadt des Reichs der Yncas, iſt auch noch jetzt in mehreren Hinſichten ein bedeutender Ort.

Dieſe Stadt, ſie hält jetzt etwa 18 bis 20,000 Einwohner, iſt zwiſchen zwei Bergen gelegen, wovon der eine durch ſeine vielen Quellen die reiche Ebene trefflich bewäſſert.

Der Fluß Yukay rieſelt an dem zweiten Gebirge von minderer Höhe und erhöhet die Anmuth des nach ihm genannten Thales. Schon zu Zeiten der Ynkas war dies Thal, als der reizendſte Fleck der Provinz, von den Königen ſehr geſchätzt, und jetzt haben der Erzbiſchoff von Cuſco nebſt einigen Großen faſt ausſchließlich ihre Landgüter darin.

Cuſco beſitzt ſchön gebaute Kirchen und andere öffentliche Gebäude, hat auch faſt eben die Größe als Lima. Sie iſt aber noch berühmter wegen der Ruinen der ehemaligen Feſtung der Ynkas. Die Ueberbleibſel der Mauern ſind Zeugen von der außerordentlichen Anſtrengung der alten Amerikaner, wodurch ſie die ungeheuerſten Steinmaſſen, ohne mechaniſche Kenntniß, beweglich machten.

Hier war dann, an eben der Stelle, woſelbſt ſich jetzt ein Dominikanerkloſter befindet, jener wegen ſeiner Pracht und ſeiner Reichthümer ſo hoch geſchätzte Tempel der Sonne. Die Monſtranz ſoll jetzt eben die Stelle einnehmen, wo man vormals ein ungeheures Bild der Sonne von dichtem Golde verehrte. Es bedeckte faſt die eine ganze Wand des Tempels, welche, wie die übrigen drei, ſelbſt mit Gold überzogen war. Auch bot ſich dieſes edle Metall gerade in dieſem Theile von Peru ſehr reichlich dar. Garcilaſſo bezeugt, daß man in dem dieſer Stadt benachbarten Thale Callahuaya Goldklumpen von der Größe eines Menſchenkopfs gefunden habe, und noch in unſern Tagen ſollen die dortigen Gold- und Silberminen eine reiche Ausbeute geben.

Ein gleichfalls merkwürdiger Sonnentempel fand ſich unweit Quito; allein ein noch reicherer war der des Sees Titicaca. Dieſer See liegt (von S. W. nach N. O. zwiſchen den 16ten und 18ten Graden der Breite) ſüdlicher als Cuſco, im Gebiet von Buenos-Ayres, und iſt von Geſtalt unregelmäßig oval. Er iſt der größte See in Süd-Amerika; man gibt ſeine größte Länge auf 60 Meilen an, ſeine Tiefe ſoll an einigen Orten 70 bis 80 Klafter betragen. (Ulloa.) Es ſtrömen mehrere kleine Flüſſe hinein; in Süden iſt er aber durch den Fluß Deſo guadero mit dem kleinen See Paria oder de los Aulagas verbunden. Der See Titicaca iſt ſeines trüben Waſſers ungeachtet ſehr fiſchreich; Helms fand eine dortige Quappenart ſehr ſchmackhaft. Unweit der weſtlichen Küſten laufen die hohen Gebirge fort, und dieſe ſind ſehr reich an edlen Metallen; allein wegen Unkunde liegen mehrere bedeutende Erzgänge erſoffen, unbenutzt. (Helms.)

Unter mehreren Inſeln des Sees iſt beſonders diejenige am weſtlichen Geſtade merkwürdig. Auf ihr ſtand der berühm-

teſte Tempel der Sonne, zum ewigen Andenken des dort von der Sonne hinverſetzten erſten Ynka, Manco Capac und ſeiner Schweſter und zugleich Gemahlin, Mama Orello Huaco. Von hieraus fingen dieſe beiden Geſandten des Gottes von Peru an, die bisher barbariſchen Völker zu civiliſiren, ihnen Geſetze zu geben und ſie zum Ackerbau anzuführen.

Der Tempel glänzte aber nicht nur, wie der in Cuzco, von innen durch die großen Gold- und Silberplatten ſeiner Wände, auch von außen ſah man erſtaunliche Schätze an Gold und Juwelen dort aufgehäuft. Die Indianer wallfahrteten nämlich hieher als nach ihrem Mecca, Jeruſalem oder Loretto. Sie brachten der Stätte des Urſprungs ihrer Religion und zugleich ihrer Civiliſation koſtbare Geſchenke.

Als aber die Spanier bei der Eroberung von Peru eine den Indianern unbegreifliche, mit höchſter Grauſamkeit begleitete, Wuth nach Gold und Silber zeigten, warfen die Indianer aus Furcht und Zorn dieſe großen Schätze des Tempels dieſer Inſel in den See Titicaca; und, alles Nachſtörens ungeachtet, iſt es bis jetzt vergeblich geweſen, ſie wieder herauszufiſchen.

Endlich verdient Guajaquil (Königreich Quito) als ein in mehreren Rückſichten wichtiger Ort dieſes Theils der ſüdamerikaniſchen Provinzen Spaniens eine beſondere Anzeige.

Nur 5 Meilen (lieues) vom Meere (2° 11′ 21″ ſüdl. Br.) an dem fiſchreichen Fluſſe Guajaquil, der durch den weiter aus den Andes herabſtrömenden Daule verſtärkt und fahrbar worden iſt, kann man dieſen Ort als den Stapelplatz des Handels von Panama und Lima anſehen.

Die Abtheilungen der Stadt (die alte und neue) ſind durch eine Brücke verbunden, und wenn gleich der Boden, worauf die neue Stadt ruhet, im Winter wegen der Näſſe kaum betreten werden kann, ſo iſt Guajaquil dennoch ein hübſcher Ort, von etwa 20,000 Menſchen aller Art bewohnt. Sie haben ſich in mehrere Fahnen, ihrem Range nach, vertheilt, und hienach ſind ſie bei Gefahr die Vertheidiger ihres Vaterlandes. Die Fahne der Fremden iſt am zahlreichſten; ſie beſteht aus Europäern.

Hiebei iſt es denn der geographiſchen Lage des Landes zufolge ſchwer zu erklären, warum die Kinder, die dieſen Europäern dort geboren werden, nicht nur vorzüglich ſchön, ſondern blond ſind, und ſelbſt ihre Aeltern, die Spanier, an Weiße der Haut übertreffen.

Freilich gilt dieß nicht von den Indianern ſelbſt; indeß ſind auch die Indianer in Guaiaquil von Farbe viel lichter, weit weniger dunkel gefärbt, als die der umherliegenden Länder, oder die der übrigen Provinzen von Quito. Wollte man auch die Feuchtigkeit der hieſigen Atmoſphäre zur Erklärung

dieſes Phänomens zu Hülfe rufen, ſo machten dennoch mehrere Theile des umher liegenden Landes hierauf gleichen Anſpruch. Vielleicht hindern die im Oſten von Guajaquil laufenden Andes der Cordilleren die heißen Winde des übrigen Continents, oder kühlen die hieſige Atmoſphäre ihre Schneekoppen? Vielleicht hat die uns nicht hinreichend bekannte Natur des Erdbodens und der Gewäſſer einen beſondern Einfluß auf die Erdprodukte und daher auf die Nahrungsmittel des Menſchen; genug, die Sache iſt faktiſch, und eben wegen der Unerklärbarkeit merkwürdig.

Die Ufer des Fluſſes Guajaquil, an welchem die Stadt gelegen iſt, ſind mit angenehmen Landhäuſern beſetzt. Freilich iſt ihr Bau ſelbſt ſehr zerbrechlich; denn das Gebälke beſteht nur aus dem leichteſten Holze oder aus Rohr; das untere Stockwerk iſt ſogar allen Winden offen, es hat nur Pfoſten ohne Wände. Dieß iſt bei dem ſchlammigen, ſteten Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Boden nothwendig. Indeß dient dieſer Raum in trockener Zeit als Magazin. Man führt die Sachen und Waaren von einem Hauſe zum andern auf eigenen kleinen Kähnen von ſo leichter Bauart, daß jeder, der daran nicht gewöhnt iſt, verunglücken würde. Dennoch wagt ſich ſelbſt ein einziges junges Mädchen darin. Zu ihren größeren Fahrten haben ſie aber Fahrzeuge von einer andern, gleichfalls ganz eigenen Art. Es ſind Balſen oder Flöße, deren wir bereits bei der Beſchiffung des Pungo erwähnt haben; allein die Balſen von Guajaquil haben außer dem Ruder ſogar Segel, eine den europäiſchen Flößen durchaus fremde Einrichtung.

Dieſe Balſen, nur mit Lianen zuſammengebundene Balkengeſtelle, tragen dennoch bis 500 Centner, und es iſt allerdings zu bewundern, wie die Indianer eine an ſich ſo ungeſchickte Maſchine faſt in jeder Richtung zu wenden verſtehen.

Allein was kann man nicht von Leuten erwarten, die ſich ſelbſt bei ihren Fiſchereien mit dem Netze auf einem einzigen Balken dem Waſſer anvertrauen?

Die Einwohner von Guajaquil ſind überhaupt durch ihre Lage bereits zu Fiſchern und Schiffern geboren. Der Ort ſelbſt iſt der Landungsplatz für Peru, Terrafirma und Guatimala, und ihr Handel mit Cacao, Holz, Salz, Baumwolle und Vieh iſt beträchtlich.

Unter mehreren Häfen beſuchen ſie ſehr häufig den der in dem Buſen von Guajaquil gelegenen Inſel Puna.

Dieſe Inſel, von etwa 24 Seemeilen im Umfange, iſt in mehreren Rückſichten bemerkenswerth. Sie war von jeher wegen ihrer großen Fruchtbarkeit und wegen der Geſchicklichkeit ihrer Einwohner im Schiffbau, in der Fiſcherei und wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Schon die Ynkas hatten

Mühe, ſie zu überwältigen, und ihre Gegenwehr gegen den großen Räuber, den Baſtard Franz Pizarro, gab ihm Anlaß zu einem allgemeinen Blutvergießen unter den Inſulanern. Die Geliebte dieſes ſpaniſchen Abenteurers, Capillana, hatte nach deſſen Ermordung den bigotten Unmenſchen, den Mönch und nachmaligen erſten Biſchoff von Peru, Valle-Viride (er war es, der die Spanier zum Niedermetzeln der friedlichen Indianer bei Caxamaria und zur Gefangennehmung des Ynkas Atahualpa anfeuerte), zu ihrem Geliebten! Nach der Ermordung des Pizarro flüchtete er auf die Inſel Puna; allein auch dieſer Böſewicht kam elendiglich um; er ward hier mit Keulen erſchlagen. Seine Geliebte zog ſich darauf nach Puna zurück; man zeigt noch jetzt dort ihr Grab.

Bis zu unſern Zeiten findet man auf der Inſel wichtige Koſtbarkeiten, welche von den Indianern dort verſteckt wurden.

Einige Meilen von Puna liegt die kleine Inſel St. Clara; ſie iſt ohne Bewohner, und diente vormals den Einwohnern von Puna zu einem allgemeinen Begräbnißplatz ihrer Todten.

Weiter nach Süden beſchließt den großen Meerbuſen von Guajaquil auf dem feſten Lande das, wegen ſeiner Alterthümer, wegen ſeines Fluſſes und wegen der dort zuerſt anhebenden Eroberung von Peru, gleich berühmte Tumbez.

Hier war es, wo Franz Pizarro, der Verheerer von Peru, im Jahre 1526 zuerſt landete. Wenn die Indianer die neuen bärtigen Menſchen bewunderten, die mit ihren Caziken zuerſt friedlich unterhandelten, ſo erſtaunten dagegen die Spanier mit gierigen Augen über den Reichthum der Schätze des Sonnentempels, des Kloſters der Sonnenjungfrauen, und über die hieſelbſt von dem berühmten Ynka Huayna Capac von Stein erbauete Feſtung und Paläſte.

Huayna Capac, der vorletzte Ynka, hatte Puna und Tumbez bezwungen, und die Treuloſigkeit der Einwohner gegen ſein Heer mit Großmuth überſehen. Er legte aber in Tumbez eine Feſtung an, um ſowohl dieſe Länder, als die gegenüber gelegenen Punaer im Zaume zu halten.

Dieſer Ynka war es, der dem Oberprieſter der Sonne die berühmte Antwort ertheilte, die ſeinem Verſtande deſto mehr Ehre macht, je eingewurzelter und je ſtärker auf Familien-Größe das religiöſe Vorurtheil, daß die Sonne der Vater der Ynkas ſey, gegründet war.

Die Idee ihres Urſprungs hatte es den Ynkas zum Geſetz gemacht, niemals die Augen gegen die Sonne aufzuſchlagen; ſie hielten es der Ehrfurcht, die ſie ihrem göttlichen Vater ſchuldig waren, durchaus zuwider. Huayna Capac richtete einſtens am großen Sonnenfeſte Raymi deſſenungeachtet ſeine Augen auf die Sonne, und gerieth in tiefes Nachdenken über das herrliche Geſtirn.

Mit Schauder vor ſchwerer Ahndung erinnerte ihn der Oberprieſter an ſeine Schuldigkeit: „bedenke,“ ſagte er, „daß Du gerade an dem heutigen Tage durch die Hintanſetzung deiner Pflicht öffentlich den Unterthanen ein böſes Beiſpiel gibſt.“

Ruhig legte hierauf Huayna Capac dem Oberprieſter (ſelbſt aus dem Geblüte der Ynkas) folgende Frage vor:

„Ihr erkennet mich mit einander für euren Herrn und König; würdet ihr es daher wohl wagen, mir aufzulegen, mich von meinem Thron zu erheben, und eine große Reiſe anzutreten? Würde dagegen nicht jeder von Euch, ſelbſt keinen von meinen mächtigſten Vaſallen ausgenommen, auf meinen Befehl ſich ſogleich aufmachen, und nach irgend einer Richtung von hier eine weite Reiſe beginnen?“

Als der Oberprieſter beide Fragen, der Natur der Sache gemäß, beantwortet hatte, fuhr Huayna Capac fort:

„Nun dann, ſo ſage ich Dir, daß dieſer unſer Vater, die Sonne, nothwendig von einem weit mächtigeren Herrn abhängig ſeyn muß; dieſer ertheilt ihm ſicher den Befehl, Tag und Nacht ſeinen Lauf ununterbrochen um die Erde zu vollenden; denn wie würde die Sonne, wäre ſie der oberſte Herr der Natur, ſich niemals in Ruhe finden?“

Wenn man annimmt, daß die von der Sonne abhängigen wichtigſten Veränderungen auf unſerer Erde, die Tages- und Jahreszeiten, die Wärme und Kälte, das Wachſen und Gedeihen aller organiſirten Weſen, dem unkultivirten Menſchen dies zugleich durch ſeine Größe und Schönheit blendende Geſtirn, gleichſam unwillkührlich zu ſeinem Gott aufdringen, dann muß man die Geiſtesſtärke des nicht bloß in dieſem Wahn erzogenen, ſondern durch die Idee ſeiner daher geleiteten individuellen Abſtammung dafür intereſſirten Ynka deſto höher ſchätzen.

Er hatte denn auch hier in Tumbez, nach Ueberwältigung dieſer Provinz, koſtbare Sonnentempel, ſo wie auch ein Kloſter für Sonnenjungfrauen, angelegt.

Es bleibt ſtets merkwürdig, daß auch dieſe Idee des Cultus der alten Welt, die Gottheit durch reine, keuſche Jungfrauen bedienen zu laſſen, in der neuen Welt Statt fand. Wir finden ſie ſowohl in Mexico, als in Peru; alſo in den beiden regelmäßig eingerichteten Staaten von Amerika.

Allein in Peru waren dieſe Sonnenjungfrauen den Veſtalinnen deßhalb weit ähnlicher, weil ſie viel ſtrenger bewacht und viel heiliger gehalten wurden, und weil ſich gewöhnlich ihre Weihe auf den größten Theil ihres Lebens erſtreckte. In Mexico hingegen konnten ſie ſich nach wenigen Jahren ihres Gelübdes wieder entſagen. Dagegen fand man hier gleichfalls Jünglinge, welche das Gelübde der Keuſchheit ablegten;

ſie hatten in ſo fern mit unſern Bettelmönchen etwas Aehnliches, daß ſie zugleich nur allein von Almoſen lebten.

Uebrigens liegt in der Sache ſelbſt der ſtets auf die Natur des Menſchen gegründete Gedanke, dem höchſten Gott auf die reinſte, untadelhafteſte Weiſe zu dienen. Und ſo mußte ein ſolcher Gottesdienſt in jedem Theile der Welt entſtehen, wo man ſo weit gediehen war, Gott ſelbſt als das reinſte, heiligſte Weſen anzuſehen und zu verehren.

Auch von dieſem Tempel der Sonnenjungfrauen iſt in Tumbez jetzt außer einigem Gemäuer eben ſo wenig übrig, als von den Feſtungen und übrigen Anlagen der Ynkas.

Der Fluß gleiches Namens macht gleichſam eine natürliche Gränzſcheidung zwiſchen Quito und Peru aus. Er iſt für kleinere Fahrzeuge ziemlich weit fahrbar, und ſeine Ufer ſind gut bewohnt. Der ſchöne Landſtrich von Tumbez an bis nach Lima und den Andes wird gewöhnlich nur im Allgemeinen das Thal (Valles) genannt.

Wir beendigen Peru nach vorhergegangener Anzeige einzelner Merkwürdigkeiten mit einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Handels.

Je genauer uns die Topographie dieſes Landes bekannt wird, deſto größer zeigt ſich deſſen innerer Werth. Man entdeckt nicht nur die herrlichſten, bis jetzt nutzloſen Landſchaften, ſondern zugleich Verbindungen durch Flüſſe, die, indem ſie den Betrieb und Umſatz ſeiner reichen und vielartigen Produkte erleichtern, dereinſt einen drei- und vierfach ſo volkreichen und im Wohlſtande lebenden Staat prophezeihen.

Freilich iſt der Boden von dem eigentlichen Peru durch die ungeheuren Gebirgsketten ſo zerſchnitten, ſo zum regelmäßigen Ackerbau im Ganzen unbrauchbar gemacht, daß ſelbſt der anhaltendſte menſchliche Fleiß daran ſcheitern würde. Indeß iſt dieß einmal nur der Fall bei dem zwiſchen dem Meere und den Zweigen der öſtlichen Andeskette gelegenen Erdſtrich; denn wir ſahen, daß die großen Gebiete der Moynas, ſo wie der weiter ſtromabwärts gelegenen flachen Länder, die vorzüglichſten Anlagen zum Ackerbau darboten; und ſodann zeigen ſich ſelbſt in dieſen Andes noch herrliche Parthien, Thäler, die, wenn gleich von den ſchroffeſten Gebirgen durchkreuzt oder gar eingeſchloſſen, auf die reichſten Pflanzungen Anſpruch machen können.

Hieher gehört z. B. das große angenehme Thal Vitoc, unter 11 Gr. einige 30 Minuten ſüdl. Br. und 302¼ Gr. öſtl. Länge von Ferro gelegen, das gegen Weſten an die Intendantſchaft Tarma gränzt.

Mehrere ſehr bedeutende Flüſſe, z. B. der Marancocha, Uchobamba, Monobamba, Chancamayo, Maraynioc, umgeben und durchſchneiden dieſen herrlichen Landſtrich. Er

beſteht bei der Nähe der Gebirge aus großen Vertiefungen, Schluchten (Quebradas), die zuſammen ein Thal von einigen 40 Quadratmeilen bilden, das mit Recht bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts als eine reiche Kornkammer für die angränzenden Provinzen angeſehen ward; denn man erntete dort im Jahre dreimal.

Dieſer Werth wird noch dadurch erhöhet, daß Vitoc einer milden Temperatur genießt, und faſt gar nicht von jenen Blutſaugern leidet, die die Berg-Nachbarn plagen, von den Musquitos. Dieſe Gründe hatten die Spanier bewogen, hier drei Städte zu erbauen, Sibis, Pucara und Colla.

Bald ſtand aber dieſem Wohlſtande ſein völliger Untergang bevor. Ein frecher Peruaner, Johann Santos, entfloh im Jahre 1742 zu den wilden Stämmen der umher wohnenden Indier, um ſich der Todesſtrafe, wegen eines Mordes, zu entziehen. In Cuzco geboren, gab er ſich für einen Abkömmling der alten Ynkas aus, nahm den Namen Juan Santos Atahualpa an, verſammelte, unter dem Vorwande, als ein ſolcher ſein Vaterland zu rächen und das alte Peru wiederherzuſtellen, mehrere tauſend Indianer, und überfiel hiemit von dieſer Seite die ſpaniſchen Colonien.

Die Ankündigung eines ſo unerhörten, großen Unternehmens brachte bald viele indiſche Volksſtämme auf die Seite des neuen Atahualpa. Die ſpaniſchen Beſatzungen der dortigen Städte waren ſchwach und ſchlecht diſciplinirt. In kurzer Zeit hatte der ſogenannte Ynka 25 Ortſchaften und Städte der Spanier verheert. Der brave Gouverneur des Hauptorts Quimiri kam ſelbſt bei deſſen Vertheidigung um; die Spanier ſahen ſich genöthigt, eine Schutzgränze aufzuwerfen, und ſich durch mehrere hie und da errichtete kleine Forts zu verſtärken.

Durch den Verluſt des fruchtbaren Thals von Vitoc ſtieg der Mangel in allen umliegenden Ortſchaften ſehr hoch; denn das an den benachbarten Gebirgen angebauete Korn gerieth wegen der Kälte nur ſelten.

In dieſer traurigen Lage unternahm D. J. Maria de Galoes, Gouverneur der Intendantſchaft Tarma, mit eben ſo vielem Muth als Klugheit die Wiedereroberung des reichen Thals. Nach mehrjährigen harten Anſtrengungen iſt es ihm endlich gelungen, das wiedereroberte Vitoc einigermaßen von neuem anzubauen. Schon erntete man dort (1790) wiederum dreifach den Maiz, den Cacao, die Coca, die Baumwolle und andere wichtige Bedürfniſſe des Lebens, und mit dem Ackerbau nimmt die Bevölkerung ſehr beträchtlich zu.

Ein anderes Beiſpiel reicher, für Peru mit größtem Gewinn anzubauender Landesſtrecken gewährte vorhin (S. 68) die Ebene Pampa del Sacramento; auch gibt das gleich

an Peru gränzende Gebiet von Tarija hievon ein ähnliches Zeugniß.

In den Zeiten der Eroberung von Peru richtete einer der Hauptleute der Pizarren, Franziscus Tarija aus Sicilien, ſeine Entdeckungen beſonders nach den öſtlichen Gegenden von Peru.

Er kam, nach Ueberſteigung der Andes (gegen den 22ſten Grad ſüdl. Breite und 47ſten Grad weſtl. Länge von Ferro), in ein Thal, deſſen ruhige Einwohner das Joch der Ynkas nicht kannten.

Die Schönheit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde, die mannigfaltige Vegetation, die treffliche Bewäſſerung, alles lud ihn ein, ſich hier niederzulaſſen. Zwar iſt dieſes Etabliſſement nachmals ſowohl von Portugieſen, als auch von den wilden Chirihuanos, einer Völkerſchaft von Paraguay *), heftig angefallen worden. Dennoch hat man durch Ausdauer endlich mehrere Ortſchaften erbauet, wovon St. Bernardo di Tarija die wichtigſte iſt.

Die vornehmſten Flüſſe ſind der Tarija, der Totopalca und St. Juan, die mit dem Pilcomayo und Vermejo von Paraguay in Verbindung ſtehen.

Die Lage dieſes Thales iſt beſonders für den von den Cordilleren gegen Oſten dazu hinabſteigenden Beobachter auffallend. Er tauſcht nämlich plötzlich Schneekoppen, kalte, unfruchtbare Heiden, kahle Felſen, gegen den ſanfteſten Himmel und einen Boden um, der von der ſchönſten Vegetation ſtrotzt, der Weitzen, Mais, Flachs, Recoleta genannt, ſo wie den Paraguay-Thee erzeugt; bei Auguſtura, Miſericordia und an andern Orten zeigen ſich ihm ſogar die ſchönſten Trauben, woraus man einen trefflichen Wein in ſolcher Menge gewinnt, daß außer der binnenländiſchen Conſumtion eine beträchtliche Menge ins Ausland als Handels-Produkt verführt wird.

Die reichen Wieſen bieten zugleich eine ſehr ſtarke Viehzucht dar. Jährlich rechnet man, daß auf 10,000 Stück Hornvieh in die benachbarten Erzgebirge von Potoſi und la Plata theils zur Nahrung, theils zur Leder-Arbeit verhandelt werden.

Wie wird dereinſt der Werth dieſes Landes zunehmen, wenn die umher wohnenden wilden Chirihuaner ſich endlich ihres noch reicheren Bodens als ruhige Landbauer bedienen?

Daneben iſt die Nachbarſchaft von Tarija durchaus nicht arm an Mineralien. Aus einigen Seitenäſten der Cordilleren erzielt man hier jährlich gegen 60,000 Mark Silber, und auf 100,000 Piaſter an Gold. Tarija ſelbſt aber hat noch eine

*) Man ſehe weiter unten die Beſchreibung dieſes Volkes.

andere foſſiliſche Merkwürdigkeit aufzuweiſen. Man entdeckte in einem engen Paſſe, der zu dieſem Thale führt, da, wo die Indier ihre Todten begraben, ungeheure verſteinerte Gebeine, die man der Aehnlichkeit wegen für menſchliche hielt. Ein Ellenbogen (os ulnae) hielt 2 Ellen 5 Zoll. Man fand ferner einen Zahn, der nicht weniger als 5 Pfund 3 Unzen wog; dieſer kam in das königliche Kabinet zu Madrid. Wahrſcheinlich waren es Ueberbleibſel jener unbekannten Thierwelt, deren Skelette auch Peru in mehreren Gegenden aufzuweiſen hat.

Das Thal von Tarija iſt auch dem Menſchengeſchlechte beſonders günſtig. Bei aller Trägheit und Fahrläßigkeit, die treffliche Natur hinreichend zu benutzen, wächst die Bevölkerung ſo anſehnlich, daß jährliche Auswanderungen nach Tucuman geſchehen.

Indeß iſt auch dieſer ſchöne Himmelsſtrich nicht ohne ihm eigene Beſchwerden. Es findet ſich dort, vorzüglich in der Gegend der Stadt Tataſi, im Departement Chicas, eine merkwürdige fürchterliche Krankheit; der Dr. Bueno nennt ſie die wüthende Tollheit, und es iſt ſonderbar, daß ſie ſowohl Menſchen, als ſelbst die Hausthiere befällt. In dem erſten Anfalle des Wahnſinns hat man oftmals kaum hinreichende Kräfte, den unglücklichen Kranken zurückzuhalten. Er ſpringt aus dem Bette, flieht ſchamlos ohne alle Bedeckung jede menſchliche Wohnung, eilt in das Gebirge, ſpringt wüthend über die gefährlichſten Abgründe, und ſtürzt ſich endlich elendiglich von dem höchſten Felſen hinab. Selten behält er das Leben; iſt dieß aber glücklicher Weiſe der Fall, und er entkommt mit einer Zerſchmetterung der Glieder, dann kehrt nach und nach der Verſtand zurück, und hierauf findet ſich keine weitere Spur der Tollheit.

Es iſt merkwürdig, daß nur allein die von Europa dort eingeführten Hausthiere, z. B. Pferde, Schafe und Rindvieh von einer ähnlichen Tollheit befallen werden; niemals hingegen die dort eingebornen, z. B. die Vicunnen oder Guanaken.

Endlich dient die Gegend um Guamalies, wegen ihrer ſeltenen Natur-Produkte, als ein letzter wichtiger Beweis, was für hohe Erwartungen man in Peru von dem Anbau und der Bevölkerung einzelner, zwiſchen den Gebirgsketten gelegener, Flecke hegen dürfe.

Dieſer Strich Landes, der, ſo wie die Ebene vom Sakrament (Pampa di Sacramento), nur ſüdlicher, zwiſchen dem Huallaga und Ukayale gelegen iſt (etwa unter dem 8ten bis 10ten Grade der Breite), war bereits ſeit 1580 von den Jeſuiten in Beſitz genommen. Sie hatten ihn nach und nach ſo gut angebaut, daß man gegen 20 Ortſchaften dort zählte, wovon nur noch allein einer der drei Hauptorte, Chavin de

Paria, durch ſeine Kirche kenntlich iſt. Jetzt ward dieſes Gebiet hauptſächlich durch einen Spanier von neuem bekannt, der ſeit geraumer Zeit ein vagabondes Leben unter den dortigen Indianern geführt hatte. Er theilte ſeine Nachrichten einem angeſehenen Handelsmanne aus Caſtilien, D. Juan Benarez, mit. Dieſer unternahm es 1788, mit Bewilligung der Regierung von Lima, auf ſeine Koſten Wege zu dieſem wieder gefundenen reichen Lande zu eröffnen, unter der Führung eines Geiſtlichen die Indier mit hinreichendem Ackergeräthe und Viehe zu verſehen, und hiedurch eine neue Colonie zu errichten. Benarez fand hier bei den Indianern viele Bereitwilligkeit, ein herrliches Clima und die trefflichſten, zum Theil unbekannten Natur-Produkte, wovon verſchiedene einer beſondern Auseinanderſetzung werth ſind.

Niemand hätte die Cinchona, den Baum, der die unſchätzbare China-Rinde liefert, hier vermuthet, noch weniger aber geglaubt, ſie hier von ſo großer Vorzüglichkeit und ſo dichte Waldungen davon anzutreffen.

Die Cinchona, der Fieberrinden-Baum (Cinchona officinalis L., Pentandr. Monogyn. foliis ellipticis subtus pubescentibus, floribus panniculatis, corollae limbae lanato L.), wächst nur an den Bergen, und erreicht, wenn man ihm ſeine Rinde läßt, eine beträchtliche Höhe und Dicke. Juſſieu gibt dem Baume doch nur etwa 15 Fuß Höhe. Die Blätter ſtehen an einzelnen Stielen, und ſind oval, vorne ſpitz, etwa 3 Zoll lang und 2 breit, mit glattem Rande. Die Blumen ſtehen in mehreren Büſcheln an den Enden der Aeſte; ſie ſind, bevor ſie ſich öffnen, durch ihre blaugraue Farbe der Lavendel-Blume ähnlich, an Größe und Figur aber der Hyacinthe. Der Blumenkelch iſt einfach, glockenförmig. In der Blumenröhre ſtehen fünf borſtenförmige, blaßgelbe Staubfäden um einen weißlichten, fadenförmigen Griffel. Der Fruchtknoten verändert ſich in eine olivenförmige Samenkapſel, die in zwei Fächer getheilt iſt, welche in mehreren Unterabtheilungen den kleinen, zuſammengedrückten Samen enthalten. Die Kapſel zerſpringt bei ihrer Reife, und zerſtreut hiedurch den Samen.

Man ſchälet den Fieberrinden-Baum bei trockenem Wetter mit einem Meſſer, und bewahrt die Rinde ſorgſam vor Feuchtigkeit. Vormals, bei weit geringerem Verbrauche, hieb man die Bäume ſelbſt nieder.

Es gibt von dieſem Baume mehrere Arten, die indeſſen verſchiedene Rinden geben: die braune gewöhnliche, die gelbe und die rothe; Condamine nennt auch eine weiße, die aber den übrigen durchaus an Wirkſamkeit nachſtehen ſoll. Daß dieſes aber nicht etwa nur Varietäten ſind, werden uns nun Herr v. Humbold und Bonpland beweiſen; denn dieſe

Naturforſcher fanden nur allein um die Stadt Jaen (Prov. Quito) mehrere Arten, ſo wie auch die von St. Fe, Popoyan, Cuenza und Loxa verſchieden waren. Die Waldungen des letztern Ortes (faſt 1 Grad Länge weſtl. von Quito und 11 Grad ſüdl. Breite) wurden bisher als die Hauptorte der China-Rinde angeſehen; hier ſtudirten ihn auch die franzöſiſchen Akademiker, und gaben davon die erſte gute Beſchreibung und Abbildung in den Memoiren ihrer Akademie.

Die erſten Proben der Wirkſamkeit der China gegen hartnäckige Fieber wurden bei uns beſonders bekannt durch die Geneſung der Gemahlin des Grafen de Cinchon; er war im Jahre 1638 Vicekönig von Peru. Ein Indianer hatte dem Corregidor von Loxa dieſe Entdeckung gemacht. Da der Graf Cinchon im folgenden Jahre nach Europa zurück ging, ſo nahm er eine große Quantität von dieſer Rinde mit; das Pulver davon hieß daher zuerſt in Spanien der Gräfin Pulver. Bald darauf ſandten die Jeſuiten gleichfalls China-Rinde nach Rom an den Cardinal Lugo, daher der Name Jeſuiten- oder auch Cardinals-Pulver. Ueble Anwendung dieſes trefflichſten Heilmittels brachte es indeſſen nachmals wieder aus dem Gebrauche, bis endlich 1679 ein engliſcher Arzt, Robert Talbot, große Curen damit verrichtete, ohne indeſſen dieſes ſein Medicament bekannt zu machen. Ludwig XIV., der bei aller Vergrößerungsſucht doch ſtets den einzigen wahren Charakter eines Königs, die Societät aufrecht zu erhalten, nicht verkannte, erkaufte das Geheimniß von dem Empiriker. Da fand es ſich, daß es lediglich aus der zuvor bekannten China-Rinde beſtehe. Die größten Aerzte, beſonders Sydenham, Morton und unter den Deutſchen vorzüglich Werlhof, zeigten nun den unſchätzbaren Werth der China, der in unſern Tagen durch vielartige, kluge Anwendung ſich noch ſehr erhöhet hat.

Von der China fand nun Benarez in dem hier bezeichneten Landſtriche eine der wirkſamſten Sorten, nämlich die rothe China, dort Negrilla (nach Andern Roxa) genannt. Er ließ davon in kurzem 1000 Aroben (zu 25 Pfund) abſchälen, um ſeine Koſten für die Colonie etwas dadurch zu erſetzen. Bald darauf entdeckte er hier gleichfalls die gelbe, welche man in Madrid unter dem Namen der Caliſaya ſo hoch hält, und von der man bisher glaubte, ſie finde ſich nur allein in der Provinz la Paz. ꝛc.

Man rechnet auf 2000 Centner China-Rinde, welche allein Peru ausführt: dieſe betragen dennoch nur 50,000 Piaſter *). (Merc. Peruv.) Da man aber in den Gebirgsgegenden um Tuxa, Huanuco und Tarma jetzt gleichfalls den China-Baum

*) Das Pfund China-Rinde gilt jetzt bei uns 8 Thaler.

entdeckt hat; da ferner der Gebrauch dieſes Medicaments noch ſtets zunimmt; da endlich das Königreich Quito den bedeutenden Handel mit der China von Loxa (Cascara di Loxa genannt) treibt, ſo überſteigt ſicher der Werth aller verſendeten Rinde bei weitem den hier angezeigten. Einige Angaben laſſen daher die ganze Summe der aus Süd-Amerika nach Europa geführten China-Rinde über 12,000 Centner ſteigen.

Zuletzt verdient es noch bemerkt zu werden, daß die China-Rinde ſehr oft verfälſcht wird. Hierzu bedient man ſich der wohlfeilern Caſcarillen, und noch wohl ſchlechterer Rinden. Die gute Rinde muß aus nicht zu dicken Röhren beſtehen, oberwärts graubraun, rauh, höckerig und in die Quere aufgeſprungen ſeyn, inwendig aber roth, der Geruch etwas gewürzhaft, kräftig und angenehm; ſie muß nicht leicht zerbrechlich ſeyn, von Geſchmack lang anhaltend bitter und gewürzartig.

Benarez entdeckte ferner in ſeinem neuen Gouvernement (denn ſein glückliches Unternehmen erwarb ihm die Stelle eines dortigen Gouverneurs) einen großen, unbekannten Baum, deſſen Holz ſowohl wegen ſeiner Schönheit und Feſtigkeit für Tiſchlerarbeit, als wegen ſeiner halbvioletten Farbe zur Färberei ſehr ſchätzbar iſt. Ein anderer Baum gewährt ein grünliches Gummi, das ſich ſtatt Siegellack benutzen läßt; auch zeigten die Indianer eine Weidenart an, wovon das Decoct von ihnen gegen heftige Koliken ſehr wirkſam gefunden worden. Bisherige Verſuche haben es als ein Mittel gegen die Siphylis empfohlen.

Aber ein dem Naturaliſten noch merkwürdigeres Produkt liefert hier eine Raupe. Sie webt ein Geſpinnſt, das dem chineſiſchen Seidenpapiere gleich kommt; die Spanier nennen es dort Suſtillo, und unter den großen Schätzen, die der Herr v. Humbold mitbringt, findet ſich eine ſchöne Probe davon.

Nur durch den Pater Calancha war dieſe Naturſeltenheit zuvor ſchon bekannt. Er gibt dieſes Inſekt und ſein Produkt als ein Eigenthum des Thales Pampateco, jetzt Pampantico, nicht weit von Huanaco, an; dieſes iſt gerade der Ort, wo Benarez es vorfand.

Die Raupe, die Arachne dieſes ſchönen Gewebes, lebt auf einer Mimoſe (Mimosa Inga der Flora Peruviana Mspt.), dort Pacae genannt. Iſt der Baum ſelbſt groß, ſo iſt es gleichfalls die Anzahl dieſer Seidenwürmer. So bald ſie, hinreichend genährt, ihren vollen Wachsthum erreicht haben, vereinigen ſie ſich an einem ſolchen Theile des Stammes ſelbſt, der ihnen zu ihrer allgemeinen Arbeit groß genug dünkt. Nun weben ſie gemeinſchaftlich in größter Regelmäſſigkeit ein Geſpinnſt, größer oder kleiner, je nach der Anzahl der Individuen. Und dieſes iſt deſto zarter, mehr oder we-

niger biegſam und ſanft, je nach der Güte der Blätter der Mimoſe, worauf ſie lebten.

Daneben iſt dieſes Gewebe von ſehr hohem Lüſtre und von ſo großer Feſtigkeit, daß man es nicht leicht zerlegen kann. Nach Beendigung dieſer allgemeinen Hülle rücken ſie einzeln an einander, legen ſich neben einander in eine verticale Lage, und ſpinnen jede ihr einzelnes Raupen-Cocon, um ſich darin zur Puppe zu verwandeln. Nach einiger Zeit kommt jedes Individuum als Nachtvogel wieder hervor, der dann die beiden Hüllen zerreißt und das Freie ſucht.

Wir haben in Europa mehrere Raupen von Nachtvögeln, z. B. die Proceſſions-Raupe (Phalaena Processionea L.), die Spindelbaum-Motte und Obſt-Motte (Tinea Evonymella und Tinea Padella L.) u. a., welche gleichfalls ein gemeinſchaftliches Neſt und Bett zur Verwandlung weben; allein ich kann nach eigener Anſicht bezeugen, wie unbedeutend und ſchlecht dieſe Decken erſcheinen, gegen den wirklich ſeidenen, feſten, glänzenden, großen Teppich dieſes neuen amerikaniſchen Seidenwebers.

Ein vollſtändiges Neſt iſt jetzt für das königliche Cabinet von Madrid in den Händen des Naturaliſten Pineda, ein Stück natürliches Seidenpapier, anderthalb Ellen groß, von der dieſen Geſpinnſten eigenen elliptiſchen Form.

Der P. Calancha beſaß ein noch etwas größeres, worauf ein anderer Geiſtlicher eine Inſchrift geſchrieben hatte.

Doch die nützlichen Produkte dieſer von Benarez gleichſam wieder gefundenen neuen Erde ſind kaum zu berechnen! Der Indigo, das Zuckerrohr, die Cochenille, ja faſt alle amerikaniſche tropiſche, brauchbare Produkte gedeihen trefflich.

Nur noch eines einzigen derſelben erwähnen wir hier wegen ſeiner Wichtigkeit etwas genauer; dieſes iſt die Coca.

Dieſe den Indiern, ſo wie uns der Tabak, ſo nothwendig gewordene Pflanze gehört zu der Gattung der Rothhölzer. Sie heißt Erythroxylon Coca (Decandr. Trigyn. L.), und wächst mit vielen Zweigen zu einer anſehnlichen Staude von etwa 4 Fuß. Sie ſchlingt ſich gleich den Lianen an andere Pflanzen. (Ulloa.) Die Zweige ſtehen wechſelsweiſe; die ovalen Blätter ſind 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit, ungezähnt, glatt und weich, ſie ſitzen auf kurzen Stielen. Die Blumen ſind nur klein, aber zahlreich, ſie treiben aus den kleinen höckerigen Auswüchſen hervor, die ſich längs den Zweigen finden. Die darauf folgende Frucht oder Beere iſt Anfangs roth, nachmals wird ſie ſchwarz; ſie wächst traubenweiſe. Man trocknet ſie und bedient ſich ihrer, wie der Cacao-Bohnen in Mexico, ſtatt kleiner Münze. Allein das Wichtigſte der Pflanze ſind die Blätter, ſie ſind für Peru ein wahrer Schatz. Sie werden getrocknet und in kleine Paſtillen ge-

formt, um gleich dem Betel in Oſt-Indien gekauet zu werden. Zu dieſem Endzwecke verſetzt man ſie gleichfalls mit Kalk von Auſterſchalen, oder auch mit der Aſche der Quinoa. Letztere iſt eine Pflanze aus dem Geſchlechte des Gänſerich (Anserina Quino oder Quinoa), deren friſche Blätter wie Spinat gegeſſen werden, und woraus man gleichfalls ein angenehmes Bier brauet. (Dombey.)

Der Verbrauch der Coca iſt erſtaunlich groß. Alle indiſchen Arbeitsleute, ſowohl in den Minen als auf dem Felde, kauen ſie fortdauernd; ſie fühlen ſich dadurch ſehr geſtärkt. Sehr viele Spanier haben daher durch ihren Anbau ein großes Vermögen erworben; die Einkünfte des Biſchoffs und der Domherren der Cathedral-Kirche von Cusco gründen ſich faſt gänzlich darauf. Man rechnet den ganzen Gewinn aus dieſem Kraute jährlich auf 800,000 Piaſter!

Bisher kam die meiſte und beſte Coca aus der Intendantſchaft Cusco und den ſüdlichern Provinzen von Peru; indeſſen ſahen wir ſo eben, daß ſie auch höher gegen Norden in Vollkommenheit gedeihet.

Bei ſo vielartigen Vortheilen, welche die belebte Natur ſeines neuen Gouvernements dem Benarez darbot, hatte er das Mineral-Reich ganz überſehen. Allein die Miſſionäre bezeugen, daß der Fluß-Sand hier reiche Goldwäſchereien (Lavaderos) darbietet.

Die hier angeführten, lediglich in den neueſten Zeiten nutzbar gewordenen Erdſtriche von Peru ſind indeß nur der Zahl und Größe nach gering gegen diejenigen, welche noch zu bereiſen und zu benutzen übrig bleiben. Es ſtehen ja noch faſt alle großen Länder in Oſten und in Süd-Oſten und von Quito aus gegen Nord-Oſten nutzbar zu machen und zu bevölkern offen. Und was für Schätze bietet dort nur allein die Fauna dar! Wir glaubten durch die Juſſieus, Dombeys, Hänkes, Nees und Lagunas den wichtigſten Theil der dortigen Pflanzen zu kennen.

Jetzt kamen v. Humbold und Bonpland zurück; ſie haben 6200 Pflanzenarten mitgebracht, und hiervon ſind über 2000 neue, bisher unbekannte Arten!

Dennoch hatten dieſe eifrigen Naturaliſten nur einen geringen Theil von Peru's großem Gebiete durchwandert; v. Humbold ſagt hierüber ſelbſt: „vom Amazonen-Strome bis zu dem Gebirge der Chiquitos hin" (alſo vom Aequator bis etwa zum 18ten Br. Gr.) „iſt uns die Vegetation noch völlig unbekannt."

Was läßt ſich auch nicht von Gegenden erwarten, in deren Nachbarſchaft man Waldungen ſieht von der Biguonia, Heliconia, Heliocarpas, Myroxylon, Amyris elemifera Jacquinia, Pisonia, baumartiger Paſſions-Blumen und den,

die Gebirge zierenden, nutzbaren Wachspalmen (Ceroxylon andicolo), welche ſelbſt bis zu der erſtaunlichen Höhe von 180 Fuß ihr Haupt erheben.

Noch wichtiger wird aber dereinſt Peru's Handel erſcheinen, wenn endlich die leicht zu bewerkſtelligenden Verbindungen der großen Gewäſſer unter ſich und mit dem Ocean Statt finden. Und zu mehreren dortigen Canälen haben bereits verſchiedene verſtändige Patrioten dieſes Landes die Hände geboten.

Bis jetzt iſt indeß der Handel dieſes gelobten Landes noch ſehr eingeſchränkt. Die von Seiten der Regierung beengte Freiheit des Handels, die geringe Unterſtützung, welche ſie den Gewerken bei den Minen angedeihen läßt, die Unkunde der Bergleute und ihre Hartnäckigkeit für alte Vorurtheile erſchweren das Aufkommen der Kaufmannſchaft, während daß durch die harten Arbeiten des Bergmannes, durch den unmäßigen Gebrauch ſpirituöſer Getränke und durch die ſogenannten Metas, die, unſern Frohndienſten ähnlich, daneben den Mann von der Frau trennen, die Population auf vielfache Art gehemmt, und zugleich der Fortgang des Ackerbaues und jeder Urbarmachung zurückgehalten wird.

Ungeachtet aller dieſer Hinderniſſe, und ungeachtet Peru ſeit 300 Jahren faſt keine Verbeſſerung und keinen Zuwachs erhalten hat, rechnen doch Sachkundige, daß die Handels-Bilanz zu Gunſten des Vicekönigreichs von Lima bis zum Abſchluſſe von 1789 jährlich im Durchſchnitte über 725,000 Piaſter beträgt. (Mercur. Peruv.)

Seit dieſem Jahre ſind aber, wie wir vorhin ſahen, mehrere Schritte zum Aufhelfen der Bevölkerung und des Ackerbaues, zum Verbeſſern des Berg- und Hüttenweſens, zum Benutzen bisher kaum bekannter, reicher Landesſtriche geſchehen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß jener Ueberſchuß ſeit dieſer Zeit ſich vergrößert hat, und in ſteigendem Verhältniſſe für die Zukunft noch weiter wachſen werde.

Paraguay und Tucuman.

Zwei Länder von mehr als 40,000 Quadratmeilen, die vormals gänzlich mit zu dem Vicekönigreiche Peru gerechnet wurden, und, von dieſer politiſchen neuen Eintheilung abgeſehen, noch jetzt innigſt durch Handel und Wandel und innere Verfaſſung damit in Verbindung ſtehen.

Auch ſind die politiſchen Gränzen bis jetzt wohl kaum richtig zu beſtimmen, da ein Theil von Paraguay in jenen entlegenen Wüſten gegen Braſilien hin mit Recht den Portugieſen anzugehören ſcheint.

Wir verdanken unſere, wenn gleich noch ziemlich unvollkommenen Kenntniſſe von dieſen vaſten Landſchaften faſt einzig und allein den katholiſchen Miſſionären, beſonders den Jeſuiten. Dieſe Geiſtlichen mag man auch noch ſo hart anſchuldigen, ſtets hatten ſie unverkenntlich großes Verdienſt um die Erdkunde und um die Civiliſirung von Millionen der roheſten Völker. Ganz vorzüglich iſt dieß der Fall bei Paraguay. Sie waren es, die mit ſteter Lebensgefahr, ja mit wirklichem Verluſte vieler der Ihrigen, in dieſes wüſte Land, bewohnt von den wildeſten, gegen die Europäer nicht ohne Grund ergrimmten Nationen vordrangen, ihnen die erſten Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit beibrachten, oftmals mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Aufruhr und Verheerung glücklich vorbeugten, und für alles dieſes zuletzt durch falſche Anklagen mit Schimpf dieſe von ihnen den Wüſteneien entriſſenen Felder verlaſſen, und zum Theil mit dem Kerker vertauſchen mußten.

Paraguay (ſeit 1776 zu dem Vicekönigreiche la Plata gerechnet) zeigt, ſo wie Tukuman, dem Reiſenden bei ihrer erſtaunlichen Erſtreckung eine außerordentliche Verſchiedenheit des Bodens.

„In einer Richtung, unermeßliche Felder von 200 Meilen ohne Baum, ohne Waſſer, wenn der Himmel verſchloſſen bleibt; in einer andern ſteigen hohe Gebirge empor, und ungeheure Waldungen verlieren ſich ins Unabſehliche; wiederum zeigen ſich z. B. bei den Abiponern Flächen, wo man das geringſte Geſtein vergeblich ſuchte, da man hingegen in andern Theilen auf felſigem Boden wandern und ſchroffe Steingebirge hervorragen ſieht. Und wenn man von der einen Seite mehrere Tage in einem fort reiſet, ohne ſich eines Tropfen Waſſers erfreuen zu können, ſo hat man an der andern die ſtärkſten Ströme zu überſchiffen, über viele Flüſſe zu ſetzen, und die größten Moräſte und Seen zu gewältigen. So würde mithin ein Reiſender Paraguay für eine große Ebene, der andere für ein Gebirgsland, und ein dritter für ein waldiges, von Seen und Flüſſen getränktes Land ausgeben, und jeder erzählte dennoch getreu, was er geſehen.“ (Dobrizhofer.)

Dieſes iſt das Bild, welches uns ein zuverläſſiger Mann entwirft, der ſelbſt 18 ganzer Jahre in dieſer vaſten Weltgegend nicht bloß lebte, ſondern ſie in den vielfachſten Richtungen durchlief, und mit Unbefangenheit die dortige Natur ſtudirte.

Trauete man ihm indeß nicht, da er zu den Jeſuiten gehörte, ſo ſtimmt dennoch das Zeugniß eines gänzlich unpartheiiſchen Mannes, des Berg- und Hütten-Directors Helms, hiermit für die ganze Landesſtrecke von mehreren hundert

Meilen überein, die er von Buenos-Ayres aus quer durch Tukuman nach Potoſi und weiter nach Lima machte.

Nur hauptſächlich nach Oſten gegen Braſilien hin ſind dieſe Länder außerordentlich bewäſſert. Die drei Hauptſtröme, die ſich dort mit einander vereinigen, der Paraguay, die Parana und der Uraguay, bilden zuletzt, ſo wie der Maranon, ein wahres Meer von ſüßem Waſſer, das unter dem Namen des Rio la Plata oder Silberfluſſes bekannt iſt. Dieſen Namen erhielt der Fluß 11 Jahre nach ſeiner Entdeckung ſehr ungerechter Weiſe. Nach dem Diaz de Solis, der ihn 1515 entdeckte, behielt er deſſen Namen. Als aber nachmals Sebaſtian Cabot höher in den Fluß hinauf fuhr, und dort von den umher wohnenden Indiern einige Silberplatten erhielt, ſo veränderte er deßhalb den alten Namen, ob es gleich den umliegenden Gegenden an edlen Metallen fehlt.

Die beiden Vorgebirge, welche die Mündung dieſes mächtigen Stromes bilden, das Cap St. Antonio in Weſten und das Cap St. Maria in Oſten gegen die portugieſiſchen Beſitzungen hin, ſind nicht weniger als 30½ Seemeile, alſo faſt 25½ deutſche Meile von einander entfernt. Ja, bei dem Pan d'Azukas in Oſten mißt das ungeheure Waſſerbecken quer über mehr als 40 deutſche Meilen. Und dieſe Weiten ſchmälern ſich nur erſt beträchtlich, landeinwärts in einem Abſtande von 10 deutſchen Meilen. Welch ein ungeheures Becken!

Die Fahrt quer über dieſe Mündung, und die Einfahrt in den Strom ſelbſt, ſind wegen der großen und zum Theil veränderlichen Sandbänke, die viele Meilen betragen, gefährlich. Die bedeutendſten derſelben ſind die engliſche Bank, ſie beträgt mehrere Meilen, und weiter hinauf die Bank des Ortiz; denn die Bank der Franzoſen iſt, wie Bougainville ſehr richtig zeigt, nur die Verlängerung des Cap St. Antonio.

Bei der Ueberfahrt über dieſes ſüße Waſſermeer, die oft mehrere Tage dauert, kommen, beſonders bei ſtürmiſchem Meere, mehrmals unvorſichtige Schiffer zu Schaden, da das Fahrwaſſer durch dieſe Bänke und einige verborgene Klippen ſehr beengt iſt.

Die Ebbe und Fluth ſteigt beim Südwinde auf 100 Seemeilen landeinwärts; dennoch bleibt das Waſſer bis auf 60 Meilen vor der Mündung ſüß.

Der Silberfluß hat mehrere brauchbare Häfen, worunter beſonders an der Oſtſeite Maldonado und Montevideo, und höher hinauf in Weſten Buenos-Ayres berühmt ſind.

Der Hauptſtrom, der den la Plata bildet, iſt die Parana. Dieſe, die da wohl von dem Paraguay zu unterſcheiden iſt, entſpringt in den uns bis jetzt verheimlichten Alpen von

Braſilien, nach einigen Karten zwiſchen 18 und 19 Graden der Breite. Sie läuft von dort gegen Weſten, und ſteigt weiterhin durch größtentheils wenig bekannte Länder gegen Nord-Weſten bis gegen den 24ſten Grad ununterbrochen hinab. Hier aber macht ſie bei der Stadt Quayra einen bedeutenden Waſſerfall, il Salto grande genannt.

Der Jeſuit Durand gibt als Augenzeuge die Länge der Stürzungen auf 12 dortige Meilen an. Ihm zu Folge hört man das Toben dieſer Fälle auf eine Weite von 4 Meilen. Die Parana zeigt aber ein für die Geologie noch wichtigeres Phänomen; ſie ſchafft und vernichtet mehrere Inſeln. „Oft habe ich," ſagt Dobrizhofer, „dieſes Entſtehen und Vernichten ſelbſt mit angeſehen. Während der jährlichen Ueberſchwemmung (die Parana tritt nämlich jährlich zweimal regelmäßig einige Monate durch aus, im December und im Junius) ſchüttet die gewaltige Waſſermaſſe ganze Sandberge an, worauf nun der Wind allerlei Samen, beſonders den von Weiden, hinträgt. Dieſe ſchlagen auf dem weichen Sandboden bald Wurzel, und ſchießen, bei dem Ueberfluſſe von Feuchtigkeit, ſchnell auf. In kurzem ſieht man die Inſel mit Weiden und andern Bäumen bewachſen, mit Raſen bekleidet, und von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Amphibien belebt."

„Andere Inſeln werden dagegen von der Gewalt des Waſſers untergraben; wir ſahen einige untergehen, andere wie ein Schiff wanken, und im Wind und Wellen herumtreiben, bis ſie, vom Waſſer zerfreſſen, ſich in Stücke zertheilten und von den Wellen verſchlungen wurden."

Jener große Strom, der Hauptzweig der Parana, der Paraguay, von welchem die ganze Landſchaft ihren Namen führt, macht ſelbſt noch einen größern Weg, als die Parana. Der Paraguay entſpringt nicht, wie man vormals behauptete, aus einem See Xarayes. Dieſer See, den man ſonſt unter dem 17ten oder 18ten Grade der ſüdl. Breite ſetzte, exiſtirt nicht. Der Jeſuit Sanchez Labrador bekräftigte 1767 als Augenzeuge, daß dieſer See ſein Daſeyn den gewöhnlichen Ueberſchwemmungen, die durch drei Flüſſe oder vielmehr Arme des Paraguay entſtehen, zu verdanken hat. Hiedurch erzeugt ſich nämlich in dortiger tiefliegender Gegend ein großer Sumpf. Der wahre Urſprung des Paraguay liegt weit höher in den Gebirgen, die ſich von Weſten nach Oſten gegen den 12ten Breiten-Grad (nach Bougainville gar zwiſchen dem 5ten und 6ten) quer durch das Land ziehen, und an die Alpen von Braſilien antreten. Er läuft daher unter vielen Krümmungen völlig durch mehr als 14 Grade der Breite fort, bevor bei Corrientes ſein Name mit dem der Parana zuſammenfließt, und gehört mithin, ſelbſt ohne jenen Fluß, zu den größten Strömen der Erde.

Der Uraguay iſt dann der dritte wichtigſte Fluß dieſer ſpaniſchen Beſitzungen. Freilich iſt er verhältnißmäßig ungleich kleiner als die beiden erſtern, da er nur aus dem an das ſüdliche Gebirge Braſiliens tretenden Gebirge, etwa unter dem 27ſten Grade, ſeinen Urſprung nimmt, und bereits gegen den 34ſten Grad in die Parana fällt, um ſodann den ungeheuern Silberfluß noch zu vergrößern.

Es wäre ermüdend, die kleinen aus Weſten in den Paraguay ſtrömenden Flüſſe aufzuführen, die die großen Ebenen von Chaco und Charcas bewäſſern. Der Pilcomayo, Vermejo, Saloado und Rio dolce verdienen indeß beſonders genannt zu werden.

Sind die öſtlichen Theile von Paraguay und Tucuman an Bewäſſerung den weſtlichen ſo außerordentlich überlegen und dadurch von ihnen verſchieden, ſo iſt es auch der Boden, das Clima und die Produkte ſelbſt.

Auf der weiten Strecke von Areciva (einige dreißig Meilen nordweſtlich von Buenos-Ayres gegen Peru hin) bis nach Tucuman, ſah Helms auf 100 Meilen ſogar keine Staude; und eben dieß, ſagt er, iſt der Fall gegen die Cordilleren von Chili hin; dennoch iſt dieß kein ödes, todtes Land!

„Hier iſt die Hitze (in unſerm Herbſte, October) unbeſchreiblich groß, und das viele wilde Horn- und Federvieh müßte wahrſcheinlich verſchmachten, wenn die Natur des Bodens nicht ſo fruchtbar und das Gras ſo hoch wäre, daß es allen dieſen Thieren einen erquickenden Schatten gewährte, worin ſie ſich bis zum Untergang der Sonne verbergen.“ (Helms.)

Völlig waſſerleer ſind indeß dieſe großen Steppen nicht. Sie werden wenigſtens zum Theil von den kleinen Flüſſen, dem Secundo, Tercero, Quarto und Quinto, in den minder trockenen Jahreszeiten einigermaßen angefeuchtet.

Hier iſt dann der große Schauplatz, woſelbſt ganze Heerden des amerikaniſchen Straußes (Struthio Rhea, pedibus tridactilis, digito postico rotundato L.) ihrer erſtaunlichen Rennkraft freien Lauf laſſen.

Dieſer Vogel erreicht faſt die Höhe eines Menſchen; der Körper wiegt etwa ſo viel als ein Lamm; ſein kleiner runder Kopf iſt mit Federn bedeckt, und die ſchwarzen Augen durch behaarte Augenbraunen. Der Schnabel hat Aehnlichkeit mit dem Entenſchnabel. Flügel und Rücken ſind dunkelgrau, der übrige Körper weiß; es gibt aber auch eine ganz weiße und eine völlig ſchwarze Spielart. Seine ganze Stärke beſteht, wie bei dem Strauß von Afrika, in den Beinen. Er verſchlingt gleichfalls, wie jener, allerhand, was man ihm darbietet; allein ſeine Nahrung beſteht in Gras, Körnern, ſo wie auch in Fliegen, die er ſehr geſchickt zu

fangen verſteht. Er ruft durch ein Ziſchen oder Pfeifen die Seinigen zuſammen.

Mit ausgeſpreitzten Flügeln, die er nie zum Fliegen brauchen kann, und bei ihm günſtigen Winde läuft er mit ſo großer Geſchwindigkeit, daß ihn ſelbſt das ſchnellſte Pferd ſelten einholt.

Er legt 40 bis 60 Eier von der Größe eines Kindeskopfs; nur des Nachts brütet er; am Tage überläßt er ſie der dortigen Sonne. Der junge Strauß hat ſchon bei ſeinem Hervortreten aus dem Eie die Größe eines jungen Huhnes von zwei Monaten. Helms erlebte es, daß, da mehrere ſeiner Begleiter in jenen großen Savannen einige Straußeier in den Hut genommen hatten, die jungen Thierchen nach etwa fünf Stunden ihre Schale zerbrachen, ſogleich in das Gras liefen und mit ſo großem Appetit fraßen, als wären ſie ſchon längſt daran gewöhnt. Der junge Strauß wird leicht zahm, läuft mit den Hühnern auf dem Hofe umher, und ſpielt mit den Kindern. Dobrizhofer fand in den meiſten indiſchen Dörfern von Paraguay gezähmte Strauße; ſie entliefen nicht, obgleich ihnen das Feld offen ſtand.

Die Abiponer von Paraguay (ſie nennen den Strauß Gejenk, die Einwohner von Chili hingegen Cheuque) verfertigen aus den Straußfedern Fliegenwedel und Sonnenſchirme, und faſt alle dortige berittene Indier ſtecken die großen Federn an die Sättel, um den Pferden beim Laufen die Fliegen zu verſcheuchen. Aus dem Felle des Straußes machen ſie Felleiſen, Beutel, Kiſſen; auch verwandeln ſie die Haut des hinterſten Theils des Leibes in Mützen und Helme, um ſich ein furchtbares Anſehen zu geben.

Das Fleiſch finden ſie, obgleich es zähe und fett iſt, ſchmackhaft; dem europäiſchen Gaumen iſt es zuwider. Dagegen ſind die Eier nicht unangenehm; nur erfodern auch dieſe ein gutes Verdauungsmittel, z. B. Wein. Ein Ei ſättigt mehr als einen Menſchen.

Wir gehen zum Clima dieſer Länder zurück. Begreiflich bringt die Verſchiedenheit des ſich ſo weit erſtreckenden Gebiets theilweiſe verſchiedene Climate hervor.

So fand Helms die Gegenden unweit Saladillo als wellenförmige Anhöhen, welche gänzlich mit natürlichem Salpeter wie bereift waren. Ein ſolcher Boden muß ſehr kalt ſeyn; er iſt daher minder fruchtbar.

Achtzehn Meilen weiter gegen Cordova, der Hauptſtadt von Tucuman, hatte ſich dagegen alles auf das angenehmſte verwandelt. „Auf paradieſiſchen Fluren ſieht man einen nie geſehenen Reichthum von Pferden, Heerden von 10,000 Ochſen, ſo wie auch Straußen und Wildpret aller Art.“

„In dieſer Weltgegend,“ fährt dieſer Reiſende fort, „ha-

ben die Nordwinde eine Wirkung, welche jener in Europa völlig entgegengeſetzt iſt. Da ſie nämlich die heiße Zone durchſtreichen, bevor ſie hieher gelangen, ſo bringen ſie gleichſam Feuer auf ihren Flügeln in dieſe Ebenen, und Menſchen und Vieh erſtickende Orkane.“

„Dagegen iſt der Mittags- und Abendwind wegen der Nähe des Südpols aus der entgegengeſetzten Urſache ſehr kalt, indem er über die mit ewigem Eiſe bedeckten Cordilleren wehet und hiedurch den hohen Grad der Sonnenhitze mildert.“

Jene Fruchtbarkeit unweit Cordova contraſtirt ſehr mit andern Theilen von Tucuman. So iſt die Gegend um St. Jacob, am Rio dolce, äußerſt dürftig. Die Wieſen, und daher das Vieh, ſind elend, die Erde unfruchtbar, und die armen Bewohner erhalten ſich kümmerlich, zum Theil nur durch den Handel mit Wachs, das ſie mühſam aus den wilden Bienenſtöcken ausheben.

Hier fällt oft in 7 Monaten kein Regen, und alles müßte verdorren, überſchwemmte nicht der Rio dolce das Land, indem er regelmäßig aus ſeinen Ufern tritt. (Dobrizhofer.) Eine meteorologiſche Bemerkung eben dieſes Geiſtlichen verdient hier angezeigt zu werden. In den Gebirgen von Tarma fällt nur dreimal Reif; der dritte iſt der ſtrengſte, und ihm folgt, einer achtjährigen Erfahrung zufolge, jederzeit ein Gewitter, mit Donner, Blitz und häufigem Regen, wodurch das verbrannte Gras wieder hervorſchießt. Ueberhaupt ſind aber in Paraguay die Gewitter außerordentlich häufig. Im Vorbeigehen verdient hier folgendes Naturphänomen angezeigt zu werden.

Wenige Meilen von Cordova, der Hauptſtadt von Tucuman, an dem Fluß Pucara, hört man oftmals Nachts ein heftiges Getöſe, wie Kanonenſchüſſe. „Ich hätte darauf gewettet, es würde irgendwo eine Feſtung beſchoſſen. Der Himmel war heiter; man ſagte mir, dieſer (unterirdiſche) Donner werde dort ſehr häufig gehört.“ Dobrizhofer glaubt, er rühre von unter der Erde in Felſen eingeſchloſſener Luft her.

Die höher gegen Norden gelegene große Provinz Chaco zeigt gleichfalls große Abwechſelung des Climas.

Grand Chaco macht eine eigene beträchtliche Unterabtheilung von Paraguay, und alſo des vaſten Gouvernements von la Plata aus. Der Name entſtand, ſo wie der von Peru, aus Unkunde. Chacu bedeutet Ueberfluß, nach Andern eine große Menge Gewild aller Art; und indem die Einwohner hiedurch den erſten Spaniern ihr Land anrühmten, nahmen Letztere dieß für den Namen deſſelben. (Jolis.)

Chaco erſtreckt ſich vom 20ſten bis über den 30ſten Grad ſüdl. Breite. Es faßt alſo die Llanos de Manſo mit ein, hat den großen Paraguay-Strom in Oſten, und wird von

den Flüſſen Pilcomajo, Vermejo und Rio dolce durchſchnitten; im Weſten ſtehen ihm aber als Gränzmauern die Andes von Peru. Es genießt einer trefflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers iſt nicht übermäßig, und die Kälte des Winters vermag nicht die ſtehenden Gewäſſer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft ohne beträchtlich zu ſchaden; denn eine aus Rohr oder ſchwachem Holz erbaute, umgeſtürzte Cabane iſt leicht wieder errichtet.

Die Vegetation iſt ſehr reich, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſo groß, daß der Waizen 70fältig, der Maiz aber 600fältige Früchte bringt. Gurken und Kürbiſſe erreichen ihre Reife in 30 bis 40 Tagen.

Der Boden von Chaco zeigt einige bemerkenswürdige Eigenheiten. Jolis beſchreibt einen See, der dem todten Meere von Paläſtina ähnlich iſt. Seine Gewäſſer ſind äußerſt mephitiſch; weder Thiere noch Menſchen dürfen ungeſtraft in ſeiner Nähe verweilen. Ein anderer See, der Teufels-See genannt, auf einem im tiefſten Walde gelegenen Gebirge, iſt wahrſcheinlich der Krater eines verloſchenen Vulkans, und in einem dritten, gleichfalls auf einem Gebirge, das alaunhaltig iſt, leben Krokodille. Sie kommen wahrſcheinlich aus irgend einem der benachbarten Flüſſe, denn die großen Ströme ſind hier reich an dieſen furchtbaren Thieren.

Eben dieſe Abwechſelung des Bodens bringt dann gleichfalls eine große Verſchiedenheit der Natur-Produkte hervor. Paraguay ſelbſt iſt durchaus arm an Metallen, da hingegen Tucuman mehrere und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Helms fand unweit Cordova Bleiglanz, Malachit und Fahlerz. Für das ganze Gouvernement von la Plata zählt er 110 Bergwerke; hierunter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebaut. Zwar ſind vermöge der politiſchen Eintheilung hier mehrere Bergwerke mitgezählt, die zu Potoſi gehören; dennoch finden ſich verſchiedene von Tucuman und ſelbſt in völlig entgegengeſetzter Richtung, nämlich in Oſten, ein Goldbergwerk von Montevideo darin.

Wichtig für Spanien können aber jene ſo reichlich mit natürlichem Salpeter geſchwängerten Felder werden, ſo wie auch das in eben dieſen Gegenden im Ueberfluß vorhandene Salz, beſonders da durch die Nähe des Paraguay-Stromes der Transport zum Meere, und hiedurch nach Europa ſo leicht fiele.

Vom Pflanzenreiche, eben ſo unermeßlich als unbekannt, können wir hier nur ſolche Gegenſtände ausheben, die ſich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder durch ihren Nutzen auszeichnen. Nichts iſt mehr zu bedauern, als daß weder Jolis noch Dobrizhofer Botaniker waren, da beſonders erſte-

rer eine lange Anzeige von den Pflanzen in Chaco gegeben hat, woraus es indeß ſchwer fällt, etwas Beſtimmtes herauszuleſen.

Nach dem China-Baum, der auch, wie Letzterer bezeugt, hier zu Hauſe iſt, verdient beſonders die Algarova zuerſt eine genaue Anzeige.

Die Algarova der Spanier oder der Johannisbrod-Baum (Ceratonia Siliqua Polygam. Trioec. L.) gedeihet in Paraguay zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, und hat, beſonders in Rückſicht der Frucht, viele Vorzüge vor der Algarova der wärmeren Theile der alten Welt; ſie iſt daher auch einer der hauptſächlichſten Nahrungszweige der Nationen von Paraguay. (Dobrizhofer.)

Es gibt aber dort wohl vier Gattungen, vielleicht nur Varietäten dieſes nützlichen Baums. Zwei derſelben verdienen beſonders bemerkt zu werden, nämlich die weiße und die ſchwarze Algarova. Die erſte nennen die Abiponer Dack, die letzte hingegen Roack.

Die Geſtalt der Blätter, Blumen und Früchte ſieht ſich bei allen ziemlich gleich. Die Blätter beſtehen gewöhnlich aus drei Paar großen, glatten, ovalen Lappen, welche mit einem kurzen Stiele an dem gemeinſchaftlichen Hauptſtiele feſtſitzen. Die Blumen wachſen in langen, einfachen, traubenförmigen Büſcheln, und haben eine röthliche oder Purpurfarbe; die der weißen Algarova ſind indeß gelblich. Einige Bäume tragen lauter Zwitterblumen, andere nur männliche, endlich wiederum andere nur allein weibliche Blüthen.

Der Baum iſt anſehnlich und ſtark. Der der weißen Algarova erreicht in Paraguay (hier wie in Chaco am Rio Vermejo ſieht man bei St. Jacob ganze Wälder davon) eine ſolche Größe und Stärke, daß er das trefflichſte Holz zum Schiffbau liefert.

Aus dieſem geſchmeidigen und dabei ſehr feſten Holze von violetter Farbe werden faſt alle Kiele und Seitenwände der Schiffe gezimmert, die den Paraguay und die Parana befahren.

Die Frucht, oder vielmehr die Schoten, welche in Abtheilungen die braunen Kerne, den Samen, enthalten, ſind eine Spanne lang, einen Zoll breit, und haben ein weißlichtes, mit einer zarten Haut bedecktes, ſehr ſchmackhaftes Fleiſch. Man genießt ſie entweder roh, wie ſie vom Baume fällt, oder in einem Mörſer zerſtoßen. Die Eingebornen von Paraguay hingegen bereiten daraus einen gegohrnen Trank oder Chica, der, in Uebermaß genoſſen, ſtark berauſcht. Hiezu werden die Schoten von den Weibern in einer Ochſenhaut geſammelt und Waſſer darauf geſchüttet; durch eigene Gährung entſteht daraus ſchon nach 12 Stunden ein angenehmes, kräftiges und geſundes Getränk; es heißt dort Laaga. Verurſacht

deſſen unmäßiger Gebrauch oft Schlägerei und Mord, ſo iſt dagegen dieſer Trank, gehörig benuzt, eine der herrlichſten Gaben der dortigen Natur. Er erſezt ſchnell die verlornen Kräfte, er heilt die Beſchwerden der Bruſt, und man erſtaunt, wie geſchwind die ſchwächſten, elendeſten Körper ſich dadurch wieder erholen.

Selbſt die Pferde und das Rindvieh gedeihen trefflich vom Johannisbrode. Daher ſteht denn dieſe Frucht dort in der höchſten Achtung. „Wann nur erſt die Algarova reift,“ ſagen die Abiponer, „dann werde ich ſchon wieder zunehmen.“ Auch zählen ſie ihre Jahre nach dem Blühen des Baumes. Statt zu fragen, wie alt man ſey, ſagen ſie: „wie oft hat dir die Algarova geblüht?“

Die ſchwarze Algarova, die Roack, trägt eine kleinere, braunere Schote mit röthlichen Flecken. Sie iſt der vorhergehenden völlig ähnlich, nur viel ſüßer, hat aber, roh genoſſen, ſo etwas Aetzendes, oder vielmehr Zuſammenziehendes, daß ſie dadurch gleichſam die Zunge lähmt. Als Dobrizhofer einſtens auf der Reiſe ſeinen Hunger damit ſtillte, ward er, zum Gelächter ſeiner Geſellſchaft, auf einige Stunden völlig ſeiner Sprache beraubt. Man ſtößt die Schalen der ſchwarzen Algarova in einem hölzernen Mörſer, läßt den Brei durch ein Sieb, und knetet ihn mit den Händen zuſammen; die dadurch gebildeten Brode werden ſehr hart; ſie heißen Patay, und dienen ſowohl zur Speiſe als zur Arznei. Neben ihrer nährenden Eigenſchaft ſind ſie ſehr wirkſam bei Bruſtbeſchwerden, ferner gegen den Stein und dahin einſchlagende Uebel. Die daraus gezogene Eſſenz iſt indeß hiezu noch kräftiger.

Eine dritte Art der Algarova, welche von Andern für eine Akazie genommen wird, zeigt noch andere Eigenſchaften. Zwar kommen die Blätter denen der vorhergehenden Art gleich; allein die Blumen ſind zuſammengeballt, klein, von Farbe wie Safran und duften aromatiſch. Die Schoten ſind ſcharf und harzig, daher nicht genießbar. Dagegen benuzt man ſie durch Zuſaz von Alaun zum Schwarzfärben der dortigen Wolle. Auch trieft daraus ein Gummi, das dem arabiſchen gleichkommt.

Endlich liefert eine vierte Sorte der Algarova aus ihren unſchmackhaften Schoten einen Trank, der als ein trefflich ſchweißtreibendes Mittel bedeutende Krankheiten hebt.

Der wichtigſte, oder wenigſtens der einträglichſte Baum von Paraguay iſt indeß wohl derjenige, der den berühmten Thee von Paraguay, den Caamiri-Thee, liefert.

Eine genauere Nachricht von dieſem höchſt einträglichen Produkte verdanken wir gleichfalls dem P. Dobrizhofer, wenn er auch gleich nicht im Stande war, ihn botaniſch zu beſchrei-

ben. Der Baum Caa wächst hauptſächlich in den großen Wäldern Mbävera von Paraguay, an den Flüſſen Monday und Acanay, gegen 200 Stunden von der Hauptſtadt, zwiſchen dem 25ſten Breiten-Grade, auf einem leimichten, naſſen Boden, wie das Rohr. Der Geſtalt nach kommen dieſe Bäume mit den Pomeranzen-Bäumen überein; doch übertreffen ſie dieſe an Größe und Dicke. Der P. del Techo gibt ihnen die Größe eines Apfelbaums. Auch die Blätter ſind den Blättern der Orangen-Bäume ähnlich, nur ſind ſie etwas weicher. Die Blüthe iſt klein, weiß, fünfblätterichtund dem Kamme einer Traube ähnlich. Der reife Samen hat mit dem amerikaniſchen Pfeffer Aehnlichkeit; allein er iſt in einer Schale verſchloſſen, die da drei bis vier Körner enthält.

Dieſer Beſchreibung nach ſcheint es noch zweifelhaft, ob der Baum Caa die Psoralea glandulosa ſey, wie verſchiedene Botaniker es behaupten.

Die Blätter dieſes Baums ſind durchgehends unter dem Namen des Paraguay-Thees berühmt, und machen einen Handelsartikel von erſtaunlichem Werthe aus. Dieſe Thee-Sammlung erfordert mehrere Monate. Sie wird gewöhnlich von einer Anzahl Spanier, die mit Ochſen, Pferden und Maulthieren verſehen ſind, unternommen.

Man ſchneidet die Zweige mit ſtarken Meſſern von den Bäumen und hängt ſie über ein gelindes Feuer; ſie platzen mit einem Geräuſch wie Schießpulver. Die auf die Art geröſteten Blätter und kleinſten Zweige zerſtampft man mit Hölzern zu Staub. Dieß gibt den weniger mühſam bereiteten Thee Yerba de Palos, nach Andern Caaguazu genannt. Er iſt denn auch der wohlfeilſte, denn die Aroba von 25 Pfund koſtet in den Waldungen ſelbſt nur 2 Gulden; in der Stadt Aſſumtion hingegen, wegen der Fracht-Koſten, bereits das Doppelte.

Der Thee Caamiri oder das kleine Kraut kommt von ein und eben demſelben Baume, ja es iſt faſt gänzlich dieſelbe Subſtanz. Es iſt nämlich nur allein dadurch vom Yerba de Palos unterſchieden, daß bei dieſem die Stengel und holzartigen Theile nicht abgeſondert werden; da hingegen der Caamiri lediglich aus den von den Reiſern genau geſäuberten und langſam gedörrten Blättern beſteht. Eben daher iſt er aber doppelt ſo theuer.

Iſt dieſer feinere Thee gut bereitet, ſo gibt er ſchon von ſich ſelbſt einen köſtlichen Geruch; dennoch erhöhet man dieſen durch einen Zuſatz der zu Pulver geriebenen Blätter oder auch der Rinde des Baumes Quabyra-miri.

Dieſes Stauden-Gewächs, unſern Wachholder-Büſchen ähnlich, trägt eine den Miſpeln ähnliche wohlſchmeckende Frucht. Es findet ſich gleichfalls in den Gegenden von Ta-

ruma innerhalb des 24ſten Grades ſüdl. zwiſchen dem Paraguay und der Parana.

Im Vorbeigehen verdient hier ein ſehr merkwürdiges Produkt angeführt zu werden, deſſen Entſtehung der Quabyra-miri veranlaßt. Dieß iſt das Ameiſen-Wachs. Die Ameiſen ſetzen auf den Zweigen dieſes Baumes ein Wachs ab, das weißer iſt als Schnee, aber nur aus kleinen Körnern beſteht; es wird von den Weibern beſonders eingeſammelt. Es verbreitet einen balſamiſchen, angenehmen Wohlgeruch, ſchade, daß es keine hinreichende Härte oder Conſiſtenz annimmt; Dobrizhofer war genöthigt, jederzeit etwas Bienenwachs hinzu zu ſetzen, um daraus Wachskerzen zu gießen. Es iſt übrigens wegen ſeiner Farbe und ſeines Wohlgeruchs ſo vorzüglich, daß man daraus einen bedeutenden Handelsartikel des Luxus erzielen könnte.

Wenn die zerſtoßenen Blätter des Quabyra-miri-Baums dem Caamiri-Thee hinzugeſetzt werden, ſo vermehren ſie nicht nur ſeinen Wohlgeruch, ſondern ihre gummöſen Theile geben ihm gleichfalls eine beſſere Conſiſtenz. Die Kaufleute pflegen die Güte des Caamiri-Thees dadurch zu erproben, daß ſie das Pulver auf die Hand legen und darauf blaſen. Fliegt zu viel davon, ſo halten ſie dieß für einen Beweis einer zu ſtarken Ausdorrung, der Gummi des Quabyra-miri verhindert dieſe.

Der Thee ſelbſt wird wie der chineſiſche benutzt, nämlich man gießt heißes Waſſer darauf; dauert aber die Inſuſion zu lange, ſo wird er äußerſt adſtringirend, hat die ſchädlichſten Folgen, und verwandelt das Waſſer in Dinte. Ein mäßiger Gebrauch ſchärft den Appetit und treibt einen gelinden Schweiß.

Man trinkt den Aufguß gewöhnlich aus Gefäßen von Horn oder gar aus Kürbisſchalen. Dieſe Gefäße, man nennt ſie Mate, haben dem Thee ſelbſt dieſen Namen gegeben. Die Reichen laſſen die Gefäße mit Silber beſchlagen, und ſaugen den Thee durch ein ſilbernes Rohr, trinken ihn auch aus andern Theegeſchirren, verſetzen ihn aber wegen ſeiner Bitterkeit mit Zucker.

Der Thee wird nach dem Einſammeln und Dörren in große, viereckige Schläuche oder Säcke von Ochſenleder gethan; dieſe Schläuche heißen Zurrones oder auch Tercios; jeder Sack hält 7 Arroben (zu 25 Pfund) und jedem Maulthiere werden zwei Säcke zu tragen aufgelegt. Das Thier kennt ſeine Laſt ſo genau, daß es ſich ſelbſt bei einem Zuſatze von wenigen Pfunden auf die Erde wirft, und ſich gegen ſeine Treiber ſträubt.

Der Verbrauch des Thees iſt erſtaunlich groß. Ganz Peru, Chili und Paraguay genießt dieſen Nektar der Neuen Welt. Viele tauſend Menſchen ſammeln und bereiten ihn,

und viele tauſend Maulthiere vertheilen ihn faſt durch ganz Süd-Amerika. Allein bei den ſchlechten Wegen, bei dem mühſamen Einſammeln gehen viele Maulthiere verloren, und viele Menſchen müſſen ernährt werden. Daher gewinnen hauptſächlich nur die Kaufleute, weniger aber diejenigen, welche den Thee ſammeln laſſen.

Nur allein nach Peru führt man jährlich 100,000 Arroben, jede zu 7 Laubthalern, alſo faſt für eine Million Thaler. Dennoch hat die feinſte, beſte Sorte keinen beſtimmten Preis. Die ganze Conſumtion muß daher einen ungleich größern Werth haben, und man begreift, wenn die Jeſuiten ehemals die Regierung von Paraguay ausſchließlich beſaßen, wie ſie durch den Alleinhandel mit dieſem Kraute alle die großen Ausgaben der Ernährung vieler tauſend Indianer, ſo wie den großen Aufwand auf die Kirchen und auf die Miſſions-Anſtalten zu verwenden im Stande geweſen ſind.

Der Paraguay-Thee iſt in Europa beſonders deßhalb nicht einzuführen, weil er in kurzem ſeinen Geruch, ſeine Annehmlichkeit und ſeine Wirkung verlieren ſoll.

Die Jeſuiten hatten es aber nicht bei den wildwachſenden Caa-Bäumen bewenden laſſen; ſie hatten mit großer Mühe bedeutende Pflanzungen davon angelegt. Dieß erfordert, daß die Kerne oder der Samen genau zuvor abgewaſchen, jede junge Pflanze wie eine Kohlpflanze verſetzt werde, und zwar in großen, abgemeſſenen Diſtanzen; ſie muß ſodann eine eigene Vertiefung um ſich haben, um das Regenwaſſer aufzufangen, ja jedes junge Pflänzchen bedarf ſogar eines eigenen kleinen Strohſchirmes gegen den Reif und die heftigen Süd-Winde. Auf die Weiſe gepflegt, belohnt dann der Baum nach drei bis vier Jahren ſeinen Wärter reichlich.

Von der großen Menge ſchätzbarer, vegetabiliſcher Produkte, z. B. der Saſſaparille, der Jalappa, des Saſſafras, der China, des Drachenblutes, der Tamarinde, des Cacao und der Vanille; von den trefflichen Cedern und andern Nadelhölzern, ſo wie von mehreren Palmarten ſchweigen wir, und heben nur noch ſolche aus, die da weniger bekannt ſind; ſchade, daß wir ſie nur durch minder ſachkundige Reiſende haben kennen gelernt.

Die große, treffliche Frucht Quembe iſt ſelbſt in Paraguay zu wenig bekannt. Sie wächſt an einer Liane, die ſich, dem Epheu gleich, an den Bäumen in die Höhe ſchlingt. Aus dieſem feſten, zähen Strauche (er trägt ſelbſt die dortigen Honigſucher, wenn ſie ſich, um zum Honig zu gelangen, daran hangen oder darauf ſetzen) verfertigen die Quaranier Stricke, die Spanier aber ſogar Schiffstaue. Aber das Vorzüglichſte iſt die Frucht. Sie hat faſt die Form einer Melone von mehr als 6 Zoll Länge; zuweilen wiegt ſie

gegen 2 Pfund. Die äußere Haut iſt gelblich, warzig und mit ſchwarzen Punkten beſtreut. Ihr Fleiſch iſt ſaftig, ungemein ſüß, und ſitzt um einen holzigen Stängel, wie etwa der Mais. Sie enthält aber eine Menge kleiner, unmerklicher Stacheln, die man nur erſt beim Eſſen unangenehm gewahr wird. Man darf ſie daher nicht lange kauen. „Allein es iſt unglaublich, wie angenehm und geſund die Quembe iſt, und wie ſehr ſie einen durch langes Gehen ermüdeten, vom Schweiße triefenden Menſchen erquickt.“ (Dobrizhofer.)

Der Copaiva-Balſam wird aus einem großen Baume (Copaifera officinalis Decandr. Monogyn. L.) von ſchönem, rothen, feſten Holze gewonnen. Die großen Blätter ſind oval, und ſtehen an dicken, zolllangen Stielen. Die Blume hat keinen Kelch und fünf Blättchen. Die Frucht iſt von außen braun; ſie beſteht in einer länglichen Schote, worin ſich ein einziger, den Zähnen nachgebender Kern befindet. Schmackhaft iſt er nicht ſehr, doch genießen ihn die Indianer, noch gieriger aber die Affen.

Den Balſam oder das Oel erhält man durch tiefes Einſchneiden eines Baumes von beſten Jahren im dortigen Frühlinge. Dobrizhofer behauptet, dieſes müſſe im Vollmonde geſchehen. Um das Ausfließen des Oeles deſto mehr zu befördern, zünden die Quaranier um den Baum getrocknetes Geſträuch an. In drei Stunden erhält man gegen 12 Pfund. Dieſer helle, weiße Balſam dient nicht nur als ein treffliches Heilmittel für Wunden, beſonders bei ſolchen, die von Schlangen gebiſſen worden; man gebraucht ihn gleichfalls, jedoch nur tropfenweiſe, innerlich gegen die Ruhr und andere Beſchwerden, die von Schwäche herrühren. Ebenfalls dient er den Malern zu einigen Firniß-Arten.

Zwei andere Bäume, die vielleicht dereinſt für den Handel wichtig werden können, ſind der Anguay, auch Ybirapaye genannt, und der Abatitimbaby. Der erſte iſt ein ſehr hoher, ſtarker Baum, deſſen hartes, röthliches und wohlriechendes Holz zur Verarbeitung trefflich iſt; daneben gibt er einen herrlichen Balſam. Wenn von ihm der wahre peruaniſche Balſam herrührt, dann wäre dieſes das Myroxylon Peruiferum L.

Aus dem zweiten Baume trieft gleichfalls ein ſehr ſchönes goldgelbes Harz; es iſt ſo rein und durchſichtig als Kryſtall. Die Indianer ſetzen ausgearbeitete hohle Formen an den Baum, und laſſen das herabtriefende Harz in dieſe hineinfließen. Es erhärtet an der Luft, und ſo erhalten ſie ſchöne bernſteingleiche Zierathen, z. B. Ohrgehänge, Kreuze, Halsſchmuck u. dgl. Man ſollte darauf ſchwören, ſagt der Miſſionär, ſie wären von Kryſtall. Sie widerſtehen auch aller Feuchtigkeit, nur ſind ſie ſehr zerbrechlich.

Der Baum Molle gibt ein ſchönes Holz zu Tiſchler-Arbeit; ſchade, daß es leicht fault. Seine Blätter dienen zum Ledergerben, der Stamm liefert einen ſehr wohlriechenden Weihrauch, und die Frucht ſchmeckt lieblicher als die Algaroba; nur kopft der daraus gekochte und zum Getränke mit Waſſer vermiſchte Syrup anhaltend.

Auf den Anhöhen wächſt der Mbocayay. Er trägt Trauben von eßbaren Datteln, woraus man gleichfalls ein Oel preßt, das dem Oliven-Oele faſt gleich zu ſchäzen ſteht. Eben dieſer Baum erzeugt auch Fäden, die da ſtärker ſind als Hanf, und den Wilden zu Sehnen ihrer Bogen und zu Angelſchnüren dienen.

Endlich mag der Quebracho oder Axtbrecher (Hacha die Axt, und Quebrar zerbrechen) dieſe Anzeige der kaum aufzuzählenden nuzbaren Pflanzen-Produkte von Paraguay beſchließen. Es gibt zwei Gattungen der Axtbrecher, den weißen und den rothen. Beide führen ihren Namen mit Recht; die Axt des Holzhauers zerſpringt an dem harten Holze, wenn es nicht im grünen Zuſtande oder ganz friſch bearbeitet wird. Das Holz des weißen Quebrachos kommt unſerm Buchsbaume gleich; das des rothen oder des Quebracho colorado iſt trefflich gemarbelt, wie rother Porphyr. Dieſe Schönheit zeigt ſich erſt, wenn er gefällt wird, und entſteht durch ein Harz, das ſodann von dem innern Theile nach außen fließt und ihm den vorzüglichen rothen Glanz mittheilt.

Die belebtere Welt dieſer Länder iſt unerſchöpflich. Sie kommt indeſſen im Ganzen ziemlich mit der von Peru und Braſilien überein. Es reiche daher hin, nur einige Merkwürdigkeiten und Seltenheiten davon beizubringen.

Zuerſt verdient die erſtaunliche Vermehrung der von uns dorthin verpflanzten großen Hausthiere eine beſondere Erwähnung. Sie machen einen Haupt-Artikel des Handels, und überhaupt des Reichthums von Paraguay aus.

Das Hornvieh, welches von einigen wenigen Thieren abſtammt, die die Spanier bald nach der Entdeckung des Landes dahin führten, iſt dort von der Größe des ungeriſchen, dabei vielfarbig, trägt aber, da es wild geworden, den Kopf hoch und trozig.

Um die Mitte des eben verfloſſenen Jahrhunderts war ihre Population ſo erſtaunlich groß, daß die Reiſenden ihren Weg in den großen Savannen ſich nur vermittelſt eigener vorausgeſandter Reiter durch dies wilde Rindvieh bahnen konnten. Dazumal galt ein Ochſe einen Real de Plata, alſo nur 5 gute Groſchen. Ein jeder Spanier, der ſeine Meierei vergrößern wollte, miethete für einige Ellen Zeug einige Rei-

ter, und dieſe fingen ihm dafür in wenigen Wochen zehntauſend Stück Ochſen und Kühe.

Indeß muß hundert Jahre früher der Preis eines Ochſen noch geringer geweſen ſeyn. Der aus Holz ſchön geſchnitzte Altar zu St. Borgia am Uraguay ſoll ohne Vergoldung 30,000 Ochſen gekoſtet haben; dennoch war er nur ein Werk der dortigen Indier, der Quaranier, die ein Miſſionär im Bildſchnitzen unterrichtet hatte. (Dobrizhofer.)

Man fängt dies wilde Hornvieh vermittelſt lederner Schlingen. Ein Riemen wird dem Ochſen über die Hörner geworfen, während daß ein Anderer den zweiten Riemen um die Hinterfüße wirft, ihm ſodann auf den Rücken ſpringt, und ihn durch einen gut geführten Stich in den Hals tödtet.

Eine Ochſenhaut von drei Ellen und von gutem Leder, wie es die dortige Polizei feſtgeſetzt hat, galt noch 1760 6 Gulden, der ganze Ochſe hingegen nur 4. Das Zubereiten des Felles, das da ſeine Haare nicht verlieren darf, macht dieſen ſonderbaren Unterſchied.

Bei dem allgemeinen Schlachten des Hornviehes wird kaum auf das Fleiſch geachtet. Das Fett, die Zunge ſind, außer der Haut, worauf es beſonders angeſehen iſt, oftmals nur die einzigen Theile, welche man aufbewahrt, beſonders da das Ochſentalg faſt gänzlich den Mangel an Butter, der aus Nachläßigkeit herrſcht, erſetzen muß.

Die Carcaſſe überläßt man bei großen Jagden auf Hornvieh gewöhnlich den wilden Hunden, Tiegern, Geiern und Raben. Durch dieſe übertriebenen Metzeleien hat ſich denn das Hornvieh allerdings vermindert.

Vormals nahm ein Schiff eine Ladung von 80, ja 100,000 Ochſenfellen mit. Dieß ſetzt eine weit größere Anzahl erlegter Thiere voraus, da nämlich nur die ſtarken Ochſenfelle zum Handel brauchbar waren. Anjetzt machen 30,000 ſchon eine beträchtliche Ladung, und die geſammte Summe der ausgeführten Häute beträgt jetzt wohl ſchwerlich eine Million.

Das Rindfleiſch iſt übrigens zugleich eine Hauptnahrung der dortigen Armen, der Neger, der Quaranier und anderer Indianer, ſo wie der Arbeitsleute und Dienſtboten auf den großen Meiereien.

Auch gibt es einzelne Meiereien, die auf 100,000 Stück Vieh zählen. Der Flecken Yapeyu am Uraguay beſaß allein 500,000, und die Miſſion St. Michael noch mehr.

Um ſich aber einen richtigen Begriff von der ganzen Rindvieh-Population dieſer Länder zu machen, ſo denke man hiezu nun die große Menge, welche die Indianer heimlich ſchlachten, ferner die, welche von feindlichen Indiern erlegt werden, endlich diejenigen, welche die wilden Hunde und andere reiſſende Thiere tödten.

den die Nordwinde eine Wirkung, welche jener in Europa völlig entgegengeſetzt iſt. Da ſie nämlich die heiße Zone durchſtreichen, bevor ſie hieher gelangen, ſo bringen ſie gleichſam Feuer auf ihren Flügeln in dieſe Ebenen, und Menſchen und Vieh erſtickende Orkane.“

„Dagegen iſt der Mittags- und Abendwind wegen der Nähe des Südpols aus der entgegengeſetzten Urſache ſehr kalt, indem er über die mit ewigem Eiſe bedeckten Cordilleren wehet und hiedurch den hohen Grad der Sonnenhitze mildert.“

Jene Fruchtbarkeit unweit Cordova contraſtirt ſehr mit andern Theilen von Tucuman. So iſt die Gegend um St. Jacob, am Rio dolce, äußerſt dürftig. Die Wieſen, und daher das Vieh, ſind elend, die Erde unfruchtbar, und die armen Bewohner erhalten ſich kümmerlich, zum Theil nur durch den Handel mit Wachs, das ſie mühſam aus den wilden Bienenſtöcken ausheben.

Hier fällt oft in 7 Monaten kein Regen, und alles müßte verdorren, überſchwemmte nicht der Rio dolce das Land, indem er regelmäßig aus ſeinen Ufern tritt. (Dobrizhofer.) Eine meteorologiſche Bemerkung eben dieſes Geiſtlichen verdient hier angezeigt zu werden. In den Gebirgen von Tarma fällt nur dreimal Reif; der dritte iſt der ſtrengſte, und ihm folgt, einer achtjährigen Erfahrung zufolge, jederzeit ein Gewitter, mit Donner, Blitz und häufigem Regen, wodurch das verbrannte Gras wieder hervorſchießt. Ueberhaupt ſind aber in Paraguay die Gewitter außerordentlich häufig. Im Vorbeigehen verdient hier folgendes Naturphänomen angezeigt zu werden.

Wenige Meilen von Cordova, der Hauptſtadt von Tucuman, an dem Fluß Pucara, hört man oftmals Nachts ein heftiges Getöſe, wie Kanonenſchüſſe. „Ich hätte darauf gewettet, es würde irgendwo eine Feſtung beſchoſſen. Der Himmel war heiter; man ſagte mir, dieſer (unterirdiſche) Donner werde dort ſehr häufig gehört.“ Dobrizhofer glaubt, er rühre von unter der Erde in Felſen eingeſchloſſener Luft her.

Die höher gegen Norden gelegene große Provinz Chaco zeigt gleichfalls große Abwechſelung des Climas.

Grand Chaco macht eine eigene beträchtliche Unterabtheilung von Paraguay, und alſo des vaſten Gouvernements von la Plata aus. Der Name entſtand, ſo wie der von Peru, aus Unkunde. Chacu bedeutet Ueberfluß, nach Andern eine große Menge Gewild aller Art; und indem die Einwohner hiedurch den erſten Spaniern ihr Land anrühmten, nahmen Letztere dieß für den Namen deſſelben. (Jolis.)

Chaco erſtreckt ſich vom 20ſten bis über den 30ſten Grad ſüdl. Breite. Es faßt alſo die Llanos de Manſo mit ein, hat den großen Paraguay-Strom in Oſten, und wird von

den Flüſſen Pilcomajo, Vermejo und Rio dolce durchſchnitten; im Weſten ſtehen ihm aber als Gränzmauern die Andes von Peru. Es genießt einer trefflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers iſt nicht übermäßig, und die Kälte des Winters vermag nicht die ſtehenden Gewäſſer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft ohne beträchtlich zu ſchaden; denn eine aus Rohr oder ſchwachem Holz erbaute, umgeſtürzte Cabane iſt leicht wieder errichtet.

Die Vegetation iſt ſehr reich, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſo groß, daß der Waizen 70fältig, der Maiz aber 600fältige Früchte bringt. Gurken und Kürbiſſe erreichen ihre Reife in 30 bis 40 Tagen.

Der Boden von Chaco zeigt einige bemerkenswürdige Eigenheiten. Jolis beſchreibt einen See, der dem todten Meere von Paläſtina ähnlich iſt. Seine Gewäſſer ſind äußerſt mephitiſch; weder Thiere noch Menſchen dürfen ungeſtraft in ſeiner Nähe verweilen. Ein anderer See, der Teufels-See genannt, auf einem im tiefſten Walde gelegenen Gebirge, iſt wahrſcheinlich der Krater eines verloſchenen Vulkans, und in einem dritten, gleichfalls auf einem Gebirge, das alaunhaltig iſt, leben Krokodille. Sie kommen wahrſcheinlich aus irgend einem der benachbarten Flüſſe, denn die großen Ströme ſind hier reich an dieſen furchtbaren Thieren.

Eben dieſe Abwechſelung des Bodens bringt dann gleichfalls eine große Verſchiedenheit der Natur-Produkte hervor. Paraguay ſelbſt iſt durchaus arm an Metallen, da hingegen Tucuman mehrere und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Helms fand unweit Cordova Bleiglanz, Malachit und Fahlerz. Für das ganze Gouvernement von la Plata zählt er 110 Bergwerke; hierunter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebaut. Zwar ſind vermöge der politiſchen Eintheilung hier mehrere Bergwerke mitgezählt, die zu Potoſi gehören; dennoch finden ſich verſchiedene von Tucuman und ſelbſt in völlig entgegengeſetzter Richtung, nämlich in Oſten, ein Goldbergwerk von Montevideo darin.

Wichtig für Spanien können aber jene ſo reichlich mit natürlichem Salpeter geſchwängerten Felder werden, ſo wie auch das in eben dieſen Gegenden im Ueberfluß vorhandene Salz, beſonders da durch die Nähe des Paraguay-Stromes der Transport zum Meere, und hiedurch nach Europa ſo leicht fiele.

Vom Pflanzenreiche, eben ſo unermeßlich als unbekannt, können wir hier nur ſolche Gegenſtände ausheben, die ſich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder durch ihren Nutzen auszeichnen. Nichts iſt mehr zu bedauern, als daß weder Jolis noch Dobrizhofer Botaniker waren, da beſonders erſte-

Der Verbrauch iſt dagegen gleichfalls erſtaunlich. So z. B. erforderten die 7000 Quaranier, welche St. Michael bewohnten, zu ihrem Unterhalte täglich 40 Ochſen; und außer den angeführten 30,000 Häuten als Schiffsladung, verbrauchten dort die Spanier viele Tauſende zu Sätteln, Stricken, Schläuchen, Zäumen, zum Einpacken des Paraguay-Thees, der ungeheuern Menge des dort erzielten Tabaks, und jeder Neger, ja jeder der geringſten Volksklaſſe bedient ſich einer Ochſenhaut ſtatt des Bettes.

Der Reichthum an Pferden ſteht hier dem an Hornvieh nicht viel nach. Es iſt ſehr unrecht, wenn man die Pferde von dieſen Ländern für ſchlecht, klein und kraftlos ausgibt.

Die jetzt ungeheure Pferde-Zucht von Paraguay ſtammt von den erſten ſieben Pferden ab, die die Spanier herüberführten. Aus dieſen ſpaniſchen Pferden iſt denn eine Race von Pferden entſtanden, die freilich nicht völlig ihren ſpaniſchen Ahnherren gleichkommen, dennoch aber bei weitem nicht ſo ſchlecht ſind, als H. v. Pauw und ſelbſt Robertſon behaupten. Sie ſind guten europäiſchen Pferden völlig gleich, nur daß ſie weder die Größe noch die Stärke der größten Holſteiner oder Steiermärker Kutſchpferde erreichen. Dennoch muß Dobrizhofer ſelbſt geſtehen, daß ſie früher ermüden als die unſrigen, weniger dauerhaft und nicht ſo ſtark ſind. Selbſt auf einer kurzen Reiſe muß ein Reiter mehrere Pferde mit ſich nehmen; dasjenige, deſſen er ſich des Vormittags bedient hat, muß den Nachmittag ungeritten bleiben.

Indeß ſey man auch billig. Das europäiſche Pferd wird gepflegt, und mit Heu, Hafer und anderm Getreide gut genährt. Das Paraguayſche hingegen muß kümmerlich ſein Futter in jenen großen Steppen ſelbſt ſuchen, muß hiezu viel umhertraben; es iſt der Näſſe, Hitze und nächtlichen Kälte bloß geſtellt. Auch erhalten die dortigen Pferde, ſobald man ſie gehörig wartet und füttert, eine weit anſehnlichere Leibes-Größe, Stärke und Dauerhaftigkeit. Indeß findet doch auch ein Unterſchied unter den Pferden Statt. Die von der Miſſion von St. Jacob de Storea ſind den übrigen vorzuziehen, und ſie verdanken dieſes beſonders der nahrhaften Fütterung mit der Algarova, oder dem Johannis-Brode. Auch findet ſich eine große Verſchiedenheit der Farben unter ihnen. Die Falben und Schimmel ſtanden beſonders wegen ihrer Gelehrigkeit vormals in Anſehen.

Die Anzahl der dortigen wilden Pferde überſteigt unſere Begriffe.

„Die ganze weite Ebene von Rio de la Plata, auf 200 Meilen weit rings umher, iſt ganz mit wilden, umherirrenden Pferden bedeckt. Hievon kann Jeder ſo viel nehmen, als er will. In wenigen Tagen bringen etliche Reiter viel tau-

ſend Pferde nach Hauſe. Mit Erſtaunen ſah ich einmal, wie ſechs Spanier, die ſich mit der Pferdejagd abgaben, auf einmal 2000 Pferde bei Cordova zum Verkaufe trieben. Man bezahlte ſie mit einigen Ellen Baumwollen-Zeug; dieſe rollten ſie wie einen Mantel zuſammen, und banden ſie hinter ſich an den Sattel feſt. So kehrten die Pferdehändler, die kurz zuvor mit großem Geräuſche und unter einer Wolke von Staub daher kamen, ſtill und ruhig wieder zu Hauſe." (Dobrizhofer.)

Die Pferdejagd wird auf mehrere Art betrieben. Man fängt ſie entweder einzeln, mit Schlingen, oder auch in großen Maſſen, indem man Felder trichterförmig umzäunt, und ſie wie die Fiſche in den großen Fiſchteichen, da hinein treibt. Nach dieſen Thatſachen iſt es begreiflich, wie einzelne Meiereien 50,000 Pferde beſitzen, und wie der Preis des einzelnen, unberittenen Pferdes unglaublich gering iſt. Vormals (1697) kaufte der P. Sepp für 1 Thaler Werth 20, für ein Hufeiſen 6, für eine Pfeife 3 Pferde, und für zwei Nähnadeln ein ſchönes Pferd. Selbſt in unſern Zeiten bezahlt man ein bereits zugerittenes Pferd nur mit 2 Thalern.

Die Anwendung oder der Gebrauch der Pferde iſt hier denn auch ſehr mannigfaltig.

Jede Klaſſe der Einwohner bedient ſich ihrer nicht bloß zu Reiſen, Spazierenreiten und Kirchgängen, ſondern zum Holz- und Waſſerholen; die Pferde müſſen ferner das Korn austreten (dreſchen), und in den Mühlen roſſen. Viele indiſche Nationen leben faſt beſtändig auf den Pferden *), nähren ſich auch von ihrem Fleiſche; und die Spanier ſchlachten jährlich eine Menge Stuten, nur allein, um das Fett zum Gerben der Hirſchhäute zu benutzen. Ueberdieß wird eine große Zahl Pferde von den Tiegern und den wilden Hunden zerriſſen, und viele Füllen gehen bei den Jagden verloren.

Auch an Maulthieren ſind Paraguay und Tucuman erſtaunlich reich. Man zieht ſie, ungeachtet ihrer Falſchheit und daher rührenden Unſicherheit, den Pferden häufig vor, theils weil ſie auf ſchroffen Wegen beſſer fortkommen, theils weil ſie überhaupt mit ſehr großer Vorſicht auftreten. Nur iſt ihre Furcht vor dem Tieger im Stande, das beſte Maulthier außer ſich und den Reiter in Todesgefahr zu ſetzen. Durch das paniſche Schrecken, welches ihnen die Witterung ſelbſt eines todten Tiegers einflößte, wurden auf einmal viel tauſend Maulthiere ihren Treibern bei Cordova flüchtig; und ungeachtet vieler angewandten Mühe und der größten Schnelligkeit der ihnen nachſetzenden Reiter gingen 2000 davon verloren. Wegen ihrer Vorzüglichkeit zum Tragen ſowohl des

*) Man ſehe weiter unten.

Paraguay-Thees, als der Minerale in den Gebirgen, treiben dieſe Länder einen ſo bedeutenden Handel mit Maulthieren, daß Peru allein jährlich 80,000 davon eintauſcht. Daher halten dann einige Meiereien große Heerden von Eſeln, auch findet man ſehr viele wilde Eſel. Zum Reiten bedient man ſich ihrer aber nie; ſelbſt ein Neger hielte es ſich zum Schimpfe, einen Eſel zu beſteigen. Viele Eſel ſchlachtet man, um das Fell zum Gerben zu benutzen.

Endlich hat auch das Land einen Ueberfluß an Wollevieh. Die hieſigen Schafe ſtammen gleichfalls, ſo wie alle Hausthiere, aus Spanien, und ihre Wolle iſt, wenn gleich von der ſpaniſchen ausgeartet, dennoch nicht ſchlecht. Einzelne Quaraniſche Colonien zählen auf 30,000 Schafe, und große Meiereien von 10 bis 30,000.

Der Verbrauch des Fleiſches iſt aber bei der Gefräßigkeit der Indianer ſehr groß, und die Wolle dient faſt lediglich zu ihren Kleidungen.

Auch unſere Hunde ſind in Paraguay wild geworden. Sie haben ſich in den weitläuftigen Ebenen durch die Leichtigkeit, von Ochſen- und wildem Eſelsfleiſch zu leben, ſo erſtaunlich vermehrt, daß ſie den Rindvieh-Handel ſtark beeinträchtigen. Sie erlegen nämlich, in Geſellſchaften vereint, jeden großen Stier und jedes wilde Pferd; ja ſie greifen ſogar, wenn der Hunger ſie treibt, einen Menſchen zu Pferde an. Man ſah ſich deßhalb einmal genöthigt, Soldaten gegen die Uebermacht dieſer böſen, kühnen Thiere zu ſchicken; allein da dieſe nach der Rückkehr von ihrer Expedition Hundeſchläger geſchimpft wurden, ſo konnte der Gouverneur nachmals das Militär nie weiter hiezu bewegen. Daher nehmen ſie noch weiter überhand, denn die Einwohner, ſo ſehr ſie auch ihre Schädlichkeit fühlen, wollen ſich nicht entehren, etwas Bedeutendes gegen ſie zu unternehmen.

Die eingebornen wilden Thiere ſind hier im Ganzen nicht verſchieden von denen, welche wir bereits bei den Ländern am Maranon und ihm zugeſellten Flüſſen erwähnt haben. Der Tieger (Yagurate) iſt auch hier das gefährlichſte, und der Tapir oder Anta das größte wilde Thier. Die ſumpfigen Wälder Mbaevera, woſelbſt der Baum Caa, der Thee-Baum, ſo häufig wächſt, ſind ein Hauptſitz des Tapirs, und die Indier machen auch deßhalb Jagd darauf, weil ſich in dem Magen dieſes Thiers ein, unſerm Bezoarſtein ähnliches Concret erzeugt, das von den Einwohnern für ein wichtiges Arzneimittel, beſonders bei Entzündungen oder ähnlichen Krankheiten, angeſehen wird.

Unter den großen Thieren nennen die Miſſionäre auch den Hirſch (vielleicht cerv. mexicanus L. der Bay von Guja na). Er ſoll dem europäiſchen nichts nachgeben, und ſie unter-

ſcheiden ihn genau vom dortigen Reh. Letzteres iſt auch hier einer ſeltenen Zähmung fähig. Ein von einem Geiſtlichen auferzogenes Reh gab hievon ein ſeltenes Beiſpiel. Durch Kuhmilch groß geworden und an dieſe Thiere gewöhnt, folgte es ſtets den Kühen auf die Weide; allein es kehrte nur nach Willkühr von dort zurück, oft nur tief in der Nacht; und dann klopfte das treue Thier mit ſeinen Pfoten an die verſchloſſene Thür ſeines Herrn, um eingelaſſen zu werden.

Aller Orten begleitete es dieſen, er mochte ausreiten oder ausgehen; ſelbſt durch eine Schaar von Hunden, die es anzugreifen drohten, ſuchte es ſich durchzuſchlagen; freilich trug dazu das Halsband von Glocken ſehr viel bei; denn dieſes Geläute war den Hunden fremd und daher furchtbar.

Merkwürdig war aber beſonders ſeine Nahrung. Unter den vielartigen Dingen, denn es fraß nicht nur Wurzeln, Kräuter und Brod, ſondern ſogar Fleiſch, ſchien ihm nichts köſtlicher als Papier.

„Meine Hefte über die Philoſophie,“ ſagt Dobrizhofer, „die uns der Lehrer dictirt hatte, fraß es faſt gänzlich auf; Muſikalien mauſete es mir von meinem Tiſche, und verzehrete ſie.“

Auch war nur Papier allein die Lockſpeiſe, der es nicht widerſtehen konnte, als es einſt die Freiheit geſucht hatte. Schon hatte es ſich in die Wälder verlaufen, wo die Indianer es zu Zeiten erblickten. Der Miſſionär ſuchte es endlich ſelbſt auf, und nur dadurch, daß er ihm ein Blatt Papier hinzeigte, näherte es ſich ihm, wiewohl mit Zittern. Ein Blatt nach dem andern fraß es aus ſeiner Hand, und ließ ſich hiedurch von neuem aus der Freiheit in die Sclaverei locken. Es blieb auch ſeinem Herrn getreu, bis daß ein ſtarkes Maulthier, mit dem es ſich auf eine höchſt ſonderbare Weiſe in einen Kampf einließ (es trat hiebei auf die Hinterbeine und ſchlug mit den Vorderbeinen auf das Maulthier los), es durch einen einzigen Schlag tödtete.

Auch bei uns iſt das Reh einer ziemlichen Zähmung fähig; indeß ſcheint den amerikaniſchen doch mehr zuzutrauen, als den unſrigen, die, wie Büffon bemerkt, leicht launig und ſelbſt bösartig werden. Dobrizhofer führt nämlich noch ein Beiſpiel an, da eine zahme Rehkuh ſich zwar zur Brunſtzeit in den Wald verlief; allein nachdem ſie geſetzt hatte, kehrte ſie mit ihren Jungen wieder zur Wohnung ihres Herrn zurück.

Die Natur und Lage der hier beſchriebenen Länder ſetzt ſchon die große Anzahl amerikaniſcher Affen, ferner die Cavien, die Stinkthiere, Ameiſenfreſſer und Armadille voraus. Von letztern verdient es noch angemerkt zu werden, daß ſie Fleiſch freſſen. Sie ſollen ſich, des Mangels der Vorder- und Hundszähne ungeachtet, hauptſächlich von den Leichna-

men der todten Pferde dort nähren, und ihr Fleiſch deßhalb verabſcheut werden.

Eine unbekannte Merkwürdigkeit iſt wohl der dortige Maulwurf Ykipara. Er macht ein ſo ſtarkes, ſchaudererregendes Getöſe unter der Erde, daß man glaubt, man höre Pauken.

Was für ein Reichthum zeigt ſich hier für die Ornithologie, für die Ichthyologie, für die Lehre der Amphibien und Inſekten? Sehr viele der dahin gehörigen Thierarten ſind aber den benachbarten Ländern gemein, und viele andere ſind durchaus unbekannt oder wenigſtens unbeſchrieben.

Dieſer große Erdſtrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgeſetzes für die Bevölkerung des Landes *), daß nämlich die Anzahl aller lebenden Subſtanzen mit der Wärme des Climas und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältniß ſtehe.

Die Maſſe der Thiere iſt nämlich hier ſo erſtaunlich, daß einige Arten ſelbſt den Menſchen vertreiben.

Die Miſſionäre bezeugen, eine außerordentlich große Rattenart breche in Paraguay oftmals in ſolchen Zügen hervor, daß die Landleute wegen ihrer Menge ihre Häuſer, ja ihre Ländereien verlaſſen. „Aus den ſüdlichen Gegenden von Buenos-Ayres fiel ein ganzes Heer Ratten in Tucuman ein, und verwüſtete Aecker, Häuſer und Scheuren. Ueber die Flüſſe, die ihnen im Wege ſtanden, ſchwammen ſie ohne Furcht. Die ungeheure Felderſtrecke, die ſie durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die Paraguayſchen Landleute erſchraken über die zahlloſe Menge Ratten, verließen ihre Wohnungen und ergriffen die Flucht." (Dobrizhofer.)

Zu Buenos-Ayres zählt man zuweilen auf einem Haufen 500 ſolcher Ratten, und in einem friſch geſchlachteten Ochſen fanden ſich einmal 300!

Faſt eine ähnliche Fruchtbarkeit findet dort bei den Kröten Statt. Zu Conception, an dem Fluſſe Salado, wimmelt es oftmals auf allen Gaſſen von ſo vielen und ſchlüpfrigen Kröten, daß man nicht auf der Erde, ſondern auf Eis zu gehen glaubt.

Ein gleiches Uebermaß zeigt ſich hier von Inſekten. So ſieht man faſt alle Jahre in Paraguay ungeheure Heere ſehr großer Heuſchrecken; die Abiponer nennen ſie Aorkani. Ziehen ſie über ein Land hin, ſo verurſachen ſie eine furchtbare Finſterniß, die Sonne wird umnebelt und ſelbſt das Tageslicht verdunkelt.

Faſt in nicht geringerer Menge fallen hier mehrere Arten der Fliegen zur Laſt. Die geringſte Wunde ſowohl bei Thie-

*) Man ſehe Geogr. Zool. III. B. S. 50.

ren als ſelbſt bei Menſchen wird mit ihren Eiern und daher mit peinigenden Maden belegt.

Noch gibt es dort unzählige Blutigel, oftmals gleich nach einem Regen, wie aus der Erde hervorgewachſen, um das nackte Bein des Indiers auszuſaugen; ferner Holzböcke (Acari), die in großer Menge über Thiere und Menſchen herfallen.

Allein von allen dieſen ſchädlichen Thierarten iſt keine mehr zu fürchten, als die verſchiedenen Gattungen von Ameiſen. So wie in dem gegenüberliegenden Afrika, ſcheinen ſie auch hier von der Natur mit dazu beſtimmt zu ſeyn, die Schädlichkeit der übermäßigen Quantität organiſcher Körper, die da abſterben oder in Fäulniß übergehen, zu mindern. Sie tragen auch darin den Charakter der Termiten in Afrika *), daß ſie, gleich ihnen, große feſte Gebäude aufführen; Dobrizhofer ſah längs der Parana dergleichen Ameiſenhaufen, die drei Ellen hoch und dabei ſo feſt waren, wie ſteinerne Pyramiden. Die Spanier höhlen ſie daher ſorgfältig aus und bedienen ſich ihrer zum Brodbacken. Allein, gerade wie die Termiten, unterminiren ſie auch ganze Häuſer; ſelbſt das Miſſionshaus und ein Theil der Kirche wäre beinahe dadurch zuſammengeſtürzt. Auch ſind ſie die Zerſtörer großer Pflanzungen, und ganz vorzüglich des hieſigen Weinbaues. Es iſt zu bedauern, daß bis jetzt keiner der Miſſionäre uns mit hinreichender Kenntniß die große Menge der dortigen Inſekten zu beſchreiben verſtand. Denn was wäre hier für die Entomologie zu thun, woſelbſt fünf bis ſechs Arten Leucht-Käfer und, wie Dobrizhofer geſteht, eine unüberſehbare Menge Arten von Schmetterlingen, Bienen, Horniſſen, Fliegen, Heuſchrecken und andern Inſekten die Felder bedecken und die Luft anfüllen.

Doch genug von den Thieren, wir eilen zu den Bewohnern dieſer reichen Weltgegend.

Der Menſch.

a) Der Original-Bewohner, der Amerikaner.

Auch hier, wie in den ſchönſten Theilen der nördlichen neuen Welt, zeigt ſich das traurigſte Schauſpiel für die Menſchheit. Eine kaum beſtimmbare Anzahl einzelner Menſchenſtämme oder Familien, ohne feſtes Obdach, ohne eigene Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die geſammte Natur, lebt oftmals mitten im Beſitze der herrlichſten, ſo

---

*) Man ſehe das erſte Bändchen unſers Leſebuchs.

reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit, reibt ſich unter einander ſelbſt auf, und verſchmachtet, wie Tantalus, umringt von unerſchöpflicher Fülle.

Nur allein in Chaco nennt Jolis ein Halbhundert wilder Volksſtämme; und auch bei dieſen iſt es merkwürdig, daß, ſo nahe ſie oft an einander gränzen, ſie dennoch äußerſt von einander verſchiedene Sprachen reden. Und was für Sprachen! ſelbſt der durch die zuſammengehäuften Mitlauter einiger ſlaviſchen Sprachen gewandt gemachten Zunge und dem abgeſtumpften Ohre werden ſie ſchwer und widrig ſcheinen. Wie mögen z. B. die Sprachen der Völker klingen, die ſich Gotocoguedeguis oder Lichagotegodeguis nennen?

In der Sprache der Abiponer kommen einzelne Wörter von 20 Buchſtaben vor. Einige Beiſpiele von Wörtern dieſer bedeutenden Völkerſchaft mögen die Schwierigkeiten dieſer Sprachen erläutern.

Rikapit heißt, ich liebe; Rikapichieroa, ich liebe dich; Rikapichialta, wir lieben einander; Hapagranatiran, ich lehre; Hapagiankatapegeta, ich lehre dich; Napagranatranak, ein Lehrer; Hemokachiuätapegioà, du lobeſt mich! Das Uebelſte hiebei aber iſt, daß viele dieſer Sylben, wenn gleich auf einerlei Art geſchrieben, dennoch verſchieden ausgeſprochen werden. Zwar hat Dobrizhofer dieß durch Accente verſchiedener Art anzudeuten geſucht *); allein er geſteht ſelbſt, daß auch dieſe Bezeichnung kaum hinreichend ſey; denn vieles werde in einem ſingenden Tone geredet, und laſſe ſich daher eher durch Muſiknoten ausdrücken.

Solcher Sprachen mußten die Miſſionäre 14 bloß für die von ihnen in Paraguay, oder wenigſtens im Gouvernement von la Plata, zu unterrichtenden Indier ſtudiren, und in einigen hielten ſie ihre Kirchenreden!

Es wäre ermüdend, hier alle Nationen aufzuzählen und zu nennen, deren die verſchiedenen Reiſenden als hier einheimiſch erwähnen.

Nur von einigen der volkreichſten und durch den Umgang mit den Europäern bekannteſten zeigen wir die Beſchaffenheit, die Sitten und Gewohnheiten kürzlich an.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie ſich ſelbſt noch jetzt die indiſchen Nationen dieſes ungeheuern Gouvernements gleichſam durch eigene Wahl in zwei Abtheilungen von einander unterſcheiden. Es gibt nämlich berittene und unberittene Nationen. Warum ſuchen die letztern ſich nicht gleichfalls beritten zu machen, da ſie täglich die übergroßen Vortheile ſehen, welche die berittenen Nationen in den Kriegen

*) Die Leſer zu ſchonen, ſind dieſe hier weggelaſſen, da ſie ohne Erklärung unverſtändlich blieben.

gegen die Spanier und gegen ſie ſelbſt haben, da ihnen die unzählbare Menge wilder, leicht einzufangender Pferde täglich vor Augen ſteht, und da ſie von den übrigen Nationen an körperlichen Fähigkeiten nicht beſonders übertroffen werden?

Zu den berittenen Nationen von Anſehen und Mächtigkeit gehören beſonders die Abiponer, die Macobies, Tobas, Mbayas, Amokobis, Quaycurus, Quenoas, welche letztere wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, und worunter die Charruas noch in den neueſten Zeiten den Spaniern ſehr gefährlich waren.

Unter den unberittenen Nationen ſind die Guaranies, Lules, Yſiſtines, die Homoampas, Vilclas, Chunipies, Yook, Ocoles, Pazaines, Montaquayes, wie auch die vielen Waldbewohner, von welchen die Quajaki beſonders merkwürdig ſind.

Die berittenen Nationen übertreffen aber die unberittenen ſowohl an Leibesſtärke, als an Lebensdauer. Sollte nicht die ſtärkere, anhaltende Bewegung hieran Theil haben?

Es gibt Nationen dieſer Länder, die ſich zu beiden Abtheilungen rechnen ließen; dahin gehört eins der wildeſten Raubvölker, die längs den Flüſſen Paraguay und Parana hauſenden Payaquas.

Sie waren vormals mehr auf dem Waſſer als auf dem Lande zu Hauſe; ſie nahmen mit ihren großen Kähnen bedeutende Schiffe der Spanier. Im Schwimmen, Tauchen, Schiffen und Fiſchen beſitzen ſie eine kaum glaubliche Geſchicklichkeit. Selbſt im heftigſten Sturme wagt ſich der Payaquas mit ſeiner Familie, heiter und zuverſichtlich, auf den großen Strom. Stürzt der Kahn um, ſo ſetzen ſie ſich auf die umgekehrte Seite, und in dieſer reitenden Stellung fahren ſie ihrer Beſtimmung nach. Gebirge von Waſſer ſtürzen über ſie hin; ſie trotzen den Wellen, ringen und lachen des drohenden Wirbels. In die unterſten Tiefen ſtürzen ſie ſich hinab, bleiben eine Zeitlang unter dem Waſſer, und ſteigen mit einem dort gefangenen Fiſch wieder hervor.

Ihre Kriegskähne, welche 40 Mann faſſen, höhlten ſie ehemals nur allein durchs Feuer und eine ſteinerne Axt aus, fuhren auf 400 Meilen von Aſſumption ſüdwärts in die große Parana gegen die Spanier, und raubten, mordeten und brannten in ihren Colonien alles nieder.

Dieſe Payaquas, große und ſtarke Menſchen, haben ihre Furchtbarkeit noch durch gräßliche Ausſtaffirung erhöht. In die durchbohrte Unterlippe ſtecken ſie lange Stäbchen von Holz oder von glänzendem Metall, die ihnen bis zu der Bruſt hinab reichen; bei den Guaraniern heißt dieſer tolle Schmuck Tembita; bei einigen Wald-Nationen iſt die Tembita von jenem ſchönen bernſteingleichen Gummi. An das eine Ohr binden ſie einen großen Geierflügel; den Haaren geben ſie

einen blutrothen Glanz. Um den Hals, die Arme und Beine tragen ſie Schnüre von großen Glaskugeln, und bemahlen den ganzen Körper mit allerlei Farben; ja, um ſelbſt den Hinterleib anſtreichen zu können, handelten ſie von den Spaniern kleine Spiegel ein. Indeß, wenn gleich die Männer vormals durchaus nackt giengen, ſo bedeckte ſich dennoch das andere Geſchlecht ſehr anſtändig mit künſtlich gewebtem, wollenen Zeuge.

Dieſes Volk bediente ſich aber zu Lande auch oftmals der Pferde, führte Spieße, Bogen und Pfeil mit großer Gewandtheit und Kühnheit, und that mithin den Spaniern auf zweifache Art ſehr viel Schaden.

Endlich iſt es dem Gouverneur de la Moneda, nach häufigem und ſtarkem Anſtrengen, gelungen, ſie zu Paaren zu treiben, durch die Geiſtlichen den größten Theil von ihnen in eine Miſſion zu vereinigen, und ſie zur Ruhe und zum Chriſtenthume zu führen; indeß leben noch mehrere Payaquas in ſteter Fehde mit den Spaniern.

Unter den unberittenen Nationen verdient die Hauptnation von Paraguay, die Nation der Guaranier, oder Quaranier, auch deßhalb hier zuerſt genannt zu werden, weil ſie durch die Spanier gewöhnt worden iſt, ſich häufig der Pferde zu bedienen.

Es iſt dieß aber zugleich die zahlreichſte Nation von Paraguay. Der größte Theil derſelben wohnt in großen Flecken oder Ortſchaften, zwiſchen und an den Ufern der großen Flüſſe Parana, Paraguay und Uraguay. Dieſe ſind hauptſächlich durch die Bemühung der Jeſuiten zum Chriſtenthum übergegangen, und zugleich den Spaniern mit der entſchiedenſten Treue ergeben.

Den Guaraniern haben die Spanier einzig und allein es zu verdanken, daß ſie noch in dem Beſitze dieſes Landes ſind. Denn da ſich die übrigen wilden Völkerſchaften mehrmals mit einander verbunden hatten, die Spanier zu vertilgen, ſo wäre die geringe Anzahl der dortigen Europäer, ohne die wichtige Hülfe der Guaranier, nie vermögend geweſen, ihnen Widerſtand zu leiſten. Oftmals kamen dieſe treuen Bundesgenoſſen ihnen mit einer Armee von 8 und mehr tauſend Mann auf das glücklichſte zu Hülfe. Sie bedienen ſich in ihren Kriegen gleichfalls der Pferde, da ſie ſonſt den Acker bauen und Viehzucht treiben, und überhaupt ruhigere Menſchen ſind.

Im Jahre 1762 betrug ihre Volksmenge in den 30 Ortſchaften 141,000 Menſchen. Vormals war ihre Zahl noch ſtärker geweſen; allein hauptſächlich durch die Kinderblattern und die faſt eben ſo ſchädlichen Maſern hatte ſie ſich ſo weit vermindert, daß im Jahre 1767, als die Jeſuiten aus Paraguay vertrieben wurden, nur noch etwa 100,000 Menſchen

übrig waren; dennoch waren noch zwei neue Colonien hinzugekommen, die da über 4000 Einwohner enthielten.

Die Sprache der Guaranier findet ſich beſonders deßhalb ſehr weit verbreitet, weil es in den Wüſteneien am Yguazu, Carema, Monday und Acaray und andern dortigen Flüſſen noch viele heidniſche herumſtreifende Guaranier gibt. Daher redet wahrſcheinlich die bedeutende kriegeriſche Nation der Chiriguaner noch guaraniſch.

Im Jahre 1767 zählte Jolis, der ſich lange als Miſſionär unter ihnen aufgehalten, über 40,000 Chiriguaner. Dieſe darf man aber nur als den Reſt eines vormals weit zahlreichern Volks anſehen. Sie leben gegen die Cordilleren von Peru nach Tarija hin, und nehmen dort einen Landſtrich ein, etwa 100 Meilen lang und 50 breit. Vormals wurden ſie von den Spaniern mit Recht ſehr gefürchtet. Sie waren eben ſo tapfer als hartnäckig und grauſam. Nicht nur ihre gefangenen Feinde fraßen ſie, ſie verzehrten ſogar die Verſtorbenen ihrer eigenen Nation. Jetzt leben ſie mit den Spaniern ziemlich friedlich, und viele von ihnen ſind zur chriſtlichen Religion übergegangen; dieſe wohnten (1767) in fünf Dorfſchaften und trieben Ackerbau.

Zu den volkreichen Nationen gehören dann gleichfalls die Guanas, die Guajacuras und die Chiquiten. Jolis ſchätzt die Anzahl dieſes in Chaco wohnenden Volks auf 45,000, und beſchreibt ſie als äußerſt gutartig, da hingegen die Guajacuras oder Quaycurus, eine berittene Nation, noch jetzt den Spaniern furchtbar bleiben. Sie haben der Beſchreibung nach ſo viel Aehnliches mit den Abiponern in ihrer Lebensart, daß die ſogleich zu gebende Nachricht von letzteren auch größtentheils auf ſie anwendbar ſeyn wird. Die Ueberlegenheit über jene gutartigen Guanas iſt ſo groß, daß ſie, obgleich weit minder an Volkszahl, dieſe dennoch beherrſchen.

Die Chiquiten wohnen zwiſchen den 16ten und 23ſten Graden ſüdl. Br., erſtrecken ſich gegen Oſten faſt auf 140 Stunden bis an den Fluß Paraguay hin, gegen Weſten bis nach St. Cruz de la Sierra; in Norden machen die Tapuriſchen Alpen ihre Gränzen. Von Geſtalt ſind ſie groß und wohlgebaut, haben ein längliches Geſicht, und gehen faſt gänzlich unbedeckt; nur die Caziken tragen eine kurze Weſte, und die Weiber einen kleinen Schurz.

Sie ſind wegen ihrer niedrigen Wohnungen berühmt; da dieſe die Geſtalt eines Backofens haben und eine ſo enge Oeffnung, daß ſie hineinkriechen oder ſchlüpfen müſſen, ſo haben ſie ſelbſt hievon ihren Namen erhalten. Für öffentliche Zuſammenkünfte errichten ſie indeß eigene große Häuſer. Dem P. Burgos zufolge, haben ſie durchaus keinen Begriff von der Gottheit, noch von einer Zukunft, und leben gänzlich

nur der Sinnlichkeit gemäß. Eben daher leiden ſie, wider die Gewohnheit der übrigen Welt, keine Zauberer, und dieß iſt deſto merkwürdiger, da ſie deſſen ungeachtet aus dem verſchiedenen Geſange der Vögel die künftigen Ereigniſſe zu erforſchen glauben.

Die Weiber werden zwar nicht wie Sclaven behandelt; indeß beſorgen ſie dennoch faſt die ganze Haushaltung. Sie nehmen aber an den Tänzen Antheil, ob ſie gleich einen eigenen Kreis um den der tanzenden Männer bilden. Zur Muſik hierbei werden zwei Flöten von zwei jungen Tſchikiten geblaſen.

Ein großer Theil dieſer Nation iſt durch die Miſſionäre getauft. Im Jahre 1767 enthielten die für ſie errichteten zehn Ortſchaften 24,000 Seelen.

Unter den berittenen Nationen gehört eine der erſten Stellen den Abiponern. Von ihr haben wir die umſtändlichſten Nachrichten, und da mehrere der dortigen Nationen ihnen an Geſtalt, Sitten und Lebensart ähnlich ſind, ſo wird es hinreichen, die Abiponer nach dem Bilde, welches uns ihr Geſchichtſchreiber, Dobrizhofer, freilich mit kaum glaublicher Weitſchweifigkeit davon gegeben hat, hier genauer zu beſchreiben.

Wenn gleich die Abiponer keinen feſten Wohnſitz haben, da ſie faſt ſtets auf der Reiſe ſind oder zu Pferde umherſchweifen, ſo ſtellen ſie dennoch ihre Streifzüge nur innerhalb gewiſſer Gränzen an. Dieß ſind die weiten Ebenen zwiſchen dem Rio Vermejo (auch der große Fluß oder Inate genannt) und St. Fe; alſo etwa vom 23ſten bis gegen den 32ſten Breiten-Grad, von Oſten nach Weſten, aber anjetzt von der Parana bis gegen St. Jacob und Cordova. Auf dieſer großen Ebene ſieht man keine bleibende Wohnung, obgleich dort faſt jeder Ort eine Benennung hat, die ihm von irgend einer bemerkenswerthen Begebenheit, ſo ſich daſelbſt zutrug, beigelegt iſt. So z. B. heißt der eine das Vogelneſt (Netagrana Lpatage), wegen der dort auf hohen Bäumen niſtenden großen Vögel; ein anderer das Kreuz (Liquinranala), weil die Spanier dort vormals ein Kreuz errichtet haben, &c.

Dieſe Nation zeichnet ſich durch einen vorzüglich hohen Wuchs aus. Man ſieht niemals einen ungeſtalteten und nur äußerſt ſelten einen Mann von kleiner Geſtalt. Dagegen findet man unter ihnen Modelle des ſchönſten männlichen Körperbaues.

Es war indeß merkwürdig, daß gerade ein Paar ihrer berühmteſten Anführer, oder Caziken, klein waren; allein in ihrem kleinen Körper wohnten große Kriegstalente, und gerade der, welchen die Spanier (el petizo) den Kleinen nannten, war der von ihnen am meiſten Gefürchtete.

Ihre Phyſiognomie iſt einnehmend und regelmäßig, die

Naſe gebogen und gut gebildet, das Auge ſchwarz, aber klein, die Farbe bräunlich, hauptſächlich eine Folge ihrer Lebensart. Denn das andere Geſchlecht, welches ſich nicht ſtets aller Witterung und der brennenden Sonne bloß ſtellt, ja ſogar Sonnenſchirme trägt, iſt um vieles weißer.

Das Haar iſt, wie bei allen hieſigen Nationen, dick, kohlſchwarz und lang. Das Barthaar hingegen iſt äußerſt dünn geſäet; dennoch reiſſen es ihnen eigene Frauen mit Zangen von Horn aus, nachdem ſie zuvor den Bart mit Aſche eingerieben haben. Auch dulden ſie überhaupt kein Haar am Leibe, ſelbſt nicht einmal die der Augenlieder. Sie lachen über die ſtarken Augenbraunen der Europäer, und nennen ſie Straußenbrüder, weil der Strauß ſich durch ſtarkes Augenhaar auszeichnet. Sogar das Haupthaar reiſſen beide Geſchlechter vorn an der Stirne ſehr weit hinweg.

Die wilden Abiponer ſcheeren ſich das übrige Haupthaar rund, die chriſtlichen tragen hingegen einen Zopf. Nur den Witwen wird das Haupthaar gänzlich abgeſchoren; dieß iſt nämlich das Zeichen tiefer Trauer, und das Abſcheeren geſchieht unter lautem Wehklagen. Dafür tragen ſie ſodann eine von ſchwarzen und grünen Faden gewebte Kappe bis zu einer zweiten Verheirathung.

Die Abiponer ſind, ihrem großen breitſchulterigen Baue gemäß, ſehr ſtark, gewandt und dauerhaft. Die ſtete Bewegung erlaubt ihnen nie fett zu werden, alles iſt bei ihnen Sehne und Muskel. Oft reiten ſie mehrere Wochen auf ihrem Sattel vom härteſten Leder, ohne Steigbügel, und werden nie wund; ja bei anhaltendem Reiten wird das Pferd ſelbſt wund, der Reiter nicht, ſo hart iſt ihre Haut. Nach dem längſten Ritt werfen ſie ſich auf den feuchten Boden nieder, und bringen darauf die Nacht, ja oftmals viele Tage im heftigſten Regen hin, ohne zu erkranken. Sie kennen keine Verkältung, Gicht, Schwindſucht, noch Brüche. Sie ſchwimmen über die größten Flüſſe; ſelbſt in den Wellen der großen Parana ſieht man von ihnen nur die Köpfe über dem Waſſer, und hiebei plaudern und ſcherzen ſie mit einander.

Iſt ihnen bei ihren Expeditionen ein Dorn tief in das Fleiſch gedrungen, ſo ſchneiden ſie ihn mit dem Fleiſche heraus, ohne irgend ein äußeres Zeichen von Schmerzen. Zu dieſer Gefühlloſigkeit bringen ſie es durch Uebung von zarter Jugend an. Die Knaben zerſtechen und zerſchneiden ſich die Arme, und die Männer fordern ſich bei ihren Gelagen zu ähnlichen Operationen förmlich heraus, ſelbſt, worüber man erſtaunt, die allerempfindlichſten Glieder zu zerfetzen.

Bei ihrem Reiten zeigen ſogar neunzigjährige Greiſe die größte Gewandtheit, ſchwingen ſich ohne Steigbügel auf das wildeſte Pferd, ſtehen darauf aufrecht, um den Feind

auszuſpähen, bleiben Tagelang ohne Bedeckung des Kopfes der brennenden Sonne ausgeſetzt, und übernachten in der Kälte oder in der Feuchtigkeit.

Ebenfalls beſitzen ſie große Behendigkeit und die ſchärfſten Sinne. Sie erklettern ſehr ſchnell die höchſten Bäume, um den Honig der wilden Bienen aufzuſuchen, haben den feinſten Geruch und unterſcheiden deutlich den kleinſten Gegenſtand in einer Entfernung, wo ein europäiſches Auge kaum ſeiner gewahr wird.

Auch dauert ihr Wohlbefinden bis ins höchſte Alter. Stirbt ein Mann von 80 Jahren, ſo ſagen ſie, er ſey jung geſtorben; ſelbſt die älteſten nehmen aber ihre weißen Zähne, und oftmals ihr ſchwarzes Haar mit ins Grab. Dennoch überleben gewöhnlich die Weiber ihre Männer. Dobrizhofer kannte eine ſehr große Anzahl Witwen, die über 100 Jahr alt waren.

Dieſe treffliche Leibesconſtitution verdankt aber der Abiponer ſeiner ganzen Lebensweiſe und ſeiner Erziehung. Keine Art von Ausſchweifung in der Wolluſt iſt ihm bekannt; auch heirathet er nie vor etlichen zwanzig Jahren, und bleibt ſeiner, ſelbſt nicht zu jungen, keuſchen Gattin auf das ſtrengſte getreu; ſo erzeugen Starke wiederum Starke *).

Sogar im Aeußern bezeugen ſie die größte Schamhaftigkeit. Nie wird man junge Mädchen mit Jünglingen nur zuſammen finden; und ſollten ſich Geſellſchaften von beiden Geſchlechtern zufällig treffen, ſo entfernen ſich ſogleich die Jünglinge. Beide Geſchlechter ſind von früher Jugend gewohnt, ſich faſt täglich zu baden. Da hat jedes einen eigenen, unverletzlichen Badeplatz. Die Mutter tränkt ihr Kind ſelbſt, badet es ſofort nach der Geburt in kaltem Waſſer, ſchlägt es nachläſſig in altes Zeug oder in eine Otternhaut, und läßt es frei auf dem Boden umherkriechen. Keine Windeln, keine engen Kleider beſchränken den freien Gebrauch der Glieder, oder erſchweren den Kreislauf und die übrigen Funktionen der innern Theile.

Auf ihren Zügen zu Pferde, denn die Weiber reiten auf eben die Weiſe und mit gleicher Fertigkeit als die Männer, legt die Mutter das Kind in einen Sack von wilder Schweinshaut, der zur Seite des Pferdes, neben jungen Hunden und Kürbiſſen herabhängt. Oft nimmt aber auch der Vater ſein noch ſaugendes Söhnchen freudig vorn aufs Pferd.

Bei dem häufigen Baden übt ſich die Mutter zugleich im Schwimmen, und drückt mit der einen Hand den Säugling an die Bruſt, während daß ſie mit der andern rudert. Erreicht das Kind nur einige Größe, ſo wirft ſie es in den

*) Fortes fortibus creantur. Tacit.

Fluß, und lehrt es hiebei ſelbſt ſchwimmen. Kaum über die erſte Zeit hinaus, ſieht man ſchon die Knaben mit ihren kleinen Gewehren, Bogen und Pfeil, auf Vögel und andere kleine Thiere Jagd machen, wie auch nach dem Ziele ſchießen. Sodann fangen ſie bereits an, ſich auf das Pferd zu ſchwingen und Wettrennen unter einander zu halten.

Bei dieſer Erziehung iſt ihre Nahrung ſehr einfach. Waſſer der Flüſſe und Moräſte, nicht einmal Brunnenwaſſer, iſt ihr Getränk; friſches Wildpret, Vögel und Fiſche, höchſtens etwas geröſtet, nie gekocht, iſt ihre Speiſe.

Wer ſieht nicht in dieſem Bilde die alten Deutſchen des Tacitus und Cäſars? Auch ſie waren ächte Muſter langer Keuſchheit, und großer körperlicher Anſtrengung; auch ſie lebten von einfacher, faſt roher Koſt, ſchlürften größtentheils das Oxygen der freien Luft ein, ſetzten ſich aller Witterung aus, übten ſich ſtets im Schwimmen und Baden, hingen nur weitläuftiges Gewand oder Wildfelle um ihre ſtarken, faſt nackten Glieder, ertrugen hohe Grade der Kälte und Hitze, und wurden, was wir nicht mehr ſind, herkuliſche Menſchen, die faſt ohne Krankheiten, freilich auch ohne vieles Denken, und ohne Verfeinerung ein hohes, zufriedenes Alter erreichten.

Was ſind wir aber dagegen anjetzt? Kleine, ſchwächliche Menſchen, mit hundertartigen Uebeln beladen. Das Mädchen verblühet bereits nach 20 Jahren, der Jüngling wird vor der Zeit ein Greis, und die anhaltendſten, traurigſten Krankheiten führen ihn nach tauſendfältigen Leiden ins Grab.

Wie ſollte auch die Natur des Menſchen da noch ihre Vollkraft behalten, wo bereits die vom unreifen Manne erzeugte Frucht von der Mutter oft durch Einzwängung, oft durch Kleidung, die dem ſchwachen Körper bei unſerm Clima gänzlich zuwiderläuft, verwahrloſet, nicht einmal die einzige ihm paſſende Nahrung, die Muttermilch, erhält. Ja, wenn das Gefühl hiezu noch laut genug ſpricht, wie iſt ſelbſt dieſe Nahrung erkranket! Von warmen Getränken aller Art erſchlafft, von tobenden Bällen erhitzt, oder von inneren Nahrungsſorgen, die der ungeheure Luxus täglich vermehrt, gemartert, reicht die Mutter dem ſchon in ſeiner Entſtehung kränklichen Säugling die Bruſt, tränkt ihn bald mit Waſſer, bald mit Galle, und theilt ihm hiedurch alle die Uebel ihres ſiechen, elenden Lebens mit.

Indeß trafen in etwas früheren Zeiten dieſe Verwahrloſungen unſers Geſchlechts nur größtentheils die höheren Menſchenklaſſen; der kleinere Theil ward nur Preis gegeben. Allein jetzt greift das Uebel, wie die Gangrene, auf das ſchnelleſte nach jeder Richtung um ſich. Selbſt dem ſonſt geſundeſten, derben Ackersmann, dem abgehärteten Arbeiter inoculirt

man die Schwäche. Auch er ſetzt den nährenden Kornſaft zu⸗ruck, brauet entweder wirklichen Kaffee, oder erſchlafft noch ärger durch die ganz Deutſchland überwuchernde Giftpflanze, die Cichorie. Sie füllt den Säckel einzelner Menſchen, ſtiehlt zum Unglück unſers Vaterlandes den nahrhaften Kornarten den Boden, und zerknickt die Ueberbleibſel deutſcher Manns⸗kraft.

Es iſt wahrlich ein tödtender Gedanke, eine große, tapfere Nation in elende Menſchen durch Mode und übertriebene Verfeinerung verwandelt zu ſehen, zu ſehen, wie die höheren und niederen Klaſſen Nerv, Geiſt und Muth verlieren; wie ſie von der einen Seite, durch alles was die betrügeriſche Ein⸗bildungskraft ſtachelt, die Vernunft, den wahren Geiſt er⸗ſticken, und von der andern den Körper bald durch indiſche, den Gaumen täuſchende Würzen, bald ſelbſt durch geſchmack⸗loſe einheimiſche Erſchlaffungsmittel in Ohnmacht verſenken.

Was vermag auch hiegegen die Arzneikunde, wäre ſie ſelbſt höher geſtiegen, als ſie dieß nicht iſt? Ihr ſchafft die Kinderblattern hinweg durch die Vaccinirung, während daß Gicht, Atonie, Impotenz, Nervenkrankheiten aller Art aus der neuen Kleidungsmode, aus den alle Kraft hinwegſpülen⸗den Getränken, und aus tauſend, Geiſt und Sitten verder⸗benden Leſereien hervorgehen, und jede Klaſſe von Menſchen verkümmern.

Nicht etwa reicht es hin, die Aerzte, Wundärzte und Hebammen zu prüfen, die Apotheken zu unterſuchen und die Arzneimittel zu taxiren, über die Hoſpitäler ſtrenge Aufſicht zu halten, gegen epidemiſche Krankheiten des Menſchen und der Hausthiere zu wachen, die Anſtalten zur Wiedererweckung Verunglückter zu reguliren, oder endlich einzelne Fälle der gerichtlichen Arzneikunde zu entſcheiden, ohnehin nur eine Zu⸗gabe zu jenen bedeutenderen Geſchäften; nein, ſo ſchätzbar, ſo wichtig jene Pflichten der Medicinal⸗Anſtalten auch ſind, ſo bleibt dennoch eins ihrer Hauptgeſchäfte: die Fürſorge für geſunde Nahrung, und die Wegräumung alles deſſen, wo⸗durch der Menſch verkrüppelt werden kann. Es gilt hier der gegenwärtigen und der zukünftigen Generation, und wenn der Geiſt des Menſchen einmal unaufhaltſam vorwärts ge⸗gangen iſt, wenn dadurch neue Erfindungen, neue Arten des Genuſſes, neue Bedürfniſſe nothwendig entſtanden ſind, dann muß die Medicinal⸗Anſtalt mit umfaſſendem, ſachkundigem Blick alles überſchauen, was unſerm Geſchlecht für Verän⸗derungen daraus erwachſen ſind, und, von der Regierung kraftvoll unterſtützt, alles zu verhüten oder wegzuräumen ſuchen, wodurch es kann gefährdet werden.

Auf die Weiſe tritt Kultur gegen Ueberkultur auf, und während daß ſie die Fortſchritte des Menſchen nicht hemmt,

verhütet ſie die Uebel, die ihr Mißbrauch hervorzubringen im Stande iſt.

Dann würde auch unſer Phyſiſches nicht ſo hart mit dem der Deutſchen des Tacitus, noch mit der Stärke und Dauer der Abiponer kontraſtiren. Wir kehren nach dieſer wohl nicht ganz unnützen Abſchweifung zu ihnen zurück.

So frugal der Abiponer gewöhnlich auch lebt, ſo iſt er dennoch nicht ſtets mäßig. Er nimmt oftmals in einer Mahlzeit erſtaunlich viel zu ſich, und zwar, außer dem Honig und dem Johannisbrode, größtentheils Fleiſch. Hierin wird er nur von den Guaraniern übertroffen. Dieſen gibt man nämlich Schuld, daß ein Einziger in wenig Stunden ein kleines Kalb verzehren könne. Dagegen ſind die Abiponer auf langen Zügen, gleichſam wie das Raubthier, zum Faſten geſchaffen; ſie ertragen ruhig, ja ſcherzend den Hunger.

Seine Wohnung findet dieſer ſtarke Menſch aller Orten ſelbſt noch leichter als ſeine Nahrung. Eine Decke von Binſen (Rohr) bildet das Haus. Zwei Stangen ſteckt er in die Erde, hieran befeſtigt er die Decke, und wenn es der heftige Regen oder Wind nöthig macht, ſchlägt er dieſe zwei- bis dreimal zuſammen. Um dieſes leichtfügige Gezelt wird in ſchlimmer Jahreszeit ein Graben gezogen, worin ſich das abfließende Waſſer ſammeln kann. Die Pferde werden völlig frei auf die Weide geſchickt; um ſie aber bequem wieder zu finden, geſellet man ihnen eine ſehr zahme Stutte zu, die ein Glöckchen am Halſe trägt. Die Pferde verſammeln ſich um ſie durch das Geläut; daher nennen die Spanier auch dieſe Führerin, la Madrina, die Mutter.

Sind ihre Häuſer einfach, ſo ſind es ihre Fahrzeuge noch mehr.

Eine ſtarke, haarigte, unzugerichtete Ochſenhaut, wovon der Hals und die Füße abgeſchnitten ſind, wird an den vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufgeſtülpt, und durch Riemen in ſolcher Stellung ſo lange aufrecht erhalten, bis ſie dieſe Form dauerhaft annimmt. Auf den Boden dieſer Pelotas, wie die Spanier ſie nennen, legt man die über den Fluß zu führenden Waaren oder das Reiſegepäck, und derjenige, welcher hinüberſetzen will, tritt in die Mitte, um das Gleichgewicht zu erhalten. Ein Schwimmer faßt einen an die Haut gebundenen Strick zwiſchen die Zähne, und zieht, indem er über den Fluß mit ſeinen Armen hinüber rudert, das einfache Fahrzeug nebſt der ganzen Ladung an das jenſeitige Ufer. Man ſchaudert, ſich auf dieſem elenden Leder, mitten auf einer großen, reiſſenden, oft tobenden Waſſermaſſe zu finden. Indeß gewöhnen ſich ſelbſt die Miſſionäre hieran, und höchſtens verunglückt der Führer durch einen, bei dieſen ſtarken, geübten Schwimmern äußerſt ſelten eintretenden

Krampf; auch dann kommen faſt jederzeit die Ladung und der Mann glücklich hinüber.

Die Kleidung und der ganze Hausrath des Abiponers iſt eben ſo einfach. Ein viereckiges Zeug oder bei kälterer Witterung zuſammen genähete Otterfelle werden über die Schultern geworfen, und zuweilen noch darüber ein weiter Mantel, der unter dem Halſe zuſammen geknüpft iſt. Ein ſolches einfaches Gewand iſt aus Wolle oder auch Baumwolle von den Weibern gewebt, und mit verſchiedenen Farben bemahlt. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider ſind ihnen unbekannt. Auch der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt, doch tragen Einige auf langen Reiſen eine rothe wollene Binde; es iſt ein vorzügliches Mittel, den Kopf gegen die heftige Sonne zu ſchützen. In den leztern Zeiten haben ſie indeß angefangen, unſere Hüte zu ſchätzen.

Die Kleidung der Weiber weicht nicht ſehr von der eben beſchriebenen der Männer ab, nur iſt alles nach der Verſchiedenheit ihres Körpers etwas anders eingerichtet. Ihr eigentlicher Putz beſteht in Figuren, die ſie der Haut einätzen, alſo in Tatowiren. Dieſe Operation geſchieht vermittelſt ſcharfer Dornen; in die aufgeriſſene Haut ſtreuen ſie ſodann Aſche. Selbſt die Mädchen dürfen ſich, ſobald ſie mannbar geworden ſind, dieſer ſehr ſchmerzhaften Operation nicht ohne Schande entziehen. Sonderbar genug iſt es, daß alle Abiponer auf der Stirn ein ſo tatowirtes Kreuz tragen, dabei haben ſie an den Augenwinkeln zwei kurze Striche, und im übrigen Geſichte verſchiedene gerade Linien. Das andere Geſchlecht iſt ſo bunt wie türkiſche Tapeten an Armen und Beinen.

Ihr Hausrath, der, ſo wie ihre Garderobe, die Arbeit ihrer fleißigen Weiber iſt, beſteht in einigen irdenen, gebrannten und bemahlten Töpfen; auch führt eine reiſende Abiponerin ſtets ein aus dem härteſten Holze verfertigtes Inſtrument mit ſich, das in der Mitte rund, an beiden Seiten aber wie ein Spathen flach geſchnitten iſt. Sie graben damit Wurzeln, deren Genießbarkeit ihnen bekannt iſt, aus der Erde, und im Falle der Noth dient es ihnen zum Gewehr gegen den Feind.

Auf dieſen Zügen fehlt es dann nie an einer Menge Hunde. Sie werden von den Weibern mit vorzüglicher Sorgfalt zuſammen gerufen, um bei den Pferden herzulaufen, denn ſie kennen zu gut ihren Werth. Durch ſie wird die ganze Caravane auf gewiſſe Art erhalten; ſie treiben das Wildpret und die Strauße auf, fangen ſelbſt Ottern, Kaninchen und andere eßbare Thiere. Dabei koſten ſie nichts zu unterhalten, man überläßt ihnen nämlich den Kopf und die Eingeweide.

Die Hunde in Paraguay ſtammen, wie geſagt, aus unſerm Continente ab, und tragen auch hier alle die verſchiede-

nen Farben und Formen, wie die europäiſchen. Allein ſehr ſtarke, große Hunde, z. B. Doggen oder große Fleiſcherhunde, finden ſich durchaus nicht, ſo wenig als Pudel. Dieſer gänzliche Mangel großer Hunde-Racen iſt deßhalb merkwürdig, weil die Spanier zur Zeit der Eroberung dieſer Länder eine ſehr große, ſtarke Hunde-Race dort mit hinüber nahmen, und ſich derſelben, auf eine höchſt grauſame Art, in ihren Gefechten gegen die armen, nackten Indianer bedienten, ja ſelbſt Gefangene davon zerreiſſen ließen.

Die jetzt hier wild gewordenen Hunde, obgleich es ihnen bei dem Uebermaße an Fleiſch nicht an guter Nahrung fehlt, ſind nur von mittlerer Größe, beſitzen aber einen ſcharfen Geruch zur Witterung des Wildes, Geſchwindigkeit es einzuholen, und zeigen große Wachſamkeit und Treue gegen ihre Herren. Haben ſie auch an Größe und Stärke verloren, ſo iſt dieß dennoch nicht der Fall, wie Büffon und Pauw behaupten, in Rückſicht ihrer Geſcheidtheit und ihrer Stimme. Sie ſind ſehr gute Jagdhunde, und bellen hier Tag und Nacht zur Sicherheit ihrer Herren. Allein ſie haben hier noch einige Eigenſchaften, die den unſrigen fremd ſind. Da ſie beſonders fruchtbar ſind (eine Hündin wirft ſelten weniger als zwölfe), ſo tragen ſie die äußerſte Fürſorge für ihr Lager zum Werfen. Sie graben ſich, wie die Füchſe, hiezu eine Höhle oder Grube in die Erde; den Eingang dazu machen ſie ſehr enge, und laſſen ihn nur in ſchlangenförmigen Krümmungen an die Oberfläche treten. Auf die Weiſe entdeckt man ihr Lager weniger, und der ſtärkſte Regen dringt nicht hinein. Unverkenntlich gibt dieſe Sonderbarkeit des hieſigen Hundes einen Beweis mehr, daß der Fuchs einer der Ureltern unſers zahmen Hundes war. Er verlernte ſeiner Vorfahren angebornes Talent, weil er es im Hauſe ſeines Herrn nicht bedurfte.

Ebenfalls iſt es merkwürdig, daß man in Paraguay nie etwas von dem Tollwerden des Hundes gehört hat. Büffon ſchreibt dieß der mindern Hitze der neuen Welt zu; allein es wäre dieß leicht zu widerlegen, wenn es nicht zu weit von unſerer Richtung abführte. Indeß iſt das Factum wahr, und für die Amerikaner ein Glück.

Die vormals ſehr bedeutende Nation der Abiponer iſt anjetzt ſehr zuſammen geſchmolzen. Ihre geſammte Völkerſchaft iſt hauptſächlich in drei Unterabtheilungen oder Stämme getheilt: in die Ruhaker, ſie leben auf offenem Felde; in die Nakaiketergehe, die hauptſächlich in den Wäldern wohnen; und in die Yaaukaniga; dieſe letztern bildeten Anfangs eine eigene Nation, ſind aber anjetzt von den Spaniern faſt gänzlich aufgerieben.

Jeder dieſer drei Stämme war ehemals ſehr zahlreich; anjetzt hingegen enthalten ſie mit einander zuſammen genom-

men nur 5000 Köpfe. Es gibt mehrere Urſachen dieſer auſ⸗ſerordentlichen Volks⸗Abnahme. Hieher gehören die innern Zwiſtigkeiten, ferner die Kriege gegen die Spanier, ſodann die Kinderblattern und endlich die ſchaudererregende Gewohnheit der Weiber, die Frucht zu tödten. Die Gewohnheit, ſich von dem Manne gänzlich während der Zeit des Säugens zu entfernen, iſt eine der Haupturſachen dieſer Grauſamkeit. Sie ſtillen nämlich die Kinder bis ins dritte Jahr. Die Männer, dieſer Enthaltung überdrüſſig, nehmen andere Frauen; die Mutter verkürzt daher dieſe Zeit nur zu häufig durch den Mord des Säuglings. Sie verſchonen aber die weiblichen Geburten vor den männlichen aus ſchmutzigem Eigennutz. Da nämlich bei ihnen die Polygamie eingeführt iſt, und die Mädchen verkauft werden, ſo erhalten die Mütter größtentheils dieſe. Daher iſt auch die Anzahl der Weiber weit größer, als die der Männer; man ſieht bei Heerzügen eine große Schaar Weiber und Töchter.

So ſehr nun auch die Nation der Abiponer zuſammengeſchmelzen iſt, ſo iſt ſie dennoch den Spaniern noch ſehr gefährlich, ſowohl wegen ihrer Stärke und Gewandtheit, als beſonders wegen des eingewurzelten Haſſes, den ſie gegen die Eroberer ihrer väterlichen Wohnſitze hegen. Sie wären aber noch mehr zu fürchten, wenn nicht viele Abiponer durch die Miſſionäre getauft, und in Pflanzſtädten zu einer ruhigeren Lebensart übergegangen wären. Hiedurch ſind denn auch oftmals neue Spaltungen unter den beiden noch übrigen Stämmen ſelbſt entſprungen.

Ein ſolcher Krieg der beiden Stämme gegen einander führt uns hier zu einem Fall, der von den Fähigkeiten dieſes Volks einen bedeutenden Aufſchluß gibt. Er liefert nämlich einen Beweis von ihrer Rednerkunſt, er zeigt uns, da der Miſſionär aufs feierlichſte verſichert, die hier (ſtückweiſe) gelieferte Rede ſey wirklich eine treue Ueberſetzung der Rede eines Oberhaupts der Abiponer, daß dieſe Nation weit mehr Geiſt und Bildungsfähigkeit beſitzt, als man dieß ſo vagabonden und rohen Menſchen zutrauen ſollte.

Ychoalay und Debayakaikin, die Anführer oder Caziken der beiden Stämme, der Ruhaker und der Nakaiketergehes, lieferten einander ein blutiges Treffen. Der erſtere ſiegte darin auf das entſchiedenſte; er erſtach Debayakaikin mit der Lanze, hieb ihm nebſt fünf ſeiner vornehmſten Kriegsleute die Köpfe ab, und brachte ſie ſodann im Triumphe mit ſich zu Hauſe in die Pflanzſtadt. Hier ließ er einen hohen Galgen errichten, und die Köpfe der Feinde daran aufhängen. Er hielt darauf vom Pferde folgende Rede an das umher verſammelte Volk.

„Sehet hier die Strafe für die ſo vielmal gebrochene

Treue! Sehet die Siegeszeichen unſerer Tapferkeit! Weidet nun eure Augen an den Köpfen der verderblichſten unter den Feinden, die mich ſo lange nicht zu Athem kommen ließen, die uns ſo viel ſchlafloſe Nächte verurſacht, zu ſo beſchwerlichen Zügen genöthigt, ſo tiefe Wunden geſchlagen haben. Dieſer (der Debayakaikin), das Haupt der wider uns verſchworenen Schaaren, konnte nie weder uns beſiegen, noch von uns beſiegt werden. Endlich entſchied jener große Tag unſer abwechſelndes, zweideutiges Kriegsloos, da er uns, die wir an kein Gefecht dachten, und, um alles zu geſtehen, daſſelbe vermieden, den herrlichen Sieg aufdrang. Laßt auch das Glück an dem Ausgange dieſes Gefechts immer ſeinen Antheil haben, ihr müßt dennoch geſtehen, daß ihr ihn noch mehr unſerer Tapferkeit ſchuldig ſeyd. Denjenigen, der ſo lange euren Hälſen drohete, hat endlich dieſe Lanze entſeelt; er kann niemals mehr drohen, nie mehr gefürchtet werden. Auch ſoll er nicht von euch beweint werden, er, der wirklich aller Thränen, wodurch ihr andere Todte zu betrauern pflegt, ganz unwerth iſt. Obgleich mit uns dem Blute nach verwandt, war doch ſein Herz ſtets von uns entfernt. Seinen ganzen Haß, alle ſeine Betrügereien, Wuth und Galle goß er über uns aus. Hier iſt nun das Haupt, das ſo viele Verrätherei ausgekocht hat. Höhnet nun den Meineidigen, aber er ſey euch auch zum warnenden Beiſpiel, damit euch nicht einſt das nämliche Schickſal treffe. Seyd eingedenk, daß ihr den Spaniern eure Treue verpfändet habt; ſeyd rechtſchaffen, und mir, der ich für eure Wohlfahrt Sorge trage, folgſam. Den elenden Reſt der Feinde achte ich nur gering. Die Streitbarſten liegen auf dem Schlachtfelde; die Uebriggebliebenen ſind feige und flüchtig, und nur darum noch am Leben, weil ſie vor unſern Augen und Händen flohen. Wenn die Quelle verſiegt iſt, vertrocknen auch die kleineren Bäche. Hat man einmal der Schlange den Kopf abgeſchnitten, ſo iſt der Ueberreſt ihres Körpers, wenn er ſich auch noch eine Zeitlang regt, unſchädlich, und verdorret in wenigen Stunden." — So ſprach Ychoalay.

Wenn gleich einige Wiederholungen in dieſer Rede vorkommen, ſo iſt dennoch das Ganze gar nicht ſchlecht geordnet, noch die Gleichniſſe ſchlecht gewählt; ja es ſcheint auch hier weniger Aufwand von Metaphern, als in den Reden der nordamerikaniſchen Wilden *).

Der Miſſionär bemerkt mit vielem Recht, daß die Abiponer ſich beredter und fertiger ausdrücken, als unſere deutſchen, geringeren Volksklaſſen; ja, man dürfte einen ſolchen

*) Man ſehe das dritte Bändchen unſers Leſebuchs.

Vortrag, unvorbereitet, ſicher von manchem Europäer der gebildeteren Stände vergeblich erwarten.

Dieß führt uns zu den Fähigkeiten der indianiſchen Nationen dieſer Länder überhaupt; man wird finden, daß auch hierin die Verächter der neuen Welt dieſe durch zu dunkel gefärbte Gläſer anſahen.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Hauptnation von Paraguay, die Guaranier, durch die Jeſuiten vielartige Fähigkeiten in den Künſten erlangt haben.

Die Jeſuiten wählten gewöhnlich, aus weit verbreiteten und zahlreichen Geſellſchaften, ſolche Männer zu Miſſionären, welche, außer den Lehren der katholiſchen Religion, die zu bekehrenden Indier mehrere brauchbare Künſte zu lehren im Stande waren. Es wurden daher von Spanien aus nicht bloß Spanier oder Portugieſen, oder Italiener, ſondern beſonders viel deutſche Miſſionäre nach Paraguay geſandt, weil man unter letztern beſonders viele Tonkünſtler, Sänger, Componiſten, Inſtrumentenmacher, Baumeiſter, Aerzte, Wundärzte und auch Handwerker antraf. Die Muſik macht nämlich einen beſondern Eindruck auf die rohen Nationen; jene Väter wußten dieß trefflich zu ihrer Abſicht zu benutzen.

Indeß gewannen doch offenbar dieſe rohen Menſchen ſelbſt *). Ihre Fähigkeiten wurden ſo weit entwickelt, daß man in den Ortſchaften der Guaranier von dieſer Nation geſchickte Tonkünſtler, Inſtrumentenmacher, Mahler, Bildhauer, Baumeiſter, Uhrmacher, Glockengießer, Weber und mehrere Arten geſchickter Handwerker antraf. Sie wurden bald fertige Abſchreiber, ſowohl von Aufſätzen in ihrer eigenen Sprache, als im Lateiniſchen; ſie druckten und goßen hiezu die Lettern ſelbſt.

Auch zeigten ſie ein außerordentliches Gedächtniß. Einige obrigkeitliche Perſonen in den Ortſchaften von Paraguay, dort geborne Indianer, ſagten nach angehörter Predigt der Miſſionäre, ihrem auf dem großen Platze hiezu verſammelten Volke dieſe Predigt auf das genaueſte wieder her.

Hatten ſie eine Symphonie zwei- bis dreimal durchgeſpielt, wobei ſie kein Auge von den Noten laſſen, ſo ſpielten ſie dieſe aus dem Kopfe ohne den mindeſten Fehler wieder her. Uebrigens erlernen ſie alles leichter was ſie ſehen, als was ihnen nur allein durch das Ohr zugeführt wird. Daher ſchnitzen und mahlen ſie nach einem vorgelegten Modell ſehr geſchickt; ohne Modell hingegen bringen ſie faſt nie etwas Geſcheidtes zu Stande, man mag ihnen irgend etwas noch ſo deutlich angeben. Erfindungskraft, Genie, ſcheint

*) Man ſehe hievon weiter unten.

ihnen fremd; nur Nachahmungsgeiſt ward ihnen zu Theil, dieſer aber in einem ziemlich hohen Grade.

Tiefere Denkkraft oder nur Anſtrengung im Nachdenken iſt gleichfalls nicht ihr Werk. Sie ſehen nur auf das Gegenwärtige, und ſind über die Zukunft unbeſorgt. Daher darf man ihnen kaum eine Religion beilegen.

Als einer der Miſſionäre ſich einſtens mit jenem geſcheidten Redner, dem Cazikén Ychoalay, über die Größe und Schönheit des geſtirnten Himmels unterhielt, und ihn auf die Ordnung und Weisheit, die in der geſammten Natur herrſcht, aufmerkſam zu machen ſuchte, ſo befragte er ihn: Was dünkt dir alſo wohl von dem Urheber und Regierer dieſer herrlichen Natur? Was haben eure Väter darüber gedacht? „Mein Pater," antwortete Ychoalay, „unſere Ahnen ſahen ſich bloß auf der Erde um, und bekümmerten ſich nur allein um Gras und Waſſer für ihre Pferde. Was im Himmel vorging, wer die Geſtirne gemacht habe, und ſie regiere, darauf dachten ſie nicht."

Auch die Idee eines Gottes ſcheint bei den Guaraniern nicht viel beſtimmter zu ſeyn. Sie ſollen, ſagen die Miſſionäre, Gott Tupa nennen; dies Wort iſt aber aus zwei andern zuſammengeſetzt; Tu iſt ein Zwiſchenwort (Empfindungswort) der Verwunderung, und Pa ein Fragewort. Sie rufen daher ſtets, wenn es donnert: Tupa! Dieß iſt alſo überhaupt nur ein Ausdruck des Schreckens.

Der Begriff einer ſpeciellen Vorſicht iſt ihnen ſogar zuwider. Als der Pater Sepp ihnen ſagte, Gott walte über alles, er ſehe alles, bemerke alles, es geſchehe nichts ohne ſeine Zulaſſung, ſie könnten daher ſeiner Vorſicht trauen; antwortete der Indianer: „Pater, ich verlange aber einen ſolchen Gott gar nicht, der alles ſieht, alles bemerkt, was ich thue, und ſich um alles bekümmert."

Dennoch herrſcht auch bei dieſen Indianern vielartiger Aberglauben. Die Abiponer halten die Plejaden (das Siebengeſtirn) für das Bild ihrer Vorfahren. Da nun dieſes nördlichere Geſtirn in Süd-Amerika einige Monate nicht ſichtbar iſt, ſo ſagen ſie, ihr Großvater ſey krank. Sie fürchten ſeinen Tod, und feiern daher ſeine Wiedererſcheinung durch ein eigenes Plejadenfeſt.

Sobald nämlich das Siebengeſtirn von einer Anzahl Indier wieder erblickt wird, rufen ſie ihm zu: Wie danken wir dir! Endlich biſt du zu uns zurück gekehrt! Du biſt alſo glücklich wieder geſund worden! Am folgenden Tage ſammeln ſie ſogleich Honig, um daraus ihren Wein (oder vielmehr Meth) für das Plejadenfeſt zu bereiten. Die hierauf verſammelte Menge theilt ſich in mehrere Partheien. Die verheiratheten Männer ſetzen ſich auf Tiegerhäute zum Trin-

ken; die Weiber heulen einen Geſang, die Unverheiratheten ſcherzen und lachen. Die Nacht wird durch Fackeln erhellet, und eine Schwarzkünſtlerin, die Hauptperſon des Feſtes, tanzt nach dem Geklapper eines Kürbis, der mit harten Körnern angefüllt iſt. Hierauf folgt eine ſchreckliche Muſik von Kriegspfeifen, Hörnern und dem lauten Jubelgeſchrei der Umſtehenden. Selbſt aber bei dieſem allgemeinen Feſte und Trinkgelage ſieht man keine Unanſtändigkeit; die Mädchen halten ſich ſtets zuſammen, entfernt von den Jünglingen.

Dieſe Schwarzkünſtlerinnen werden gleichfalls aufgerufen, das Zukünftige bei bedeutenden Unternehmungen vorher zu ſagen, wobei ſie ſich außer jener Kürbis-Klapper, Zauber-Trommeln (Töpfe mit Rehhaut überzogen) bedienen. Sie ſuchen ſelbſt hiedurch die Verſtorbenen wieder hervor zu rufen, und ſie zu berathfragen.

Große Ungewitter und ähnliche Phänomene ſchreiben ſie dann auch auf Rechnung der Zauberei. Natürlich ſind dieſen Völkern auch die Sonnen- und Mondfinſterniſſe furchtbar; ſie heulen gegen das Geſtirn ſtets: Tayreta! d. i. du Armer (Unglücklicher), denn ſie fürchten deſſen gänzliche Verlöſchung.

Die zuvor erwähnte Nation der Chiquiten glaubt, daß dieſe Geſtirne bei ihrer Verfinſterung von den Luft-Hunden zerfleiſcht werden. Daher ſchießen ſie einen ganzen Hagel von Pfeilen gegen den Himmel, um jene zu tödten.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ſowohl dieſe Völker, als auch die Mocobis, Tobas und andere berittene Nationen im Chaco, ob ſie gleich nie einen Gott annehmen, den Teufel, den ſie Balichu nennen, für einen ihrer Ahnen annehmen, und ihn daher auch verehren.

Unläugbar haben die Miſſionäre ſehr vieles dazu beigetragen, dieſen vielartigen Aberglauben zu vermindern und die Schwarzkünſtler zu vertreiben. Selbſt die vagabonden Abiponer ſind wenigſtens theilweiſe davon abgegangen, und zur katholiſchen Religion übergetreten; ſie haben ein ſtetigeres Leben angenommen, und angefangen die Erde zu bauen. Im Jahre 1762 waren 800 Abiponer getauft.

Dennoch ſind ihnen ſtets noch viele lächerliche Gebräuche übrig. Unter mehreren führen wir hier davon Folgendes an. Die Weiber der Abiponer gebären ſchwer. Die Urſache gibt man auf das frühe und ſtete Reiten, wodurch die unterſten Theile des Beckens (beſonders das Ende des coccygis) minder nachgebend werden.

Sie ſelbſt ſchreiben dieß alles, ſo wie andere Beſchwerden, auf die Rechnung der Zauberer, und ſuchen oftmals bei dieſen Hülfe. Die treffliche Conſtitution dieſer Frauen, und ein ſtrenges Enthalten von allem Fleiſche, läßt indeß ſelbſt das ſchwerſte Kindbette ſehr bald vergeſſen. Nachdem

ſie gleich nach der Geburt ſich und ihr Kind gebadet haben, gehen ſie nach einer kurzen Ruhe ſofort wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten, ſowohl im Hauſe als im Felde, ſogar bei rauher Witterung.

Iſt nun dieſes wichtige Geſchäfte der Frau ſo bald und ſo glücklich beendigt, ſo hebt dagegen das des Mannes nur erſt an. Kaum hat die Mutter das Kind geboren und ihr Lager verlaſſen, ſo wird dies von dem Ehemanne eingenommen. Er legt ſich aber nicht bloß nieder, ſondern er wird auch wie ein wirklich Kranker mit Rohrdecken und Häuten gegen jedes Lüftchen zugedeckt; er faſtet und enthält ſich mehrere Tage verſchiedener Speiſen und anderer ihm angenehmer Gewohnheiten. Als ein Miſſionär in Geſellſchaft eines ſpaniſchen Officiers einſtens den Caziken der neuen Colonie von St. Jacob, einen übrigens ſehr vernünftigen Mann, beſuchten, grüßte ſie der Indianer aus ſeinem Bette. Der Spanier bot ihm Schnupftabak an, den jener beſonders liebte, und da dieſer es als eine Beleidigung anſah, daß der Cazike ihn ausſchlug, rief der Indier: „Weißt du denn nicht, daß meine Frau geſtern mir einen Sohn geboren hat; in was für Gefahr würde mein Kind kommen, wenn ich durch den Reiz des Tabaks nieſete?“ Hierauf zog er ſogleich alle Häute und Decken wieder über ſich her, aus Furcht, jede kühle Luft, die ihn anwehete, möchte dem Kinde ſchaden.

Dieſer Wahnſinn geht ſo weit, daß der Vater wirklich für jede Unpäßlichkeit, die dem neugebornen Kinde zuſtößt, ſich verantwortlich hält; ſtirbt es, ſo geben die Frauen ihn als den Mörder ſeines Kindes an; ſie werfen dem Vater vor, er habe ſich nicht gehörig gehalten, habe Meth getrunken, oder ſeinen Magen überladen, oder ſich erhitzt.

Sonderbar genug fand ſich dieſer tolle Gebrauch nicht nur bei mehreren Völkern von Nord-Amerika vor, er war in ältern Zeiten auch in unſerer Erdhälfte eingeführt. Diodor von Sicilien erwähnt ſeiner als unter den Corſen gebräuchlich, und Strabo bei der Beſchreibung des damaligen Spaniens; und das, was man in Bearn faire la Couvade nennt, ſtammt im Grunde ebenfalls hievon ab. Dieſe Thorheit hatte ſich ebenfalls in Aſien verbreitet, denn Marco Polo fand ſie bei einigen tatariſchen Stämmen. Vielleicht iſt ſie von dort aus in die neue Welt hinüber gegangen. Kurz, wir dürfen uns doch nicht ſo ſehr mit unſerer einheimiſchen Geſcheidtheit brüſten; unſere weniger kultivirten Vorfahren waren nicht viel weiſer als die Abiponer oder Guaranier.

Iſt dem Oberhaupte eines Stammes, einem Caziken, ein Sohn geboren, dann hebt eine Feierlichkeit von acht Tagen an. Am erſten eilet die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand zu der Cabane des Neugebornen,

tanzt unter lautem Jubel darum her, und klopft mit den Palmen an die Wände oder Decken. Dieſes Anklopfen ſehen ſie als eine glückliche Deutung an, daß der Sohn dereinſt ein großer Krieger werden werde. Gleich darauf läuft die ſtärkſte Frau des Orts, von den Hüften bis auf die Waden mit einem Reifen oder Kranz großer Straußfedern umſteckt, in Geſellſchaft der Mädchen in die Hütten, pritſcht mit einem ledernen Kolben alle Männer, die ſie nur vorfindet, heraus, und die Mädchen empfangen ſie mit den Palmzweigen auf ähnliche Art.

Wegen der Aehnlichkeit dieſer ſo befiederten Frau mit einer Spinne, nennt man die Feierlichkeit ſelbſt die Spinne (dort Havali).

Am folgenden Tage ringen die jungen Mädchen mit einander, ſo wie auch die Jünglinge, jedoch völlig von einander abgeſondert. Der dritte Tag wird von beiden mit Tänzen hingebracht; aber am vierten tritt jene befiederte Spinne wieder auf, fordert aus jeder Hütte die Weiber einzeln zum Kampfe auf, und ringt mit jeder von ihnen. Die Feierlichkeiten der übrigen Tage ſind zum Theil Wiederholungen des Tanzens und Ringens, noch mehr aber Schmauſereien und Trinkgelage der Männer unter abwechſelnden Geſängen und Lärmen der Trommeln.

Aus dieſen Freudenfeſten bei der Geburt eines Sohnes der Caziken ſollte man nicht ohne Grund vermuthen, daß die Nation der Abiponer nur erbliche Oberherren anerkenne; dieß iſt der Fall bei den Guaraniern, allein nur ſelten bei den Abiponern.

Zwar geben ſie zu Zeiten dem Sohne die Stelle des Vaters, im Fall er ein vorzüglicher Krieger iſt; allein oftmals wählen ſie ihre Oberhäupter aus einer ganz andern Familie. Dennoch haben ſie einen Adel, und halten ſelbſt viel auf adeliche Abkunft. Seit der Bekanntſchaft mit den Spaniern tituliren ſich ihre Vornehmen Capitan und wiſſen ſich viel auf dieſen Titel. Selbſt Frauen, ja alte, ganz verarmte Weiber, hört man mit vielem Stolze ſagen: Aym Capita, ich bin von Adel. Dieß iſt aber deſto ſonderbarer, je weniger im Grunde dieſer Adel, und ſelbſt die Regenten in Anſehen ſtehen. Ihren Befehlen oder Entſcheidungen bei Zwiſtigkeiten gehorcht das Volk nicht; es folgt aber wohl ihren Rathgebungen.

Die Caziken (bei den Guaraniern Abarubicha, bei den Abiponern Nalareyràt) ſind eigentlich nur zum Kriege oder zu Kriegs- und Streifzügen gewählte Anführer. Der tapferſte Capitan und der freigebigſte hat daher die meiſten Leute. Dieß führt uns zu den Kriegen dieſer Naturmenſchen ſelbſt. Da dieſe Nationen die Spanier als unrechtmäßige Beſitzer,

als Uſurpatoren, ihrer Länder anſehen, ſo befinden ſie ſich faſt beſtändig mit den Europäern im Kriege. Hievon ſind indeß diejenigen ausgenommen, welche die Miſſionäre in Pflanzſtädte zuſammen gebracht haben.

Dieſen Grundſätzen gemäß beſteht ihre Hauptfehde ſtets darin, die Städte oder die Colonien zu überfallen, das Vieh zu rauben, die Pferde und Maulthiere wegzutreiben, die Einwohner zu ermorden oder gefangen mit ſich fort zu führen.

So ſtark und rüſtig gebaut aber auch der Abiponer iſt, ſo iſt er dennoch furchtſam; er unternimmt nie einen öffentlichen Zug. Faſt alles wird, wo möglich, bei Nacht vorbereitet und geſchieht in der Morgendämmerung, jedoch niemals ohne zuvor genau durch Kundſchafter die Stärke des Feindes erforſcht zu haben.

So wie bei den nördlichen Wilden, wird auch hier ein Krieg, oder vielmehr ein Raubzug nur bei Gelagen, daher gewöhnlich im Rauſche beſchloſſen. Pünktlich halten ſie indeß alles, was ſie bei ihrem Trinken zuſagten. Sie kommen an dem feſtgeſetzten Tage, den ſie hauptſächlich nach dem Mondeslauf beſtimmen, genau zuſammen. Jeder Abiponer führt, um abwechſeln zu können, drei Pferde mit ſich, aber niemals Proviant oder Waſſer. Der Ueberfluß des Wildes und der Vögel bietet ihnen aller Orten ihre Nahrung.

Eine Lanze von 5 bis 6 Ellen aus dem eiſenharten Holze Neterge, ſauber geründet und an beiden Enden ſcharf geſpitzt; ein faſt gerader Bogen von beinahe 6 Fuß, mit einer ſtarken Sehne von Fuchsdärmen oder ſtarken Palmfäden, nebſt befiederten, aber niemals vergifteten, Pfeilen mit einer Spitze, bald von Eiſen, bald von Knochen; dieß ſind ihre hauptſächlichen Waffen. Die Stärke des Bogens nöthigt Verſchiedene, ſich einer Art hölzerner Handſchuh zum Bogenſpannen zu bedienen. Um Vögel lebendig zu erhalten, bedienen ſie ſich ſolcher Pfeile, welche anſtatt der Spitze mit einer hölzernen Kugel verſehen ſind. Stehen zwiſchen ihnen und dem zu treffenden Gegner Zweige, ſo ſchießen ſie ihre Pfeile in einen Bogen. Auf ähnliche Weiſe ſetzen ſie hölzerne Gebäude in Brand, indem ſie die Spitze des Pfeiles mit brennender Baumwolle verſehen.

Verſchiedene der dortigen Völker bedienen ſich noch der Schleuder; andere hingegen führen weit gefährlichere Waffen. Sie beſtehen aus drei ſtarken runden Steinen, die in einer ledernen Schlinge feſt gemacht ſind. Mit eben ſo großer Geſchicklichkeit und Genauigkeit als Stärke ſchleudern ſie dieſe gegen ihren Gegner, und zerſchmettern ihm hiemit den Kopf oder die Glieder; ja ſie tödten hiemit auf einen Wurf einen ſtarken, wilden Ochſen. Auch die Spanier reiten hier ſelten

ohne ein ſolches furchtbares Geſchoß am Pferde herabhangen zu laſſen; ſie nennen ſie las bolas.

Bevor ſie den Feind angreifen, ſtreichen ſie ihr Geſicht mit mehreren Farben an, und ſetzen, um ſich ein noch furchtbareres Anſehen zu geben, Kronen von Federn, ja ganze Hirſchgeweihe auf; aus Erfahrung weiß man aber, daß gerade die Furchtſamſten ſich am furchtbarſten ausſtaffiren. Die Caziken tragen auch außer den Kriegszeiten eine rothe, mit Metallſtücken beſetzte Kopfbinde.

Es iſt kaum glaublich, wie ſehr die Wilden unſer Feuergewehr fürchten. Oft haben wenige Spanier ganze Horden ſtreifende Abiponer nur allein dadurch abgehalten, daß ſie ruhig ihr Gewehr bald gegen den einen, bald gegen den andern richteten, ohne je zu feuern. Ja, der Miſſionär erwähnt eines Soldaten, deſſen völlig unbrauchbare Flinte auf die Art die trefflichſten Dienſte leiſtete. Haben ſie aber einmal die Oberhand gewonnen, dann würgen und rauben ſie in der erſten Wuth, was ſich ihnen darbietet, ſkalpiren auch faſt auf ähnliche Art wie die Nord-Amerikaner, und bringen die Kopfhäute in ihre Heimath. Dennoch führen ſie viele Gefangene, beſonders junge Leute, mit ſich fort, behandeln ſie aber nie wie die Huronen oder andere nordamerikaniſche Wilde; vielmehr begegnen ſie ihnen gütig, und nehmen ſie gleichſam in ihre Familien auf, ja ſie entziehen ſich ſelbſt Manches, um ihren Gefangenen nichts abgehen zu laſſen. Sonderbar genug klingt es, wenn der Herr dem Gefangenen auf folgende Art befiehlt ſein Pferd zu ſatteln: Wenn du willſt, oder wohl gar, erbarme dich über mich und bringe mir mein Pferd. Dagegen behauptet Dobrizhofer, daß mehrere ſolcher Gefangenen durch dieſe gütige Behandlung den Abiponern ſo ſehr zugethan werden, daß ſie bei ihren Streifzügen ihre eigenen Landsleute, die Spanier, auf das heftigſte angreifen und grauſamer gegen ſie wüthen, als die Indier ſelbſt.

Die Siege werden durch große Trinkgelage gefeiert, wobei es nicht ganz ungewöhnlich iſt, ſie aus den Hirnſchädeln der Erſchlagenen ihren Meth oder den gegohrnen Saft vom Johannisbrod, oder auch Maiz, trinken zu ſehen.

Iſt ein Cazike im Treffen gefallen, ſo trauern alle Männer durch Abſchneiden des langen Haupthaars; die Weiber erheben ein Klagegeſchrei, die Männer ſtellen aber ein Todtenmahl an, das in Trinken, Singen und Trommeln beſteht. Es iſt merkwürdig, daß man nie den Namen eines jüngſt Verſtorbenen nennen darf.

Die Abiponer wickeln ihre Leichen in eine Ochſenhaut, und begraben ſie in den Wäldern. Bei den Gräbern der Feldherren erſtechen ſie einige Pferde, und ſtellen dieſe nebſt

verſchiedenen Lanzen um das Grab, ſetzen auch, wie bei dem Grabe jedes andern Abiponers, einen Topf daneben. Alles dieß iſt aber eine Anſpielung auf die Zukunft, im Fall nämlich der Verſtorbene trinken, reiten oder jagen wollte.

Eine eben ſo ſonderbare, als auch widrig ſcheinende Gewohnheit iſt es, jedem Todten vor der Beerdigung Zunge und Herz auszuſchneiden, beides zu kochen und es von Hunden verzehren zu laſſen.

Da die Abiponer annehmen, daß jede Todesart, ſelbſt die durch Verwundung, von Zauberern bewirkt werde, ſo glauben ſie dagegen durch dieſen ſcheußlichen Gebrauch ſich zu rächen, und den ſchnellen Tod des Zauberers zu bewirken.

Sind angeſehene Männer, Heerführer, außerhalb Landes gefallen, ſo führen ſie mit großem Pomp und Trauergeſang ihre Gebeine, jedoch von allem Fleiſche entblößt, zu den Begräbnißſtätten der Väter.

Die Nation der Mbäyas (etwas nördlicher an dem Fluß Paraguay) ſenkt ihre Todten in großen irdenen Gefäßen in der Stellung des ungebornen Kindes in die Erde.

Dieß ſey genug von den Sitten dieſer ſüdlichen Amerikaner; jetzt noch kürzlich die dortigen Einrichtungen ihrer Feinde, der Spanier.

b) Der Fremde, der dort Angeſiedelte.

Kaum wär' es nothwendig, über die in Paraguay und Tucuman angeſiedelten Europäer etwas zu ſagen, da dieſe Länder mit Peru auf ähnlichen Fuß eingerichtet ſind. Indeß findet ſich, oder vielmehr es fand ſich vormals bis 1768 hier eine Anordnung, wodurch ſie ſich bedeutend von den übrigen Colonien der Spanier in Süd-Amerika auszeichneten. Und dieſe Einrichtung hat ſo bedeutend auf das Land ſelbſt gewirkt, daß ſie wenigſtens einer beſondern Erwähnung werth iſt.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten (ſeit 1580) hatte die Geſellſchaft der Jeſuiten ſich dieſes Land vorzugsweiſe zu ihren Miſſionen gewählt. Sie hatten dort eine große Anzahl Miſſionen oder Flecken angebaut, worin die getauften, oder wenigſtens von ihnen unterrichteten Indianer wohnten. Dieſe Ortſchaften waren oft wichtiger als die Städte der Statthalter. Sie erſtreckten ſich über die Gouvernements von la Plata, Tucuman und das eigentliche Paraguay. Nur allein dieſes letzte Land hatte im Jahre 1762 dreißig Miſſionen oder Colonial-Flecken der Jeſuiten, worin 141,252 Menſchen, Guaranier, lebten, und dieſe Provinz hieß deßhalb ehemals vorzugsweiſe das **Land der Miſſionen** (Terra Missionum, die Doctrinas).

Unſtreitig war es die auffallende Wirkung, die die Lehre

und Behandlungsmethode der Jeſuiten auf die rohen Nationen hervorbrachte, wodurch die ſpaniſche Regierung veranlaßt wurde, dieſen Vätern ſo große Vorrechte dort einzuräumen. Jede Miſſion hatte, wie die Ortſchaften im Mutterlande, ihren Gouvernador, ihren Regidoren und Alcalden. Der Gouvernador ward von den Indianern ſelbſt gewählt, aber von dem Pfarrer (Jeſuiten) beſtätigt. Die Wahlen geſchahen mit vielen Feierlichkeiten in den Kirchen. So wurden auch die Unterbedienten dort von den Indiern gewählt; allein alle dieſe durften ohne Zuziehung und Bewilligung des Pfarrers keine Vergehen beſtrafen. Große Verbrechen, z. B. Morde, kamen, was merkwürdig genug iſt, faſt gar nicht vor, und es iſt unläugbar, daß die Behandlung der Indier durch die Jeſuiten hieran einen ſo löblichen Antheil hatte. Sie behandelten dieſe rohen Menſchen mit vieler Sanftmuth; ſie brachten ihnen, nachdem ſie die dortigen ſchweren Sprachen erlernt hatten, Menſchlichkeit und ſelbſt einen hohen Grad von Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit bei. Die meiſten Vergehungen wurden durch Gefängniß oder Faſten beſtraft, und es war ein äußerſt ſeltener Fall, daß man körperliche Strafe, nämlich einige Peitſchenhiebe, nothwendig fand. Der Geiſtliche hielt ſtets vor der Beſtrafung eine Rede voll Sanftmuth, wodurch der Verbrecher ſich von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Strafe ſelbſt überzeugt fühlte. Daher küßten ihnen die Indier ſogar nach der Beſtrafung noch die Hände, daß man ſie ſo ſchonend behandelt habe. Von dieſen Strafen waren aber ſelbſt jene Alcalden, Corregidoren, nicht ausgenommen. Sie zeichneten ſich von den übrigen Indiern nur durch beſſere Kleidung aus, womit ſie die Väter beim Antritt ihres Amtes beſchenkt hatten.

In allen Ortſchaften waren Schulen, worin die Knaben Leſen und Schreiben lernten. Sie erhielten Unterricht in der Mahlerei und in der Muſik, lernten auch Latein; in beiden brachten ſie es oftmals ziemlich weit. Ebenfalls ſah man dort Werkſtätten für viele Handwerker, z. B. für Zimmerleute, Maurer, Schloſſer, Tuchmacher, Bildſchnitzer, Silberſchmide und dergl. Dieſe arbeiteten täglich unter der Aufſicht eines Coadjutors, und die ſchönen Kirchen, die Altäre, die Orgeln nebſt allen Verzierungen, ſind die Werke der aus dieſen Anſtalten hervorgegangenen Indier.

Unter der Aufſicht der beiden Geiſtlichen (denn jede Ortſchaft hatte einen Pfarrer und einen Vicar) bauten die Indianer das Land; ſie bauten Waizen, Reis, Maiz, Baumwolle, etwas Zucker und Indigo, viel Tabak und beſonders den Paraguay-Thee. Einige Pfarrer pflanzten gleichfalls in ihren Gärten Nopalen (Cactus Opuntia), beſetzten ſie mit Cochenillen-Würmern, und zogen daraus eine beträchtliche

Quantität dieſes ſchönen Produkts. Das andere Geſchlecht lernte Nähen, Stricken, und ſpann die ihm wöchentlich zugetheilte Baumwolle.

Die Jeſuiten fingen ihren Tag ſchon Morgens um 5 Uhr an, hielten, nachdem ſie eine Stunde mit ihrer Privat-Andacht zugebracht hatten, die Meſſe, arbeiteten ſodann mit den Corregidoren, um ſich von allem Vorgegangenen zu unterrichten, und beſuchten hierauf die Schulen und Werkſtätten. Das Volk ging um 8 Uhr an ſeine Arbeit und die Corregidoren hielten hiebei genaue Aufſicht. Um 5½ Uhr Nachmittags kam es zuſammen zum Gebet, küßte den Vätern kindlich die Hände, und erhielt dagegen von ihnen 1 Unze Paraguay-Thee und 4 Pfund Rindfleiſch für jede Familie von 8 Menſchen. Der Sonntag blieb für den Gottesdienſt und für Volksvergnügungen.

Die Indier hatten in ſo weit kein Privat-Eigenthum. Auch bedurften ſie deſſen nicht, denn ſie erhielten alle Nothwendigkeiten des Lebens, und ſelbſt ihre Häuſer waren gut eingerichtet und mit Hausrath wohl verſehen. Das Ganze machte hier eine große Familie, wovon die Jeſuiten die Vorſteher oder die Väter waren.

Auch fanden ſich eigene Häuſer, Beateria, worin Arme und Abgelebte, ſo wie auch ſchlechte Weibsperſonen verſorgt wurden. Das Volk mußte für dieſe Häuſer eigene Aecker, Gemeinde-Aecker, bearbeiten.

In beſondern Magazinen bewahrten die Väter Musketen und andere Waffen, Pulver und Blei. Sie übten zuweilen ihre Zöglinge militäriſch, um ſie in der Noth gegen die wilden Nationen, die ſie überfielen, anführen zu können. Ferner waren bedeutende Waarenlager, vorzüglich von europäiſchen Eiſenwaaren, von Glas und andern häuslichen Bedürfniſſen, ſo wie von Roſenkränzen, Heiligenbildern und andern zum Kirchendienſt nothwendig geglaubten Sachen. Der Wein ward beſonders aus Chili gezogen; doch gibt es auch hin und wieder, z. B. bei Cordova, Rioja in Tucuman, einigen Weinbau.

Die Jeſuiten hatten nun den wichtigen Handel mit dem Paraguay-Thee von weit über eine Million Thaler in Händen, ſo wie den Handel mit den viel hunderttauſend Ochſenhäuten (die ganze Summe des dort lebenden Hornviehs wird über zwei Millionen geſchätzt); ferner ſtanden ihnen 150,000 Maulthiere und Pferde, ſo wie auch die Baumwolle zum Umſatz zu Gebote. Man rechnete, daß aus jeder Miſſions-Ortſchaft 2000 Arroben (zu 25 Pfund) jährlich ausgeführt wurden.

Dieß war der wahre Zuſtand des ſogenannten Reichs der Jeſuiten.

Und was hatten denn nun dieſe Männer hier in Paraguay verſchuldet, um plötzlich im Jahre 1767 wie Verbrecher im ganzen Lande eingezogen und nach Spanien gefänglich geführt zu werden? Selbſt zugegeben, daß ihre Geſellſchaft ſich bereicherte.

Hatten ſie jemals ihre Zöglinge, die Indier, zum Abwerfen des ſpaniſchen Jochs, zum Aufruhr angefeuert?

Im Gegentheil, als im Jahre 1757 ein Theil dieſer ruhigen Menſchen auf Befehl des Königs von den linken Ufern des Uraguay an die Portugieſen abgetreten, an die Seite von Braſilien wandern ſollte, da erhoben die Coloniſten einen Aufſtand, weil ſie ihre ruhige Lage, ihre gutgebauten Ortſchaften und die ſpaniſche Oberherrſchaft nicht verlaſſen wollten, um neue Länder bei den Portugieſen urbar zu machen. Der Aufruhr ward mit den Waffen in der Hand durch die Spanier geſtillt, und man irrete ſehr, hiebei Jeſuiten als Anführer zu finden. Dieſe Väter waren ruhig bei ihren Ortſchaften und Geſchäften verblieben.

Ebenfalls iſt es beſtimmt wahr, daß die von den Jeſuiten bewaffneten Guaranier gegen die wilden Völkerſchaften, da ſie die ſpaniſchen Etabliſſements anfielen, mit vielem Eifer gefochten; ja oftmals verdankten dieſe Etabliſſements dieſen Zöglingen der Jeſuiten ihre Rettung.

Dieß waren mithin klare Beweiſe von der Vorliebe der Indier für ihre Verfaſſung unter den Jeſuiten. Auch Bougainville's Einwurf, daß mehrere Guaranier dem Gouverneur de Viana (er hatte den Auftrag, die Miſſionen und die Jeſuiten ſelbſt aufzuheben) gerne gefolgt wären, beweiſt nichts weiter, als daß indolente Menſchen leicht einer Neuerung Gehör geben; allein gegen die ältern Einrichtungen beweiſt es durchaus nichts. Der gewöhnliche Menſch wirft ſich auf die Seite, wohin er nur irgend die Obergewalt ſich neigen ſieht.

Man macht es den Jeſuiten zum Vorwurf, daß ſie Jedermann, ſelbſt den Spaniern, den Eintritt zum Innern ihrer Miſſionen verwehrten. Um dieſe Maßregeln zu vertheidigen, behaupteten ſie, es ſey nothwendig, die übrigen Europäer von ihren Miſſionen entfernt zu halten, weil dieſe, gewöhnlich Menſchen von ſchlechten Sitten, nur die dortigen chriſtlichen Indianer in höchſt unmoraliſche Menſchen verwandeln würden, ein Fall, der durch die dort garniſonirenden Spanier wirklich oftmals eintrat. Beſonders rügt ihr großer Feind, der Herr v. Paw, dies Benehmen nicht bloß als eine Unverſchämtheit, ſondern faſt als ein Majeſtätsverbrechen gegen die ſpaniſche Regierung. Freilich hätten die ſonſt geſcheidten Jeſuiten klüger gethan, den 1731 von la Plata (Chuquisaca) dort zur Unterſuchung der Miſſionen hingeſandten Unte-

quera beſſer aufzunehmen, oder wenn ſie ihm auch dieſe Unterſuchung unter dem Vorwande einer illegalen Sendung verweigern wollten, dennoch alles bei dem Vicekönig von Peru anzuwenden, daß er nicht für dieſes Unternehmen zum Tode verdammt würde. Hiedurch erregten die Jeſuiten offenbar großen Verdacht gegen ſich, und ſelbſt bei völliger Schuldloſigkeit ſchienen ſie ſtets rachſüchtig.

Allein im Uebrigen ſcheint es durchaus ungegründet, daß das ganze ſogenannte Reich der Jeſuiten ſo ſchädlich, und, wie ihre Feinde ſagen, ſo ſchändlich geweſen ſey; wenigſtens haben niemals ihre Gegner gültige Beweiſe hievon bekannt gemacht.

Als man die Jeſuiten 1768 aufhob, und 120 Oberhäupter dieſer Guaranier, um ihre wahre Lage genau zu wiſſen, zu dem General Bukarelly führte, als man ihnen verdollmetſchte, ſie wären nun von dem Joche der Jeſuiten befreit, ſie ſollten wirkliches Eigenthum erhalten, zeigten ſie nur Beſtürzung, aber faſt gar keine Freude. (Bougainville.) Dieſe indolenten Menſchen waren es ſchon zufrieden, daß bis dahin für ihren Unterhalt und ihre Haushaltung ohne ihr eigenes Nachdenken geſorgt worden war. Wären ſie wirklich ſo ſclaviſch, ſo tyranniſch behandelt, als die Feinde der Miſſionäre es behaupten, dann hätten ſie doch dieſes Joch unſtreitig mit Freuden abgeworfen.

Sieht man daher die Sache mit unpartheiiſchen Augen an, ſo kann man ſogar gegen dieſen Orden in Europa eingenommen ſeyn, ja man könnte zugeben, daß Bereicherung des Ordens ein Hauptgegenſtand der Miſſionen geweſen ſey, ohne deßhalb ihre Verdienſte um die Menſchheit in jenen wilden Landen zu verkennen. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Beharrlichkeit und Selbſtaufopferung dazu, Nationen von ſtarken, rohen Menſchen, die uns als Uſurpatoren haſſen, die ſelbſt unter ſich ſtets in blutiger Fehde leben und ſich oft mit dem Fleiſche ihrer Feinde ernähren, die an ein vagabondes, oder völlig indolentes Leben gewöhnt ſind, die weder Religion haben noch zu haben wünſchen, und dabei äußerſt ſchwer zu erlernende Sprachen reden, ſolche Menſchen in ruhige Landbauer und nützliche Mitglieder der Societät umzubilden, und ihnen einige Grade der Kultur beizubringen.

Auch ſelbſt Spanien, ja ganz Europa, hatte durch die Benutzung jener ungeheuren Wüſteneien gewonnen. Alle dorthin gehende Waaren wurden nämlich von der Geſellſchaft gegen nützliche, dort erzielte Produkte eingetauſcht oder damit bezahlt. Ihre Etabliſſements wurden geſichert und nahmen an Volksmenge zu.

Zuletzt noch etwas über einige der wichtigſten Ortſchaften. Aſſumption, die Hauptſtadt vom eigentlichen Paraguay

(25° 8′ ſüdl. Br. und 319° 41′ L.), an dem Fluſſe Paraguay gelegen, hat einen guten Ankerplatz, wodurch der Handel ſehr erleichtert wird. Uebrigens iſt die Stadt ſchlecht gebaut, hat krumme Gaſſen und etwa 500 Menſchen, Spanier, Neger und Mulatten. Dennoch war hier ein Collegium der Jeſuiten für Theologie, Grammatik und Philoſophie.

Die meiſten Spanier leben außerhalb der Stadt auf großen viehreichen Meiereien. Aſſumption treibt einen Speditionshandel von Buenos-Ayres nach Potoſi; daher ſind viele Einwohner vermögend.

In Tucuman (eigentlich Tucman) ſind die beiden Städte Cordova und Salta die wichtigſten; die Stadt Tucuman ſelbſt iſt nur unbedeutend. Cordova zählt hingegen 1500 Spanier und 4000 Schwarze. Die Stadt iſt nicht ſchlecht gebaut, die Cathedralkirche, ſo wie das ehemalige Jeſuiter-Collegium ſind groß und ſchön. Hier iſt eine akademiſche Lehranſtalt.

Die übrigen Städte dieſer Provinz, ſelbſt Salta, obgleich der Sitz eines Gouvernements, ſind nicht von Bedeutung.

Das große Gouvernement Tucuman könnte durch gute Benutzung ſehr bedeutend werden. Die Felder ſind mit natürlichem Salpeter belegt; auch wächſt hier in meilenweiten Erſtreckungen das Kali zur Soda; die Wälder liefern in großer Menge das treffliche Johannisbrod, die Flüſſe haben daneben einen Ueberfluß ſchmackhafter Fiſche.

So zieht hier z. B. in dem Rio dolce periodiſch eine ſo ungeheure Menge Fiſche, bei den Spaniern Zabalos genannt, den Strom hinab, daß man ſie nicht mit Netzen fängt, ſondern mit Händen greift. Dann wird weiter keine andere Speiſe von den Indiern genoſſen, ja die ganze Stadt St. Jacob nimmt davon einen widrigen Fiſchgeruch an.

Ein ähnliches Phänomen zeigt ſich gleichfalls, jedoch nur ſelten, in Paraguay.

Bei weitem die wichtigſte Stadt dieſer vaſten Regionen iſt aber in jeder Hinſicht Buenos-Ayres. Sancio del Campo, ein Officier der Flotte des Mendoza, empfand, als er 1535 in die Gegend der jetzigen Stadt kam, eine beſonders angenehme Luft. Er rief: Que buenos ayres son estos! Daher verblieb ihr nachmals der Name. Doch iſt die Luft dort feucht. Sie liegt (34° 35′ ſüdl. Br. und 60° 5′ weſtl. Länge von Paris) unweit der Mündung jenes Rieſenfluſſes la Plata, und verdient einen der erſten Plätze unter den Commerzial-Städten in Rückſicht des ſpaniſchen Waaren- und des portugieſiſchen Schleichhandels.

Die Vertheidigung der Stadt, die Feſtung, iſt am Fluſſe gelegen, aber nicht vorzüglich. Sie enthält die Regierung; unter ihr ſtehen gleichfalls die 30 Ortſchaften der Guaranier. Die Bevölkerung der Stadt ſoll ſich nach Bougainville

nur auf einige 20,000 Weiße, Neger und Mulatten belaufen. Dobrizhofer rechnet 40,000 Einwohner und 3000 gut gebaute, aber doch niedrige Häuſer. Die Kirchen ſind groß und ſchön.

Hier findet man auch eine Akademie, eine Lehranſtalt für die Mathematik und Baukunſt, eine Societät zur Aufnahme des Ackerbaues.

Von Städten oder vielmehr bedeutenden Ortſchaften finden ſich in dieſem Gouvernement noch St. Fe (30° 46′ ſüdl. Br.), Corrientes (27° 43′ ſüdl. Br.) und Montevideo. Die erſte, die vorzüglichſte, iſt unweit des Rio Salado gelegen und hat beträchtlichen Handel, beſonders mit Paraguay-Thee. Corrientes, in der Gabel des Parana und des Paraguay, iſt zwar noch unanſehnlicher als die erſte, allein ihre Lage bietet ihr den trefflichſten Handel für Thee und Brennholz aus den großen Waldungen. Montevideo, 30 Stunden über der öſtlichen Mündung des la Plata, iſt beſonders wegen ſeines Hafens ſchätzbar, hat eine Feſtung und einen eigenen Gouverneur. Sie iſt nur erſt zu Anfange des letzten Jahrhunderts erbaut.

Dieß wäre etwa ſummariſch das Wichtigſte, was uns von einem Ländergebiet bekannt iſt, das an Umfang Deutſchland, Frankreich, die brittiſchen Inſeln, Holland, Italien und Ungarn zuſammengenommen übertrifft, unter dem ſchönſten Himmel gelegen und von erſtaunlichen Flüſſen bewäſſert iſt.

Man laſſe jetzt entweder dort den Spanier einen raſchen Weg zur Verbreitung der Kultur gehen, wie dieß in Mexico und Peru bereits geſchieht, oder man denke ſich dieſe Länder, ja nur einen bedeutenden Theil derſelben, gar in den Händen einer thätigern Nation, z. B. der Britten, was für ein Schauplatz der Wirkſamkeit des Menſchen!

Mögen dann viel tauſend Quadratmeilen der Steppen, die jetzt nur der Ochſe, das Pferd und der Hund bevölkert, die nur von einzelnen Horden wilder Reiter pauſenweiſe beſucht werden, in Ackerland, in Städte und Dorfſchaften ſich umwandeln; es bleiben noch eben ſo viele tauſend übrig, die da ſtets jenen unzählbaren Heerden den üppigſten Wieſenwachs zur Nahrung darbieten.

Die ungeheuren Ströme auf hundert und mehr Meilen, wenigſtens für Frachtſchiffe fahrbar, bringen alle jene bereits jetzt im Großen gewonnenen Produkte des Pflanzen- und des Thierreichs zum Meere; und die unzählbaren Farbehölzer und Medicinalkräuter, die trefflichen Gewürzarten, die ſtarken und ſchönen Holzarten zum Schiffbau und zu der Tiſchlerarbeit, die vielen Harze, alle die Produkte, wovon die Pflanzen ſelbſt bis jetzt nicht einmal durch einen beſtimmten Namen bekannt ſind, gewähren der Geſundheit, den

Künſten, dem Handel und der geſammten Kultur eine neue, ſtets währende Ernte.

Endlich gewinnt dann unläugbar der jetzt in Unſicherheit lebende und mitten in der reichſten Natur oft verſchmachtende Wilde. Unterricht und Humanität ziehen ihn aus ſeinen feuchten Waldungen hervor, vereinigen ihn in große Geſellſchaften. Er verzehrt nicht mehr ſeines Gleichen; er ermordet nicht mehr ſeine eigene Frucht; er brennt nicht mehr die Hütte des Landmanns, die großen Meiereien nieder; er verwüſtet nicht mehr die Städte der Europäer; er jagt nicht mehr meilenweit umher, um ſeine Nahrung zu ſuchen, oder ſeine Mitmenſchen nächtlich zu überfallen; kurz, ſeine traurige, furchtbare Unſtätigkeit hört auf, er wird ein ruhiger, beſſerer, glücklicherer Menſch.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 6

Stuttgart 1820

Geo.u. 498 b-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430363-6